



Sulpiz Boisserée
Bleistiftzeichnung von Luise v. Meyern-Hohenberg

Jahrbuch
der
Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Hans Gerhard Gräf

Siebenter Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
In Kommission beim Insel-Verlag zu Leipzig
1920

Wir leben hir in wunderlichen ereignüßen und Begebenheiten — der Friede sieht dem Krieg so ähnlich wie zwey Tropfen waßer nur daß kein Blut vergoßen wird — .. was uns bevorstebt ist in Dunckelheit eingehüllet — gekocht wird etwas das ist gewiß — .. genung von der Sache — die Deuschen sind kein Volck keine Nation mehr und damit punctum.

Doch ach! Was hilft dem Menschengeist Verstand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenns fieberhaft durchaus im Staate wütet
Und Übel sich in Übeln überbrütet?
Wer schaut hinab von diesem hohen Raum
Ins weite Reich, ihm scheints ein schwerer Traum,
Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet,
Das Ungesetz gesetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrtums sich entfaltet.

Knechtschaft gebietet man nicht, als dem, der Knechtschaft verdienet:
Welch unwürdiges Los traf dich, mein mütterlich Land!
. . . .
Reiß der Bande dich los, der seelenschändenden Bande!
Dränge dich mutig hinan; rette die Ehre der Zeit!

Ist hier nicht, in ungebundener und gebundener Rede, aufs genauste der Zustand geschildert, in dem wir Heutigen leben? Grimm und Schmerz und heiliger Wille der Besten unserer Gegenwart? Man möcht es beschwören, all dies sei im Jahre 1920 geschrieben. Und doch sind diese Worte ein Jahrhundert alt und mehr: das erste ist eine

Stelle aus Frau Rats Brief an Christiane vom 12. Januar 1798; das zweite sind Worte des Kanzlers im 1. Akt von ‚Faust' II. Teil (Vers 4778/86), das dritte zwei Distichen aus der (1799 entstandenen) Elegie ‚Die Wälder' von Goethes „Weimarischem Urfreund" Karl Ludwig v. Knebel, über den der gegenwärtige Band des Jahrbuchs manches Neue bringt. Möchte unser krankes Volk die männliche Mahnung des urdeutschen Knebel beherzigen und, sie erfüllend, genesen.

*

Zum letztenmal erscheint mit vorliegendem Bande das Jahrbuch in dieser Größenform; von Band 8 (1921) an wird der Satzspiegel vergrößert werden, so daß es möglich sein wird: mehr Stoff zu bieten und die Bilder in angemessener Weise wiederzugeben. Zu den Tafeln des gegenwärtigen Bandes sei Folgendes bemerkt:

Das Urbild von Tafel 1, zu den Neuerwerbungen des Goethe-Nationalmuseums gehörend, im ersten Christianen-Zimmer ausgelegt, ist während Boisserées Aufenthalt in Florenz, am 27. Nov. 1837 entstanden, kurz vor Boisserées Weiterreise nach Rom und Neapel. Über die Künstlerin hatte Herr Seminardirektor Dr. Conrad Höfer in Eisenach die Freundlichkeit mir Folgendes mitzuteilen: „Leopoldine Luise Karoline Sabine v. Meyern-Hohenberg, Tochter des Geh. Oberhofmarschalls Ferdinand Edmund Justus Freiherrn v. Meyern-Hohenberg, ist geboren in Coburg am 17. April 1805 und gestorben daselbst am 13. Okt. 1865. Ihr Vater war im Nebenamte der erste Intendant des Hoftheaters (1827). Der spätere Hoftheater-Intendant (1860/8) Gustav v. Meyern-Hohenberg, zugleich dramatischer Dichter (‚Heinrich von Schwerin', ‚Die Braut Konradins' u. a.) war ihr unmittelbarer Vetter. Fräulein Luise v. Meyern-Hohenberg war eine sogenannte Emanzipierte,

sie kutschierte ihren Wagen selbst, rauchte Zigarren wie ein Mann und ärgerte die Hofgesellschaft. Über ihre künstlerische Entwicklung und Tätigkeit ist nichts zu erfahren; sie soll auch gebildhauert haben."

Die vortreffliche photographische Vorlage zu Tafel 4 verdanken wir der Güte des Herrn Geh. Regierungsrats Professor Dr. Martin Möbius in Frankfurt a. M., der seit Jahren unermüdlich tätig ist im Dienste Goethes. Die Inschriften auf den beiden Tafeln links und rechts vom Ausbau lauten:

IN DIESEM HAUSE BEFAND SICH
VON 1810 BIS 1819 DIE BERUEHMTE
SAMMLUNG ALTDEUTSCHER GEMAELDE DER
BRUEDER SULPIZ UND MELCHIOR
BOISSERÉE.

IN DIESEM HAUSE HAT GOETHE
ALS GAST DER BRUEDER BOISSERÉE
VOM 24. SEPTEMBER BIS ZUM 9. OKTOBER
1814 UND VOM 21. SEPTEMBER
BIS ZUM 7. OKTOBER 1815 GEWOHNT.

Das stattliche Haus (jetzt Haupt-Straße Nr. 209) war damals im Besitz des kurfürstlich Pfälzischen Hofkammerrats und Domanialverwalters Johann Karl Schmuck und dessen im Hause wohnhafter Tochter, Frau Amtmann Sartorius. Bei dieser hat Goethe gewohnt; in seinem Brief an Christiane vom 10. Okt. 1814 heißt es: „Zu Hause machte [ich] der Frau Amtmann, deren Zimmer ich eigentlich bewohne, Besuch, und hörte recht gut und schön Reichardts Kompositionen meiner Lieder singen."

Weimar, 6. Juni 1920. Hans Gerhard Gräf.

Nach Umbrechen der Bogen erhielt ich von Werner Deetjen Folgendes, das ich als Nachtrag zur Schlußbemerkung Deetjens auf Seite 236 hier gerne noch aufnehme:

Böttiger empfing die Sammlung übrigens vor Goethe. Am 23. April 1800 schreibt er an Johannes v. Müller: „So eben erhalte ich von Paris die erste Sammlung von tausend Mionnetschen Münzpasten. Eine höhere Präcision und Schönheit in Abformungen läßt sich nicht denken. In dem Paket, das zur Messe von Leipzig an Sie abgeht, werde ich Ihnen einen Katalog der Sammlung beilegen. Mit diesem so verbreiteten Hülfsmittel müssen wir ungemeine Fortschritte in der Alterthumskunde und ethnographischen Archäologie machen" (Briefe an Joh. v. Müller, hrsg. von Maurer-Constant, Schaffhausen 1839, 1,328/9).

Abhandlungen

Goethe als Naturforscher

Von Johannes von Kries (Freiburg i. B.)

Vortrag, gehalten bei der Tagung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar am 28. September 1919

Hochansehnliche Versammlung! Daß in der Veranlagung Goethes die Liebe zur Natur und die Leidenschaft für ihre Erforschung kaum minder auffällig hervortritt als der dichterische Genius, daß in seiner rastlosen Arbeit der Beobachtung der natürlichen Dinge und Vorgänge ein ebenso großer, ja vielleicht ein größerer Raum vergönnt war als dem poetischen Schaffen: diese Tatsache ist allbekannt und hat seit langer Zeit die ihr gebührende Beachtung gefunden. Jede allgemeine Darstellung von Goethes Leben und Persönlichkeit beschäftigt sich mit ihr; eine kaum mehr übersehbare Anzahl von Vorträgen, Aufsätzen, monographischen Darstellungen ist ihr gewidmet worden und hat sie, sei es im ganzen, sei es in einzelnen Teilen, vielfach in ausgezeichneter Weise beleuchtet. Auch dürfen über manche, eine Zeitlang viel umstrittene Fragen allmählich wohl die Akten als geschlossen angesehen werden. Wenn trotz dieser Umstände unser verehrter Vorstand an mich mit der ehrenvollen Aufforderung herantrat, zu Ihnen über Goethe als Naturforscher zu sprechen, so hat er sich dabei ohne Zweifel von der Erwägung leiten lassen, daß eine erneute Betrachtung doch immer wieder möglich und lohnend sei, daß ein solcher Gegenstand überhaupt nicht eigentlich erschöpft oder erledigt werden könne. Wie ich glaube, trifft dies in der Tat zu, sogar in höherem Maße, als es schon auf den ersten

Blick einleuchtend erscheinen mag. Denn nicht nur wird, was sich von selbst versteht, dem einen dies, dem anderen jenes vorzugsweise interessant und beachtenswert sein, nicht nur lassen sich die nämlichen Tatsachen in verschiedene Zusammenhänge bringen und unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, sondern es kommt noch dazu, daß auch der Wandel allgemeiner Anschauungen geeignet ist, die ganze Auffassung der gestellten Aufgabe zu modifizieren. So sind in den zwei letzten Jahrzehnten die Anschauungen darüber in eine gewisse Bewegung gekommen, wie wir überhaupt die Aufgabe der Naturwissenschaft zu bestimmen und zu umgrenzen haben. Beachtenswerte Anregungen gehen dahin, in gewissem Umfange auch die wissenschaftliche Erforschung des Seelenlebens, die Psychologie, der Naturforschung zuzurechnen. Kann auch den Erwägungen, auf die sich dies stützt, nur mit mancherlei Vorbehalten und Einschränkungen zugestimmt werden, und erscheint diese Ausdehnung dessen, was wir Naturwissenschaft und Naturforschung zu nennen haben, nicht gerade zwingend, so ist sie doch ohne Zweifel in vielem Sinne berechtigt und fruchtbar. Und so möchte ich denn heute über Goethe als Psychologen, über Goethes Psychologie sprechen. Auch darf ich mich hierauf um so mehr beschränken, als sich dabei von selbst Gelegenheit bietet, auch von Goethes Naturforschung im engeren hergebrachten Sinne, wenngleich auch wieder nur unter besonderen Gesichtspunkten zu reden. Bevor ich mich meinem Gegenstande zuwende, ist es aber geboten, Sie mit einigen Bemerkungen über Grund und Bedeutung jener veränderten Zurechnung zu unterrichten.

In der Gesamtheit unseres Wirklichkeits-Erkennens können wir zwei durchaus und grundsätzlich verschiedene Teile auseinanderhalten. Wir können uns zunächst die Aufgabe stellen, die der Wirklichkeit eignen gesetzlichen Ord-

nungen und Regelmäßigkeiten zu erforschen und darzustellen. Ohne Zweifel aber würde selbst eine ganz vollständige Lösung dieser Aufgabe noch keineswegs eine erschöpfende Kenntnis des ganzen Wirklichkeits-Verhaltens bedeuten. Denn in vielen Hinsichten ist dies sicher nicht aus allgemeinen Gesetzen abzuleiten, sondern nur als ein tatsächlich Gegebenes zu erkennen. So folgt, um ein einfaches Beispiel anzuführen, die Bewegung der Himmelskörper gewissen allgemeinen Regeln, die wir etwa als Anziehungsgesetze festlegen können. Welche Massen aber überhaupt vorhanden und wie sie von Haus aus angeordnet sind, das scheint einem allgemeinen Gesetz nicht unterstellt zu sein. Wir müssen uns hier mit der Einsicht begnügen, daß die Dinge sich tatsächlich so verhalten. Man kann demgemäß die in der Form eines Gesetzes ausdrückbaren und die durch die Gesamtheit der Gesetze noch offen gelassenen, die nomologischen und die ontologischen Bestimmungen der Wirklichkeit unterscheiden[1]. Und es ist namentlich zu beachten, daß in den einzelnen, individuellen Verhaltungsweisen überall Bestimmungen dieser letzteren, ontologischen Art mit zur Erscheinung kommen.

An diese und mancherlei ähnliche, ältere und neuere Gedanken anknüpfend, hat Windelband in seiner vielbeachteten Rede über ‚Geschichte und Naturwissenschaft'[2] für die Einteilung und Ordnung der wissenschaftlichen Disziplinen neue und bedeutungsvolle Richtlinien entworfen. Die Naturwissenschaften sind berufen und bestrebt, die Gesetz-

[1] Eine strenge Durchführung dieses Gegensatzes habe ich zuerst in meinen ‚Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung' (Freiburg 1886, S. 85 f.) gegeben. Dort habe ich auch die hier benutzten Namen „nomologisch" und „ontologisch" eingeführt. Eine eingehendere Besprechung der betreffenden Verhältnisse findet sich in meiner ‚Logik' (Tübingen 1916), insbesondere S. 53 u. 116. — [2] Wilhelm Windelband: Präludien, 5. Aufl., 2, 136.

mäßigkeiten der Wirklichkeit zu ermitteln. In vollem Gegensatz hierzu hat die Geschichte sich gerade mit dem zu befassen, was die Wirklichkeit nicht zufolge eines allgemeinen Gesetzes, was sie als ein Einzelnes und Individuelles darbietet. Ermangeln aber solche Einzeltatsachen in der Regel derjenigen Bedeutung, die uns veranlassen könnte, sie überhaupt zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Festhaltung zu machen, so beschränkt sich hier naturgemäß die wissenschaftliche Aufgabe auf diejenigen, die mit dem uns Wertvollen, insbesondere mit Kulturgütern und Kulturaufgaben in Verbindung stehen. Und so bestimmt sich der Inhalt der Geschichtswissenschaft überall nach Wert-Gesichtspunkten, die wiederum der nur nach den Gesetzmäßigkeiten forschenden Naturwissenschaft fremd, ja ihr durchaus fernzuhalten sind.

Geht man hiervon aus, so erscheint als bedeutungsvollstes Kriterium aller wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Wirklichkeit das, ob sie auf die Erfassung von Gesetzmäßigkeiten oder ob sie auf die Festhaltung der uns in irgendeinem Sinne wertvollen Einzelverhaltungsweisen gerichtet ist. Und erblicken wir in der ersten Zielsetzung das charakteristische Merkmal der Naturforschung, so haben wir insbesondere auch die Seelenlehre als ein Gebiet der Naturforschung in Anspruch zu nehmen, wie dies Windelband als eine bedeutsame Folgerung seiner ganzen Auffassung auch getan hat. Zwar möchte ich mich, wie gesagt, nicht ohne Vorbehalt und ohne Einschränkung auf diesen Standpunkt stellen. Haben wir doch Anlaß, schon in dem, was nach alter Übung Naturwissenschaft genannt wird, rein beschreibende Teile denen gegenüber zu stellen, die sich in strengerem Sinne mit den Gesetzen befassen. Allein das dürfen wir uns unbedenklich aus der Lehre Windelbands zu eigen machen, daß auch die Erforschung und Erkenntnis

menschlichen Seelenlebens in einer Art geschehen kann, die sich nach Methode und Ergebnis der uns in anderen Gebieten gewohnten Naturforschung anschließt.

So gefaßt wird schon die Frage, ob Goethe ein Psycholog war, ob er sich mit Seelenlehre und Seelenkunde befaßt habe, nicht ganz überflüssig, ihre Beantwortung nicht so selbstverständlich erscheinen, wie dies auf den ersten Blick der Fall sein könnte. Das freilich versteht sich von selbst, daß in gewissem Sinne jeder Dichter, den reinen Lyriker vielleicht ausgenommen, Psycholog sein muß, und daß Goethe, den wir als feinsten und tiefsten Kenner des menschlichen Herzens und Gemütes verehren, es in hervorragendem Maße war. Aber diese unerläßliche Kenntnis der menschlichen Seele ist ja eine anschauliche und individuelle. Aus einer solchen, man kann sagen, instinktiven Erfassung ergibt sich dem Dramatiker, dem Romandichter, wie die einzelne Persönlichkeit seiner Dichtung unter bestimmten Bedingungen sprechen und handeln muß. Von dieser anschaulich dichterischen Seelenkenntnis können wir die auf ein naturwissenschaftliches Verfahren gestimmte, nach der wir hier fragen, sehr wohl unterscheiden. Es wird sich fragen, wie weit sich jene zu begrifflichen Formulierungen und zu Aufstellungen von allgemeinerer Bedeutung verdichtet. Und es wird unsere Aufgabe sein, in Goethes Gedanken und Lehren all dem nachzugehen, was in diesem Sinne einer wissenschaftlichen Seelenlehre zugehört oder sich auch nur annähert.

Züge dieser Art lassen sich, wie mir scheint, schon da feststellen, wo es sich nicht um Verallgemeinerungen handelt, die auf psychologische Gesetze gerichtet sind, sondern bei der Beschreibung einzelner Personen. Namentlich in denjenigen Schriften Goethes, die Ereignisse seines eigenen Lebens erzählen, fällt auf, daß der Beschreibung der Per-

sönlichkeiten, mit denen er in Berührung kommt, ein verhältnismäßig breiter Raum gegeben ist. Und diese Beschreibungen haben etwas ungemein Eigenartiges. Man bemerkt, daß Goethe dem neuen Menschen gegenüber ganz wie gegenüber einem neuen Naturgebilde bemüht war, dessen Eigenschaften sich aufs genaueste klarzumachen und in den dafür geeigneten Begriffen festzulegen. Unwillkürlich fühlt man sich daran erinnert, wie ein Naturforscher eine ihm neu vorkommende Pflanze, ein neues Gestein mit der peinlichen Sorgfalt und Genauigkeit beschreibt, die für ihre Wiedererkennung, für ihre Einordnung in ein System erforderlich wäre. Ich möchte hier namentlich darauf hinweisen, wie in ‚Dichtung und Wahrheit' die zahlreichen Personen seines Straßburger Verkehrskreises beschrieben werden. Dürfen wir seinem dortigen, freilich ja viel später niedergeschriebenen Bericht Glauben schenken, so empfand er sogar unmittelbar nach der ersten Begegnung mit Friederike das Bedürfnis, sich die Eigenschaften klarzumachen, durch die das reizende Mädchen ihn bezaubert hatte.

Das gleiche gilt auch für die überaus zahlreichen Schilderungen einzelner Persönlichkeiten, die wir in seinen Gesprächen antreffen. Es gilt übrigens auch für seine Beschreibungen solcher Personen, die ihm nicht oder nicht in erster Linie durch persönliche Begegnung, sondern vorzugsweise literarisch bekannt waren. Man denke an seine Bemerkungen über Bürger, Byron und unzählige andere.

Sind diese Charakterisierungen einzelner Persönlichkeiten unzweifelhaft von naturforscherischem Geiste getragen, so bewegen sie sich doch im Gebiete des Individuellen. In höherem Grade nähern wir uns naturwissenschaftlicher Methode, wo es sich darum handelt, die wesentlichen Eigentümlichkeiten ganzer Klassen und Gruppen zu erfassen

und darzustellen. Wie viel Interessantes und Bedeutendes auch in dieser Richtung Goethe sich klar gemacht und in seinen, sei es schriftlichen, sei es mündlichen Äußerungen niedergelegt hat, ist bekannt. Es mag genügen, hier an seine treffenden Bemerkungen über verschiedene Nationalitäten zu erinnern, z. B. über die schon damals in Weimar häufig gesehenen jungen Engländer, an die Charakterisierung der Franzosen als der Weiber unter den europäischen Völkern; ferner an die Aufstellung ganzer Gruppen durch eigenartige Veranlagung ausgezeichneter Persönlichkeiten, von denen die problematischen Naturen wohl das bekannteste Beispiel sind.

Wir kommen auf Gegenstände, die zwar ähnlich, aber von weit umfassenderer Bedeutung sind, und deren Behandlung sich der naturwissenschaftlichen Fragestellung noch mehr nähert, wenn wir an die beiden durch natürliche Verhältnisse bedingten Gliederungen des Menschengeschlechtes denken, den Unterschied der Lebensalter und den Gegensatz der Geschlechter.

Über die seelische Entwicklung, die den Ablauf des Lebens vom Kindesalter bis zum Ende begleitet, sind uns Goethes Ansichten aus einer Fülle verstreuter Aussprüche erkennbar. Und handelt es sich dabei überall um Aufstellungen von allgemeinster Bedeutung, so werden wir hier sicherlich in unserem Sinne von einer naturwissenschaftlichen Betrachtung reden dürfen. Ja, es erscheint dies um so mehr berechtigt, als ohnehin hier der enge Zusammenhang mit seinen allgemeinen biologischen Anschauungen maßgebend hervortritt. Diesen entspricht vor allem die Überzeugung, daß schon in der frühen Kindheit die wesentlichen Eigenschaften des reifen Alters vorgezeichnet und fest gegeben sind. Jeder durchläuft seine Jahre „nach dem Gesetz, wonach er angetreten“. Auch die Entwicklung, die wir vom

Kindesalter bis zum Grabe durchzumachen haben, ist eine naturgemäß gegebene, die man den Einzelnen weder ersparen kann, noch soll. Hierher gehört auch jener bekannte Ausspruch, der uns gegenwärtig durch seine Analogie mit Häckels biogenetischem Grundgesetz besonders interessiert: daß die Jugend doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen muß. Wie das einzelne Individuum körperlich die stammesgeschichtliche Entwicklung seiner Vorfahren wiederholt, so ähnelt die geistig-seelische Ausbildung dem Entwicklungsgange, den die Menschheit, zu höheren Kulturformen fortschreitend, durchmessen hat.

Es hängt mit der praktischen Richtung Goethescher Denkweise zusammen, daß ihn auch das Verhältnis der Lebensalter, die Fragen der Entwicklung ganz vorzugsweise unter dem pädagogischen Gesichtspunkt interessierten. Und so begegnen wir denn dem gleichen oder doch einem ähnlichen Gedanken auch besonders in der Form, daß in der Erziehung die von Haus aus gegebene Eigenart des Einzelnen zu beachten und zu respektieren sei. Es gibt gewiß ganz des Dichters eigene Meinung wieder, wenn die Mutter Hermanns dem den Sohn mißmutig tadelnden Vater verständig entgegenhält:

... wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben.

Nur soll man sich hüten, die Eigenheiten noch geflissentlich zu verstärken, vielmehr einer gewissen Harmonie, einem Gleichgewicht der verschiedenen Anlagen zustreben. So empfiehlt denn Goethe, im Unterricht der Kinder das, wofür sie eine ausgesprochene Veranlagung besitzen, nicht zu stark zu betonen und zu begünstigen, da die natürliche

Entwicklung ohnehin schon in genügendem Maße zur Ausbildung solcher Anlagen dränge, sondern gerade denjenigen Seiten, die minder begünstigt sind, durch Anregung und Unterweisung zu Hilfe zu kommen: „Unsere Stärken bilden sich gewissermaßen von selbst. Aber diejenigen Keime und Anlagen unserer Natur, die nicht unsere tägliche Richtung und nicht so mächtig sind, wollen eine besondere Pflege, damit sie gleichfalls zu Stärken werden."

Auch über die Wandlungen, die wir im Gang des Lebens erfahren, hat er uns nicht weniges gesagt, was von Interesse und Bedeutung ist. Von naturwissenschaftlicher Seite[1] ist unlängst gezeigt worden, wie kurz im allgemeinen die Zeiten höchster Leistungsfähigkeit, wenigstens in manchen Hinsichten, bemessen sind, und daß die neuen und bahnbrechenden Gedanken genialer Forscher sich meist in den Beginn des dritten Jahrzehntes zurückverfolgen lassen, während die spätere Zeit nur ihrer weiteren Ausführung und Verarbeitung gewidmet ist. Auch Goethe spricht sich gelegentlich darüber aus, wie die Produktivität der Jugend im Alter nicht wieder erreicht werde. Hier sei auch an seine merkwürdigen Gedanken über eine wiederholte Pubertät genialer Naturen erinnert, die sich mit manchen modernen Anschauungen nahe berühren.

Ganz ähnlich aber wie für die verschiedenen Individuen, so nimmt Goethe auch für die Lebensalter eine gewisse Gleichberechtigung in Anspruch. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß man mit den Jahren immer klüger werde. Freilich erscheinen die Dinge dem Jüngling, dem Manne, dem Greis verschieden, aber doch nur in demselben Sinn, wie eine Landschaft, von verschiedenen Stellen betrachtet,

[1] Robert Tigerstedt: Zur Psychologie der naturwissenschaftlichen Forschung. Vortrag in der zweiten Versammlung nordischer Naturforscher und Ärzte (Helsingfors 1902).

ungleich aussieht. An sich sei die eine Betrachtung nicht besser oder richtiger als die andere.

Tröstlich für denjenigen, der sich der Endstrecke des Lebens nähert, ist es, wenn Goethe an anderer Stelle auch für das hohe Alter die Fähigkeit in Anspruch nimmt, Neues zu erfassen und sich dadurch selbst zu erneuern: „Bin ich denn darum achtzig Jahre alt geworden, daß ich immer dasselbe denken soll? Ich strebe vielmehr täglich, etwas Anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muß sich immerfort verändern, erneuern, verjüngen, um nicht zu verstocken." Ja, wir lesen an anderer Stelle sogar: wenn man alt ist, müsse man mehr tun, als da man jung war. Die Milde des Urteils aber, die dem Alter eigen ist, wo hätte sie einen rührenderen Ausdruck und eine verständnisvollere Erklärung gefunden, als wenn Goethe sagt: „Ich sehe keinen Fehler, den ich nicht selbst begangen hätte."

Die Frage, welche Unterschiede seelischer Veranlagung und seelischen Wesens zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht bestehen, hat nicht minder Goethe aufs mannigfaltigste beschäftigt. Versuchen wir uns zu vergegenwärtigen, was er in dieser Hinsicht gedacht und uns gelehrt hat, so müssen wir vor allem hervorheben, daß es seiner ganzen Denkweise entsprach, bedeutungsvolle Unterschiede der Geschlechter als etwas fest und naturgemäß Gegebenes zu betrachten. Der Unterschied von Mann und Weib gehörte ja auch zu jenen polaren Gegensätzen, die er als eine die Natur in größtem Umfange beherrschende Gestaltungsform auf den verschiedensten Gebieten immer wieder zu erkennen glaubte. Dabei handelt es sich aber um Unterschiede, die nicht nur Ungleichheiten der Befähigung bedeuten, sondern aus denen sich vor allem auch bestimmte Grenzen der Aufgaben und Pflichten ergeben. So begegnen wir denn in verschiedener Form und in verschiedenen Ge-

bieten Aussprüchen, die dahin gehen, daß dieses dem Manne, ein anderes dem Weibe naturgemäß und bestimmt sei, anstehe und gezieme. Erinnern wir uns der schönen Worte, in denen Dorothea das Dienen als Beruf und Bestimmung des Weibes hinstellt, so ist sehr bezeichnend, wie sie diese Aufgabe und auch die Befähigung dazu mit dem durch die Natur am festesten vorgezeichneten Schicksal des Frauenlebens in Verbindung bringt, der Mutterschaft und Kindespflege. Über die Bestimmung des Weibes, zu dienen, hat sich Goethe noch mehrfach ausgesprochen und ihr mit feiner Unterscheidung die Pflicht des Mannes, zu gehorchen, entgegengestellt. Aber auch bestimmte Unterschiede in der Art sittlichen Strebens und der moralischen Wertungen erachtete Goethe als dem Unterschiede der Geschlechter angemessen. Daß der Mann nach Freiheit, das Weib nach Sitte strebt und streben soll, läßt Goethe die Prinzessin im ‚Tasso' sagen. Gewiß aber soll damit nicht etwas bloß für jene Zeit und ihre sozialen Verhältnisse Zutreffendes, sondern etwas allgemein Gültiges ausgesprochen sein. Vor allem dürfen wir hier auch der Worte gedenken, in die Goethe die gewaltigste und tiefste seiner Dichtungen ausklingen läßt:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Ist zwar auch darüber, was hier mit dem Ewig-Weiblichen gemeint sei, viel gestritten worden, so unterliegt es doch wohl keinem Zweifel, daß er die verzeihende Liebe, die gnadenvolle Milde im Auge hatte. Diese wollte er, dem Grundgedanken der Madonnenverehrung sich anschließend, als Vorrecht weiblichen Empfindens hinstellen.

Eine naturwissenschaftlich orientierte Psychologie würde ja nun wohl versuchen müssen, diese und andere Unterschiede männlichen und weiblichen Wesens in noch allge-

meinerer und tiefer gehender Weise zu erfassen, ihre letzten Gründe zu erkennen, namentlich auch zu ermitteln, wie weit es sich um fest gegebene Unterschiede der Anlage, wie weit um Ergebnisse erzieherischer Beeinflussungen handelt, die durch die jeweils bestehenden sozialen Verhältnisse gegeben sind. Es will mir scheinen, daß Goethe in bezug auf Fragen dieser Art nicht in dem Maße, wie man es erwarten sollte, zu festen Ergebnissen gelangt ist. Überblickt man, was sich namentlich in seinen Gesprächen an Äußerungen dieser Art findet, so fällt auf, daß es überhaupt verhältnismäßig wenig ist, und daß die Äußerungen über das weibliche Geschlecht, überwiegend nicht eben günstig klingend, wohl kaum ein erschöpfendes Bild seiner Meinungen geben. Der Meinung, daß das Urteil der Frauen leicht durch gefühlsmäßige Rücksichten getrübt wird, stimmt auch er wohl zu. Wir finden dies z. B. für ästhetische Beurteilungen gelegentlich ausgesprochen. „Sie lassen sich bei der Beurteilung eines Buches zu sehr dadurch bestimmen, ob ihnen der Held liebenswert oder anziehend erscheint."

Die vorzugsweise interessierende Frage, wie Goethe die rein intellektuelle Befähigung des weiblichen Geschlechtes beurteilt habe, erfordert meines Bedünkens große Vorsicht. Sicher ist wohl, daß er der Frau die Befähigung zur selbständigen wissenschaftlichen Hervorbringung, wenn auch nicht abzusprechen, doch nur in beschränktem Maße zuzuerkennen geneigt war. Die Prinzessin im ‚Tasso' findet die Frucht ihrer hohen und feinen Bildung doch nur darin, daß sie, wenn kluge Männer reden, verstehen kann, wie sie es meinen. — In einer Unterhaltung mit Riemer sagt Goethe: „Die Weiber haben das Eigenartige, daß sie das F e r t i g e zu ihren Absichten verarbeiten und verbrauchen. Der Mann schafft und erwirbt. Die Frau verwendet's. Das ist auch im weiteren Sinne das Gesetz, unter dem beide

Naturen stehen. Daher muß man einer Frau das Fertige geben."

Eine ganz allgemeine, etwas abfällige Beurteilung des weiblichen Intellekts klingt uns aus dem Verschen entgegen:

Was die Weiber lieben und hassen,
Das wollen wir ihnen gelten lassen;
Wenn sie aber urteilen und meinen,
Da will's oft wunderlich erscheinen.

Indessen lehrt wohl schon der Ausdruck der letzten Zeile, daß es hier mehr auf eine launige Formulierung als auf tiefdringende Erfassung eines psychologischen Sachverhaltes abgesehen war. Und wir müssen uns wohl hüten, zu weit gehende Folgerungen über Goethes Anschauungen daran zu knüpfen. Schon der Verkehr, in dem Goethe sein Leben lang mit einer Anzahl geistig hochstehender Frauen gestanden hat, beweist hinlänglich, daß er bei ihnen nicht nur Interesse für seine Geschicke, Teilnahme für die Bedürfnisse seines Gemüts, sondern auch weitgehendes Verständnis für seine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen zu finden erwartete. Auch wird man sich erinnern müssen, wie viele kluge und tief durchdachte Worte Goethe in seinen Dichtungen weiblichen Personen in den Mund gelegt hat. Gerade jene schönen Bemerkungen über Natur und Aufgabe des weiblichen Geschlechts, die längst Gemeingut aller Gebildeten geworden sind, begegnen uns als Aussprüche von Frauen, der Dorothea, der Mutter Hermanns, der Prinzessin, der Iphigenie u. a. Ganz besonders aber möchte ich hier auf die mannigfaltigen Betrachtungen hinweisen, die Goethe zuerst in den ‚Wahlverwandtschaften' als „Ottiliens Tagebuch" darbot, um sie später seinen ‚Maximen und Reflexionen' einzuverleiben. Von der intellektuellen Befähigung der Frauen konnte

er doch nicht gar so gering denken, wenn es ihm angängig erschien, so viele feine und tiefe Gedanken als die Ergebnisse stiller und sinniger Betrachtung eines jungen Mädchens darzustellen.

Bewegen sich in den bisher besprochenen Gebieten die Betrachtungen Goethes wenigstens großenteils in Bahnen, die einer naturwissenschaftlichen Seelenlehre nahekommen, so gilt dies noch mehr für Gedanken und Urteile spezielleren Inhalts, die wir bei Goethe in unbegrenzter Fülle antreffen. Jedermann weiß, welchen Schatz tiefer und mannigfaltiger Lebensweisheit seine Werke, insbesondere auch seine Gespräche bergen. In der Tat gibt es kein Gebiet im menschlichen Sein und Wesen, Tun und Treiben, wofür sich nicht für Goethe aus dem Reichtum der Erfahrung und aus zusammenfassendem Nachdenken eine Fülle eigenartiger und bedeutender Gedanken ergeben hätte, die wir in all seinen literarischen Erzeugnissen, in Briefen und Gesprächen, freilich ohne jeden Versuch einer systematischen Verbindung, aber wie eine unendliche Zahl von Edelsteinen verstreut und eingesprengt finden. Intellektuelle und moralische Eigenschaften, wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung, Berufe und Stände, Völker und Zeiten: es gab nichts, was nicht sein Interesse auf sich gezogen, worüber er sich nicht in bedeutender Weise ausgesprochen hätte. Alles aber, was er uns hier zu sagen weiß, was ist es im Grunde Anderes als eine Summe von Gedanken über allgemeine Verhältnisse menschlichen Seelenlebens?

Der Versuch, alles dieser Art, was wir bei Goethe finden, nach der von einer systematischen Seelenlehre geforderten Ordnung zusammenzubringen, dürfte nicht unausführbar und gewiß lohnend sein. Hier darf ich daran nicht denken, denn es würde mich nicht nur über die hier gesteckten zeitlichen Grenzen weit hinaus führen, sondern

auch in Gefahr bringen, Sie durch die Anführung bekanntester Dinge zu ermüden. Denn wem käme nicht sogleich in den Sinn, was uns Goethe (um nur an Bekanntestes zu erinnern) über Wert und Berechtigung eines glücklichen Leichtsinns, über Geduld und Ungeduld, über die erzieherische Wirkung des Leidens, über Bescheidenheit und Dünkel, über den Wert der Selbsterkenntnis, über Dankbarkeit und unzähliges Andere sagt. Auch genügt dieser ganz allgemeine Hinweis, um zu zeigen, wie sehr auch die Psychologie Goethes von naturforscherischem Geiste getragen ist, und wie auch hier eine einzigartige Veranlagung ihn zu Ergebnissen von höchster Bedeutung geführt hat. Sicher wird denn auch eine wissenschaftliche Seelenlehre (von der wir ja erst Anfänge besitzen) in den Gedanken Goethes nicht nur die mannigfachste Anregung finden, sondern sich vieles davon ohne weiteres als wichtigen Bestandteil aneignen können.

Darf ich von einer Verfolgung dieser Dinge im einzelnen hier absehen, so möchte ich statt dessen einen Punkt etwas eingehender besprechen, der von weitergehender Bedeutung und deswegen von besonderem Interesse ist. Er betrifft die intellektuellen Verhältnisse des Menschen, die allgemeinen Fragen des Erkennens, des Lernens und Wissens. Handelt es sich hier auch um Dinge, die nicht ohne weiteres unbedingt der Psychologie zuzurechnen sind, so stehen sie doch zu ihr in engster Beziehung, und wir werden sehen, daß Goethe selbst jedenfalls geneigt war, sie ganz unter psychologischen Gesichtspunkten zu betrachten. Wie dachte Goethe, was sagt er uns über menschliches Erkennen und Denken, über die Art vor allem, in der wir die Wirklichkeit zu erfassen befähigt sind und versuchen sollen? Es unterliegt keinem Zweifel, daß Goethe namentlich mit Bezug auf denjenigen Teil unseres Wirklichkeitserken-

nens, der im Mittelpunkt seines Interesses und seiner Arbeit stand, die Naturforschung, auch diese methodischen Fragen reiflichst erwogen hat und dabei zu sehr bestimmten, für sein ganzes Wesen und seine Denkweise charakteristischen Anschauungen gelangt ist. Sind uns auch diese nicht aus einer systematischen Darstellung, sondern nur aus verstreuten Äußerungen erkennbar, so sind doch diese besonders zahlreich. Überdies aber kommt uns hier zugute, daß wir uns unbedenklich auch auf Goethes eigene Naturforschung stützen dürfen. Zwar ist gewiß nicht anzunehmen, daß er durch allgemeine Überlegungen zur Einhaltung eines bestimmten Weges veranlaßt wurde. Vielmehr bot sich ihm seiner ganzen Natur nach ein bestimmtes Verfahren gewissermaßen von selbst dar. Indem sich dies aber als fruchtbar und erfolgreich bewährte, befestigte sich auch in ihm die Überzeugung, daß eben dies das richtige und gebotene sei. Die Frage, welches Verfahren er für das richtige gehalten und empfohlen hat, dürfen und müssen wir also überall durch die ergänzen, wie er selbst zu Werke gegangen ist.

Betrachten wir nun Goethes Lehren und seine eigene Forschung, so tritt uns als auffälligstes Merkmal dies entgegen, daß der ausgiebigste und sorgfältigste Gebrauch unserer Sinne, das Wahrnehmen und Beobachten mit größtem Nachdruck als die Hauptsache betont wird. Nicht nur die von dem festen Boden der Erfahrung ganz abgelöste Spekulation erschien ihm durchaus unfruchtbar, sondern auch die an die Erfahrung anknüpfende und an ihr wiederum prüfbare Theorie erschien ihm als ein weniger ratsamer, viel häufiger in die Irre als zu wertvollen Ergebnissen führender Weg. Niemals hat er sie empfohlen oder ihre Notwendigkeit betont, unzählige Male aber vor ihr gewarnt und auf ihren geringen Nutzen hingewiesen.

„Man halte sich ans Phänomen!“ so mahnt er unermüdlich. „Theorien“, sagt er einmal, „sind gewöhnlich Übereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gern los sein möchte.“ Wie sehr sich in Goethes eigener Tätigkeit dieser Grundsatz verkörpert, ist bekannt. Wer das ungeheuere Material seiner Niederschriften und Notizen, seiner Sammlungen und Zeichnungen überblickt, ist ja immer wieder aufs neue von Bewunderung erfüllt, nicht nur für die Vielseitigkeit seines Interesses, für die unermüdliche Arbeitskraft, sondern vor allem auch für das überall erkennbare Bestreben, jeden Gedanken auf die breiteste Grundlage der Erfahrung zu stellen, das Beobachtungsmaterial auszubreiten und zu vervollständigen.

Trotzdem lag natürlich Goethe die Meinung fern, daß sich unser Natur-Erkennen mit der sinnlichen Wahrnehmung erschöpfe, daß es für uns überhaupt oder auch nur für unsere Naturforschung nichts geben solle, als was wir unmittelbar sehen, hören und tasten können. Davon vor allem war er durchdrungen, daß das richtige Beobachten selbst eine Kunst sei, die erlernt werden wolle und nicht leicht zu erlernen sei.

Was ist das Schwerste von allem? Was dir das Leichteste dünket:
Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt.

In welchem Sinne aber, in welcher Weise über die Wahrnehmung hinaus oder von ihr weiter fortzuschreiten sei, darüber sind Goethes Ansichten nicht mit Einem Wort anzugeben, vor allem schon, weil sie ohne Zweifel eine gewisse Wandlung und Entwicklung erkennen lassen. Namentlich seine auf die Metamorphose der Pflanze bezüglichen Gedanken sind in dieser Hinsicht von Bedeutung und Interesse. Die botanischen Studien hatten ihn auf den Gedanken einer Urpflanze geführt, eines Gebildes, in dem das allen Pflanzen Gemeinsame, namentlich auch der

innere Zusammenhang ihrer verschiedenen Organe in einfachster, unmittelbar erkennbarer Weise gegeben wäre. Anfangs hatte er ohne Zweifel die Hoffnung, unter den unzähligen Formen auch eine solche Urpflanze als eine realiter existierende aufzufinden. Sehr bald jedoch begegnen wir dem gleichen Gedanken in der Form, daß es möglich sein muß und unsere Aufgabe ist, den einer Mannigfaltigkeit von Formen gemeinsamen Typus zu erkennen und darzustellen. Das Gesuchte brauchte nach dieser Auffassung keineswegs etwas unmittelbar zutage Liegendes, direkt Sichtbares zu bedeuten, sondern etwas, was durch reflektierende und vergleichende Betrachtung oder durch eine besondere Art der Anschauung, jedenfalls durch eine geistige Tätigkeit gefunden wird. Zutreffend sagte daher Schiller in jener Unterhaltung, über die Goethe selbst wiederholt berichtet hat: „Das ist keine Erfahrung, sondern eine Idee", eine Bemerkung, von der Goethe zunächst betroffen war, deren Richtigkeit er aber allmählich immer mehr anerkannt hat. Daß also für eine erfolgreiche Naturforschung neben der sinnlichen Wahrnehmung noch eine andersartige Funktion, eine geistige Betätigung erforderlich sei, das hat Goethe sicherlich nicht verkannt. Von welcher Art nun des genaueren jene intellektuelle Tätigkeit sein dürfe oder müsse, darüber hat sich Goethe nicht allgemein ausgesprochen, und er mag wohl anerkannt haben, daß sie je nach dem Gegenstande und sonstigen Umständen verschieden sein kann. Immerhin ist beachtenswert, daß in Goethes eigener Forschung ein ganz bestimmtes Verfahren eine beherrschende Bedeutung besitzt, bei dem auch dieser geistigen Verarbeitung eine ganz bestimmte Aufgabe vorgezeichnet ist. Magnus[1] hat mit Recht darauf hingewiesen, wie Goethe überall bestrebt war, die Lücken und Sprünge,

[1] Rudolf Magnus: Goethe als Naturforscher (Leipzig 1906), S. 75. 132.

die die natürlichen Dinge und Vorgänge aufzuweisen scheinen, auszufüllen, die verbindenden Übergänge aufzusuchen oder herzustellen. Goethe selbst spricht einmal von den Übergängen als dem, „worauf doch alles ankomme“.

Bei diesem Verfahren fällt nun auch der Schwerpunkt geistiger Verarbeitung in diejenige Funktion, die sich überall als die einfachste und natürlichste der sinnlichen Wahrnehmung anschließt. Denn diese besteht ohne Zweifel darin, aus der Fülle ähnlicher Einzeleindrücke, die sich ohne Unterbrechung aneinander reihen, den allgemeinen Begriff zu bilden, der sie alle umfaßt und dem sie sich unterordnen. So entstehen die einfachsten Begriffe von unmittelbar sinnlicher Bedeutung, wie etwa Linie und Ecke, Rot und Süß, Blatt und Baum, Hund und Pferd. Bedeutet nun aber jeder derartige Begriff auch wieder nichts anderes als die Summe einzelner Eindrücke, die sich ihm mit dem Gefühl einer unmittelbaren Selbstverständlichkeit unterordnen, so stehen wir auch mit dem der Bildung und dem Gebrauch solcher Begriffe noch ganz auf dem Boden der sinnlichen Wahrnehmung. Dem entspricht es auch, daß Goethe wohl geneigt ist, jene freilich unerläßliche psychische Verarbeitung des Wahrgenommenen als eine Sache des gesunden Menschenverstandes zu bezeichnen, als etwas also, worauf im allgemeinen ohne weiteres gerechnet werden darf.

Der engste Anschluß an die sinnlichen Wahrnehmungen war es also, was Goethe vor allem forderte, und wir bezeichnen hiermit das hervorstechendste Merkmal seiner Anschauungen über alles Naturerkennen.

Die große Bedeutung dieses Umstandes tritt erst hervor, wenn wir beachten, daß die neuere Naturforschung diesen Anschluß zum großen Teil aufgegeben hat, und daß eben hierauf der Gegensatz beruht, in dem sie vielfach zu Goe-

thes Grundsätzen steht. Ziehen wir zur Erläuterung dieses Gegensatzes ein bestimmtes Beispiel heran, etwa die Verhältnisse des Lichts und des Sehens. Hier stellen wir uns die Dinge folgendermaßen vor. Der äußere Vorgang, in dem das Licht besteht, trifft unser Auge. Nach Maßgabe von dessen Einrichtungen löst er in der Netzhaut gewisse Veränderungen aus, die sodann Erregungsvorgänge im Sehnerven hervorrufen. Diese wiederum, in den Nervenbahnen zu einem bestimmten Teile des Gehirns fortgeleitet, geben dort, sei es nun durch Einwirkung auf die Seele oder wie sonst immer, den Anlaß zur Entstehung der optischen Empfindung. Die äußeren Vorgänge des Lichts, die sich daran schließenden physiologischen Vorgänge in der Netzhaut, im Sehnerven, im Gehirn, endlich die dadurch hervorgerufenen Empfindungen: diese drei ganz verschiedenen Dinge haben wir also jedenfalls auseinanderzuhalten. Diese ganze Betrachtung nun war zur Zeit Goethes wenigstens noch nicht so geläufig, wie sie es uns jetzt ist. Ihm war sie durchaus fremd. Zwar stand er wohl nicht auf dem Boden jener im strengsten Sinne als naiv bezeichneten Anschauung, der es als selbstverständlich gilt, daß die wahre Natur der Dinge, das letzte Wesen ihres Verhaltens durch unsere Sinne schlechtweg und unmittelbar erkannt werde. Wohl aber war er der Meinung (wir kommen sogleich noch des genaueren darauf zurück), daß wir mittels der Sinne die Dinge erkennen, soweit sie uns überhaupt erkennbar sind, und daß ein Denken der Wirklichkeit in anderen als den den Sinneseindrücken entsprechenden Begriffen gänzlich verkehrt und fruchtlos sei. Der Gedanke z. B., daß ein zusammengesetzter äußerer Vorgang eine einheitliche Empfindung erzeugen könne, erscheint uns, auch wenn wir die Frage offen lassen, ob es sich tatsächlich so verhält, doch durchaus zulässig. Goethe war er so fremd und widerstrebend, daß er die zusammen-

gesetzte Natur des weißen Lichts als einen Widerspruch gegen unsere sinnfälligste Erfahrung, als eine Absurdität empfand. Ihm schien selbstverständlich, daß dem Begriffe Licht oder Hell, wie eine einheitliche Empfindung, so auch ein einheitliches reales Wesen entsprechen müsse. — Um den Unterschied der uns geläufigen Betrachtung gegenüber derjenigen Goethes ganz richtig aufzufassen, müssen wir noch einiges Weitere hervorheben. Eine einfache Betrachtung scheint zu lehren, daß wir mit dem Worte Süß wohl eine Empfindung bezeichnen, die durch gewisse Körper unter Vermittlung unserer Schmeckorgane in uns hervorgerufen wird, nicht aber eine Eigenschaft, die jenen Körpern an sich zukommt. Es ist die Ausdehnung dieses Gedankens auf alle Arten von Empfindung, die dazu geführt hat, die Begriffe, in denen wir uns die uns umgebende Wirklichkeit denken, der sinnlichen Eigenschaften ganz zu entkleiden und sie auf ein abstrakt mathematisches oder mechanisches Material zu beschränken. Wir sprechen von Stoff, von Atomen, vom Lichtäther, von Elektronen als im Raum beweglichen Gebilden, deren besondere Eigenarten wiederum nur in den diese Bewegungen bestimmenden Gesetzen zu erblicken und die alle nicht Gegenstand einer direkten Wahrnehmung sind.

Will man den Unterschied der Goetheschen Anschauung gegenüber der jetzt herrschenden mit einem kurzen Wort bezeichnen, so kann man jene eine naiv-sinnliche, diese eine abstrakt-mathematische nennen.

Bestehen zwischen den Verfahrungsweisen Goethes und denen der modernen Naturwissenschaft gewisse Gegensätze, so erhebt sich natürlich die Frage, ob wir da in der Tat eine Unrichtigkeit oder doch eine Einseitigkeit von Goethes Ansichten anzunehmen haben, oder ob die Dinge nicht vielleicht umgekehrt liegen. Sind wir denn der Richtigkeit unserer Anschauungen so sicher? Wird nicht vielleicht eine weitere

Vervollständigung unseres Wissens oder eine Vertiefung unserer Betrachtungen Anlaß geben, das anders anzusehen und zu der Denkweise Goethes zurückzukehren?

Natürlich kann ich nicht daran denken, diese Frage hier in einer erschöpfenden und auf den Grund gehenden Weise zu behandeln. Doch wird es für den gegenwärtigen Zweck genügen, einiges vorzugsweise Bedeutsames anzuführen. Vor allem das genauere Studium der Sinneswerkzeuge selbst und ihrer Tätigkeitsweise ist hier von entscheidender Bedeutung. Schon die unzweifelhafte Tatsache, daß es Vorgänge und Verhaltungsweisen gibt, die, wie die magnetischen und elektrischen, auf keines unserer Sinnesorgane direkt und in geordneter Weise einwirken, lehrt unzweideutig, daß uns in den Sinnen die Hilfsmittel zur Erkennung der Wirklichkeit keineswegs in der Vollständigkeit und Zulänglichkeit gegeben sind, wie Goethe dies meinte. Ähnliches ergibt sich aber auch daraus, daß manche Dinge unseren Sinnen zwar nicht vollständig entzogen, aber doch nur in eigenartig beschränkter Weise zugänglich sind. In der physiologischen Optik ist es eine grundlegende Tatsache, daß Lichter oder Lichtgemische, die sich im physikalischen Experiment ungleich verhalten, also objektiv ganz verschieden sind, unserem Auge genau den gleichen Eindruck erzeugen, daß sie für unseren Gesichtssinn ununterscheidbar sein können. Diese Tatsache ist jederzeit mit den einfachsten Hilfsmitteln erweisbar, sie würde, selbst wenn unsere Vorstellungen vom Wesen des Lichts sich noch einmal vollständig ändern sollten, davon in keiner Weise berührt werden. Nur in sehr beschränkter Weise also geben unsere Empfindungen die Mannigfaltigkeit äußeren Geschehens wieder. — Diese und ähnliche Tatsachen lehren, daß jener unmittelbare Anschluß unseres Wirklichkeitsdenkens an die Sinneseindrücke, den Goethe verlangte, eine ganz unerfüllbare Forderung darstellt. Eine Chemie,

die die Körper nur nach ihren Geschmacksqualitäten bezeichnete, also nur süße, salzige, saure usw. unterschiede, ist unmöglich, weil die verschiedensten Körper auf den Geschmackssinn gleich wirken. Ganz ebenso ist eine Optik undenkbar, die die objektiven Vorgänge des Lichts lediglich nach Maßgabe unserer Sehempfindungen bezeichnen wollte. Wir sind vielmehr durchaus genötigt, die äußeren Vorgänge in anderen, selbständigen Begriffen zu denken.

Werden wir durch diese Umstände jedenfalls auf einen anderen als den von Goethe geforderten Weg hingewiesen, so können wir aber auch hinzufügen, daß das allmählich in naturgemäßem Fortgang entwickelte Verfahren, die abstrakt-mathematischen Begriffe heranzuziehen, sich als fruchtbar und erfolgreich erwiesen hat. Denn der erstaunliche Aufschwung, den die Naturwissenschaften in den letzten hundert Jahren genommen haben, hängt, wenigstens für einen großen Teil derselben, gerade mit der Heranziehung abstrakt-theoretischer Begriffe zusammen. Wie sehr dies der Fall ist, kann hier natürlich nicht im einzelnen verfolgt werden. Es mag genügen, wiederum auf einige Beispiele hinzuweisen. Wie der theoretisch definierte Begriff allmählich gegenüber dem nach sinnlichen Eigenschaften bestimmten ins Übergewicht kommt und diesen zurückdrängt, das zeigt sich besonders deutlich in der Chemie. Für die naive Naturbetrachtung ist, wie vorhin schon bemerkt, jeder Körper, der Zucker und das Salz, der Alkohol und das Öl, durch gewisse sinnliche Eigenschaften charakterisiert. Für den Chemiker stehen diese Eigenschaften an zweiter Stelle. Jeden der unzählbaren Körper, die uns namentlich die organische Chemie kennen gelehrt hat, denkt er sich in erster Linie als in bestimmter Weise zusammengefügte Atomkomplexe. Natürlich ist ihm klar, daß die Bedeutung aller dieser Formeln darin besteht, daß sie uns einen geordneten Zu-

sammenhang beobachtbarer Erscheinungen bedeuten, daß sie ohne eine solche Anknüpfung an das sinnlich Wahrnehmbare inhaltlose Fiktionen sein würden. Allein diese sehr mannigfaltigen und verwickelten Anknüpfungen stehen doch an zweiter Stelle. Den eigentlichen Kern des chemischen Begriffs bildet jene theoretische Vorstellung: sie ist der Kern, um den alles andere sich gruppiert und ankristallisiert.

Auch auf das in methodischer Hinsicht besonders eigenartige Gebiet der Sinnesphysiologie mag hier noch ein Blick geworfen werden. Sobald wir die äußeren, auf unsere Sinnesorgane einwirkenden Vorgänge in theoretischen Begriffen denken, erhebt sich als Hauptfrage die, wie die Empfindungen von der Art der die Sinnesorgane treffenden Vorgänge abhängen. Diese Frage hat sich speziell für den Gesichtssinn durch die Aufweisung einer Gesetzmäßigkeit beantworten lassen, die zwar von einem strengen und einfachen Parallelismus ganz verschieden, aber doch relativ einfach und vollkommen durchsichtig ist. Ein Denken der Wirklichkeit nicht im unmittelbaren Anschluß an unsere Sinne, sondern in abstrakt-mathematischen Begriffen müssen wir also unbedingt als zulässig, für die Vorgänge der unbelebten Natur, die auf unsere Sinne einwirken, als unerläßlich in Anspruch nehmen. Damit erklärt sich denn auch sogleich, daß die Bedeutung des Mathematischen überhaupt weit über dasjenige Maß hinausgeht, das Goethe ihm zuzugestehen geneigt war. Das Experiment unter künstlichen, d. h. einfachen und mathematisch definierbaren Bedingungen, das ihm so verhaßt war, die stille, von der mathematischen Hypothese ausgehende Denk- und Rechenarbeit, die ihm so nutzlos und unfruchtbar dünkte: sie haben an der glänzenden Entwicklung der Naturwissenschaften ihren vollgemessenen Anteil, ja, sie bilden ganz eigentlich ihr Rückgrat. Geben wir ferner zu,

daß die erkenntnis-kritischen Bestrebungen noch nicht zu völlig gesicherten, allgemein anerkannten Ergebnissen geführt haben, so kann doch darüber kein Zweifel bestehen, daß die Naturforschung auch in dieser Hinsicht einer Vertiefung bedarf, die sich mit dem unbefangenen Zutrauen in unsere Sinneswahrnehmungen nicht begnügen kann, und daß wir die unserem Wirklichkeitserkennen gesteckten Grenzen durch den Begriff der Urphänomene nicht als genügend bezeichnet anerkennen können.

Auch ohne uns einer anmaßlichen Überhebung schuldig zu machen, dürfen wir also behaupten, daß Goethes Anschauungen vom Naturerkennen ein gewisses Maß von Unvollständigkeit und Einseitigkeit anhaftet, das uns über sie hinauszugehen und von ihnen abzuweichen nötigt. Es geziemt sich, wie mir scheint, nicht, diese Tatsache zu verkleinern oder zu verdunkeln. Aber wir dürfen sie auch keineswegs überschätzen, und es wäre gewiß sehr verkehrt, wenn wir uns die freudige Bewunderung für Goethes naturforscherische Begabung oder auch für seine auf diesem Gebiete liegenden Leistungen und Erfolge dadurch beeinträchtigen ließen. Zunächst ist ja das von Goethe abgelehnte Verfahren, wenn auch unentbehrlich, doch nicht das allein berechtigte, auf dessen Gebrauch wir überall angewiesen wären. Ganze Gebiete der Naturforschung, vor allem große Teile der Biologie, sind ihm vorderhand überhaupt nicht, andere nur in sehr beschränkter Weise zugänglich. Die Geschichte aller Wissenschaften lehrt ferner, daß gerade die großen bahnbrechenden Gedanken fast nie sogleich in der Form ausgesprochen wurden, wie sie in späterer Zeit festgehalten werden. Wer aber wollte den Wert großer Entdeckungen darum unterschätzen, weil sich später Ergänzungen oder Abänderungen des ursprünglich Gemeinten als notwendig herausgestellt haben. So ist es verständlich, daß diejenigen

Gaben, die Goethe besaß: eine wunderbar genaue, sorgfältige Beobachtung, der scharfe Blick für das Gleichartige und Zusammengehörige, ein unermüdlicher, von einer leidenschaftlichen Hingebung getragener Fleiß, vor allem aber jenes Undefinierbare, das wir die glückliche Kombination, den ahnungsvollen Blick des Genies nennen, vollauf genügten, um ihn zu einem Naturforscher zu machen, den wir den hervorragendsten und auch den erfolgreichsten zuzählen dürfen. Dies wird durch einen Blick auf die Hauptfelder seiner Forschung leicht bestätigt. Die Metamorphose der Pflanze, d. h. der genetische Zusammenhang aller sogenannten Seitenorgane, ihre Zurückführung auf den Typus des Blattes, ist ein Gedanke von größter Fruchtbarkeit, der noch jetzt im Goetheschen Sinne für zutreffend gehalten wird, und den wir auch kaum Anlaß haben, anders zu formulieren, als es seinerzeit von ihm geschehen ist. Der innere Zusammenhang der ganzen belebten Natur erscheint uns heute im Lichte der Abstammungslehre sehr anders, als Goethe ihn sah. Dadurch wird der Fortschritt nicht gemindert, den es bedeutete, wenn Goethe als einer der ersten die belebte Natur nicht als eine Summe durch strenge Schranken geschiedener Einzelformen, sondern als ein durch fließende Übergänge zusammenhängendes Ganze betrachtete. In der Lehre vom Sehen konnte diejenige Frage, die für uns jetzt im Mittelpunkt des Interesses steht: wie die Empfindungen von den äußeren, sie hervorrufenden Vorgängen abhängen, von Goethe gar nicht aufgeworfen werden. Und so kann man wohl sagen, daß die ganze moderne Sinnesphysiologie sich auf einer Grundlage aufbaut, die mit Goethes Grundsätzen im Widerspruch steht. Gleichwohl hat Goethe eine der bemerkenswertesten Eigenschaften unseres Sehorgans aufgefunden. Die optischen Empfindungen bewegen sich in den Gegensätzen des Hell

und Dunkel, des Rot und Grün, des Gelb und Blau. Und das Auge ist so eingerichtet, daß die Betätigung in dem einen Sinne gewissermaßen als Ausgleich die entgegengesetzte hervorruft. So wird die Empfindung des Dunkels von der des Hellen, die des Rot von der des Grün, wie Goethe sagte: „gefordert“. Auch hier freilich hat sich der Standpunkt mehr oder weniger verschoben. Goethe nahm wohl diese Ausgleichung entgegengesetzter Betätigungen als eine fundamentale, weiterer Erklärung nicht bedürftige Eigenschaft des Sehorgans. Uns scheint jetzt die Frage geboten, auf welchen Einrichtungen dieses Wechselspiel beruht, eine Frage, die sich zum Teil in befriedigender Weise beantworten läßt, zum Teil noch ihrer endgültigen Lösung harrt. Aber wie schon Helmholtz gezeigt und jüngst noch wieder Herr Raehlmann dargetan, hat Goethe eine sicher überaus bedeutungsvolle Eigenschaft unseres Sehorgans völlig zutreffend erkannt und damit Ordnung und Übersicht in eine große Gruppe mannigfaltiger Erscheinungen gebracht.

Endlich aber wäre es ja sehr verkehrt, wenn wir die Bedeutung eines Forschers ausschließlich nach dem positiven Nutzen bewerten wollten, der dem Fortgange der Wissenschaft aus seinen Bestrebungen erwachsen ist. An eben dieser Stelle ist darauf hingewiesen worden, wie in manchen von Goethes Aussprüchen naturwissenschaftliche Anschauungen, die uns jetzt von höchster Bedeutung sind, gewissermaßen vorgeahnt und, wenn auch nur in unbestimmten Umrissen, vorgezeichnet erscheinen. Ob diese Gedanken zur Auffindung jener uns jetzt so wichtigen Tatsachen hingeleitet haben oder auch nur hinleiten konnten, das kann wohl sehr bezweifelt werden. Damit ist wohl vereinbar, daß wir in ihnen die Bekundung eines erstaunlich weiten, man möchte sagen prophetischen Blickes bewundern dürfen.

Die Unvollständigkeit oder Einseitigkeit, die sich in Goethes Ansichten vom Naturerkennen bemerkbar macht, hat ihn also nicht gehindert, Erfolge von höchster Bedeutung in der Forschung zu erringen. Um sie in richtiger Weise zu würdigen, müssen wir nun aber beachten, wie tief gerade diese Überzeugungen in Goethes Veranlagung begründet waren, und wie eng sie mit seiner ganzen Weltanschauung verknüpft waren. Hier darf an erster Stelle erwähnt werden, daß ihm die Fähigkeit sinnlicher Wahrnehmung, zumal in der wichtigsten Hinsicht, in ganz ungewöhnlichem Maße verliehen war; ich meine seine optische Veranlagung, seine Fähigkeit zu sehen und das Gesehene in treuer Erinnerung festzuhalten. Er war sich dieser Begabung als einer das durchschnittliche Maß weit übertreffenden wohl bewußt. „Ich bin", so sagt er einmal, „hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungsvermögens so seltsam geartet, daß ich alle Umrisse und Formen aufs schärfste und bestimmteste in der Erinnerung behalte." Und bei anderer Gelegenheit sagt er, er habe die Natur bis in ihre kleinsten Details nach und nach auswendig gelernt. „Das Auge", so berichtet er in ‚Dichtung und Wahrheit', „war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt erfaßte." Und was das Sehen für Goethe bedeutete, klingt uns vielleicht am schönsten aus dem Liede des Lynkeus entgegen:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt!

Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

Die glückliche Anlage aber hat Goethe durch unablässige Schulung und Übung zu höchster Vollendung ausgebildet.

Bedenkt man, wie er als Naturforscher, wie er Kunstwerke zu sehen verstand, namentlich auch, wie er bei seinen Reisen beobachtete, so kann man ihn wohl einen Meister des Sehens nennen. Es ist daher wohl begreiflich, daß für Goethe das Sehen der Grundstein alles Natur-Erkennens war, daß er es allem anderen weit voransstellte. Dies war der Boden, auf dem er sich im Gefühle unübertreffbarer Meisterschaft mit voller Sicherheit bewegte.

Vielleicht nicht minder bedeutsam als diese positive Seite seiner Veranlagung war aber eine negative. Goethe war, wie bekannt, kein Mathematiker. Die Befähigung, sich der mathematischen Begriffe mit Leichtigkeit und Sicherheit zu bedienen, war ihm nicht verliehen; mindestens fehlte ihm durchaus Sinn und Neigung dafür.

Ich glaube, daß die Bedeutung dieses Umstandes für Goethes ganze Denkweise kaum hoch genug veranschlagt werden kann. Bekanntlich wurde Goethe schon bei seiner ersten optischen Beobachtung, die ihn für alle Zeiten zum Gegner der Newtonschen Lichttheorie machte, das Opfer eines mathematischen Irrtums. Je höher man Goethe verehrt, um so schmerzlicher fühlt man sich bewegt, wenn man liest, wie er, eine weiße Wand durch ein Prisma betrachtend, der Meinung war, der Newtonschen Theorie zufolge erwarten zu müssen, daß die ganze Wand nun über und über von den buntesten Farben erfüllt sein würde. Daß auch der Newtonschen Lehre gemäß die Farben (wie es tatsächlich der Fall ist) nur an den Rändern auftreten können, wollte ihm nicht einleuchten, und keinem der zahlreichen Physiker, mit denen er den Gegenstand besprach, ist es gelungen, ihn davon zu überzeugen. — Indessen ist die positive Täuschung, in der sich Goethe hier befand, keineswegs die wichtigste Folge seiner unmathematischen Denkweise. Der Wert der mathematischen Begriffe besteht ja vornehm-

lich darin, daß sie uns eine absolut genaue, von jeder Unbestimmtheit freie Erfassung und Darstellung der Wirklichkeits-Gesetze gestatten. In der Gewinnung einer solchen, namentlich den Ablauf alles Geschehens bis ins kleinste Detail bestimmenden Gesetzmäßigkeit erblicken wir die höchste Aufgabe alles Naturerkennens. Und offenbar besteht hier ein wechselseitiger Zusammenhang. Wer sich die Ermittelung strenger Gesetzmäßigkeit zur Aufgabe macht, dem werden die mathematischen Begriffe als ein so weit nur immer möglich zu erstrebendes Ideal vorschweben. Aber auch umgekehrt wird der Einblick in völlig präzise Gesetzmäßigkeiten gerade dem und wohl nur dem in vollem Maße ein höchstes Ziel darstellen, dem die Beschäftigung mit den mathematischen Begriffen eine lebendige Anschauung von dem hier zu Erreichenden vermittelt; während für denjenigen, dem die mathematischen Begriffe ungewohnt, schwierig oder gar zuwider sind, auch die Forderung einer Gesetzmäßigkeit ganz andere Formen annimmt. Dies war sicher für Goethe der Fall. Die Aufgabe, Gesetze des Geschehens in unserem Sinne aufzufinden, war ihm gewiß nicht fremd. Vielfach hat er sich mit solchen Aufgaben ganz in unserem Sinne beschäftigt. Daß wir in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol zu suchen haben, das galt auch für ihn. Aber diese Aufgaben besaßen für ihn doch keineswegs die beherrschende Bedeutung, die sie gegenwärtig für uns haben. Und so genügt es ihm, Verhaltungsweisen verwirklicht zu sehen, die in mehr ästhetischem Sinne eindrucks- und bedeutungsvoll sind, eine das Mannigfaltige beherrschende Einheit, ein einem Ziel zustrebendes Aufsteigen, ein Wechselspiel der Gegensätze, in der belebten Natur den Widerstreit des sich erhaltenden Typus mit den von außen auf ihn eindringenden, umgestaltenden Kräften und dergleichen.

Wie Goethe hier empfand und dachte, lehren vielleicht am deutlichsten die schönen Verse in der ‚Metamorphose der Tiere‘:

Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel erfreue dich hoch; die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.

In der Farbenlehre hielt Goethe zwar eine Ergänzung seiner Experimente durch messende Beobachtungen und seiner Theorie durch mathematische Ausgestaltung für wünschenswert. Aber er erblickte darin doch nur Hinzufügungen von untergeordneter Bedeutung, so daß er sie getrost andern überlassen zu dürfen glaubte. Daß man den Prüfstein für die Richtigkeit und Brauchbarkeit seiner Theorie gerade darin finden könnte, ob sie eine solche Ergänzung überhaupt gestattete und ob sie auch in diesem erweiterten Sinne von den Erscheinungen Rechenschaft zu geben vermochte: diesen Gedanken hätte er gewiß weit von sich gewiesen. Das Vorhandensein oder Fehlen des mathematischen Sinnes bedeutet also, wenn beides in starker Ausprägung gegeben ist, nicht bloß, daß der eine etwas kann, was dem andern schwer oder unmöglich ist, daß dem einen etwas Freude macht, woran der andere kein Gefallen findet. Es bedeutet vielmehr einen tiefgreifenden, wohl nie ganz auszutragenden Gegensatz wissenschaftlichen Denkens. Was der eine für befriedigend und abschließend hält, erscheint dem andern schwankend unbestimmt und daher nur provisorisch brauchbar. Was aber dieser erstreben zu müssen glaubt, erscheint jenem als ein gar nicht besonders begehrenswertes, vielleicht ganz unerreichbares und grundsätzlich falsch gestecktes Ziel.

Als einen nicht minder bedeutsamen Punkt müssen wir sodann anführen, daß Goethe ganz ähnlich wie zu der

Mathematik, so auch zu all dem, was wir jetzt erkenntniskritische Erwägungen nennen, nach Maßgabe seiner ganzen, von Haus aus gegebenen Veranlagung mindestens in keiner Weise sich hingezogen fühlte. Freilich, in einer Zeit, wo die Untersuchungen Kants alle Geister aufs lebhafteste beschäftigten, konnte auch Goethe sich diesen Bestrebungen nicht einfach verschließen. Zudem wurden sie ihm durch den Verkehr mit Schiller noch ganz besonders nahe gebracht. Und so besitzen wir denn auch Äußerungen genug, die lehren, daß er sich mit ihnen ernsthaft beschäftigt hat und es nötig fand, sich mit ihnen abzufinden. Allein ebensowenig kann darüber Zweifel bestehen, daß gerade diese Untersuchungen, deren Hauptergebnis doch die starke Betonung der Subjektivität alles Erkennens ist, etwas seinem Wesen Fremdes blieben, was er sich nicht anzueignen, was er seinem Gedankenkreise nicht einzuordnen vermochte. Sie in erster Linie gehörten zu dem, wofür er, wie er selbst sagt, kein Organ hatte. Und scherzend rühmt er:

Mein Kind! ich hab' es klug gemacht:
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Gewiß waren die erwähnten Besonderheiten in Goethes eigner Veranlagung wohl geeignet, seine Meinungen und Grundsätze hinsichtlich menschlichen Erkennens in bestimmte Bahnen zu lenken. Daneben kam aber ohne Zweifel noch etwas ganz Anderes in Betracht. Auch seine Anschauungen über menschliches Forschen und Erkennen ordneten sich seinen ganz allgemeinen Überzeugungen von Welt und Wirklichkeit, vor allem von der Stellung des Menschen in der Natur, harmonisch ein und können wohl nur in diesem Zusammenhange ganz verstanden und gewürdigt werden. Das stand ihm vor allem fest, daß uns diejenigen Hilfsmittel, deren wir zür Erkennung der Wirklichkeit bedürfen, auch gegeben sind. Von ihnen haben wir den durch ihre

Natur vorgeschriebenen Gebrauch zu machen, um zur Erkenntnis zu gelangen, d. h. eben auch wieder zu derjenigen Art der Erkenntnis, die unserer Natur gemäß ist. Diese Hilfsmittel erblickte er in den Sinnesorganen. Und so ist es denn der ausgedehnteste Gebrauch der Sinne, das Wahrnehmen und Beobachten, was uns obliegt. So ist er überzeugt, daß die Natur kein Geheimnis birgt, das sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt. Die Zuverlässigkeit und die Zulänglichkeit unserer Sinne bildet für ihn die Grundlage alles Naturerkennens. Sie wird er nicht müde zu betonen. So widerstrebt es ihm schon, wenn von Sinnestäuschungen gesprochen wird. Und er glaubt hervorheben zu müssen, daß sich z. B. auch in den Erscheinungen des Kontrastes ein völlig gesetzmäßiges Verhalten unseres Sehorgans ausdrückt. So widerstrebt ihm die Benutzung von Fernrohren und Vergrößerungsgläsern, mehr noch das Experiment unter gekünstelten Bedingungen. — Genügt nun der naturgemäße Gebrauch der uns verliehenen Gaben, um zu der uns angemessenen Erkenntnis zu gelangen, so ist es anderseits verkehrt und vergeblich, nach anderen Arten der Erkenntnis oder über die uns gesteckten Grenzen hinaus zu streben. Was die Natur uns nicht offenbaren will, d. h. was sie uns nicht als ein Wahrnehmbares vor Augen stellt, das ist ihr auch mit Hebeln und Schrauben nicht abzuzwingen. Auch die unserem Erkennen gesteckten Grenzen sind durch gewisse einfachste und bedeutungsvollste Wahrnehmungen gegeben. Die höchsten Gesetze offenbaren sich nicht durch Worte und Hypothesen dem Verstand, sondern durch Phänomene dem Anschauen. Dies sind die Urphänomene, von denen die Entstehung der Farben aus Hell und Dunkel eins ist. Und es ist beachtenswert, wie Goethe in den Urphänomenen nicht allein eine

unserm Erkennen gesteckte Grenze, sondern im allerallgemeinsten Sinne etwas Endgültiges, keine weitere Zurückführung oder Erklärung Gestattendes erblickt. Nicht nur für uns ist es töricht und vergeblich, uns über sie den Kopf zu zerbrechen; sie sind es, wie er einmal sagt, „von denen auch die Gottheit nicht mehr weiß als ich". Den letzten Grund für diese Art des Wirklichkeitserkennens aber war er wohl geneigt, in einer Übereinstimmung, einer Wesensgleichheit unserer Sinne mit der durch sie aufzufassenden Wirklichkeit, in der Sonnengleichheit des Auges zu erblicken.

Wenn ferner Goethe auch anerkannte, daß unsere sinnlichen Wahrnehmungen erst durch eine sich anschließende geistige Betätigung wertvoll und brauchbar gemacht werden, so war er doch wiederum auch der Meinung, daß eine ganz bestimmte Art solcher geistiger Verarbeitung die unserm Erkenntnisvermögen angemessene und naturgemäß vorgezeichnete sei, und daß nur diese uns zu richtigen und wertvollen Ergebnissen führe. Dieses Verfahren erblickte er in dem Erkennen des Gleichartigen, der Zusammenfassung des Ähnlichen. Dies ist es, was namentlich bei der Betrachtung der belebten Natur uns zu der Erfassung des Typus, der Idee führt. War ferner das, was wir die Idee, den Typus nennen, in gewissem Sinne eine Hervorbringung unserer geistigen Tätigkeit, so war doch damit keineswegs die Meinung verknüpft, daß es sich dabei um eine rein subjektive, etwa unserm Gedächtnis zu Hilfe kommende, aber mehr oder weniger willkürliche Betrachtung handle. Mit dem, was sich uns als ein einheitlicher Typus darstellt, schien ihm auch das bestimmende und beherrschende Prinzip der belebten Welt selbst erkannt und in seinem tiefsten Wesen erfaßt. Die Zurückführung auf einen einheitlichen Typus bedeutete zwar zunächst einen Einblick in die der Natur innewohnende Ordnung. Sie gab

aber auch zugleich die Grundlage für das Verständnis alles biologischen Geschehens ab. Denn in diesem war überall das Widerspiel jenes fest gegebenen und sich unveränderlich erhaltenden Typus und der äußeren umgestaltenden Kräfte und Einflüsse zu erblicken. Ganz ebenso also, wie zunächst der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung, so wird nun auch dem, was sich durch eine höhere geistige Tätigkeit, d. h. wohlgemerkt die normale und naturgemäße, ergibt, der Idee, dem Typus eine maßgebende Bedeutung in der objektiven Wirklichkeit zugeschrieben.

Erst aus diesem Punkte ist auch Goethes Abneigung gegen das Verfahren der mathematischen Physiker ganz zu verstehen. Unsere Wahrnehmungen lehren uns etwas Bestimmtes über das Verhalten unserer Umgebung zunächst in den sinnlichen Begriffen, nicht aber in jenen andern, erst durch einen Denkprozeß erzeugten. Was wir also über das Verhalten solcher gedachter Gebilde aussagen, ist niemals unmittelbares Ergebnis der Wahrnehmung, sondern es ist in einer ganz andern Weise erschlossen, es trägt den Charakter der Annahme, der Theorie, der Hypothese, mit der wir den festen Boden der Erfahrung verlassen. Demgemäß müssen ja denn auch stets die Ergebnisse solcher Annahmen durch ein deduktives Verfahren in möglichster Vollständigkeit entwickelt und an der Erfahrung geprüft werden. Hierdurch erhält das ganze Verfahren einen Charakter der Unstetigkeit, des Springenden, der in vollem Gegensatz zu dem gleichmäßigen Fortschreiten steht, das Goethe für geboten hielt. Alle diese Dinge muß man im Auge behalten, um Goethes leidenschaftliche Abneigung gegen das Verfahren der Mathematiker zu verstehen. Durch ersonnene Annahmen mit weitem Sprunge den gesicherten Tatsachen vorauszueilen und sich dann gewissermaßen wieder rückwärts zu bewegen, das hieß für ihn recht eigentlich, die

Dinge am verkehrten Ende anpacken. Und es mußte ihm um so törichter erscheinen, je fester er davon überzeugt war, daß ein naturgemäßer Gebrauch unserer Erkenntniskräfte in stetigem Fortgange uns dahin bringe, die Wirklichkeit zu erkennen, wie und soweit sie uns eben erkennbar ist.

Daß wir uns auf den hier gewiesenen Weg unmöglich beschränken können, daß unsere erkenntniskritischen Bedürfnisse durch jene Lehre mindestens nicht endgültig befriedigt werden, wurde vorhin gezeigt und sei nochmals hervorgehoben. Nicht minder aber dürfen wir betonen, daß Goethes Auffassung von der Aufgabe und Methode unseres Naturerkennens durch ihren großen Zug höchst imponierend, durch ihre harmonische Geschlossenheit überaus anziehend ist, daß sie und nur sie in sein ganzes Wesen hineinpaßte. Wer könnte sie anders denken, wer wollte sie anders wünschen!

Die dargelegten Umstände machen Goethes Lehre vom Natur-Erkennen zu einem der interessantesten und eigenartigsten Kapitel seiner Psychologie. Es gibt wohl nur noch einen Teil derselben, der von ähnlicher Bedeutung ist. Und für diesen, über den ich mich sehr viel kürzer fassen kann, möchte ich mir, verehrte Anwesende, noch für einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit erbitten. Es handelt sich hier um das Verhältnis der beiden Hauptseiten menschlichen Seelenlebens, des Denkens, Vorstellens, Wissens auf der einen, des Wollens und Handelns auf der anderen Seite. Wir kommen hiermit auf einen Punkt, dem offenbar Goethe selbst größte Bedeutung beigemessen hat, und den wir daher besonders häufig und mit besonderem Nachdruck erwähnt finden. Seine ganze Auffassung menschlichen Wesens ist beherrscht durch die Anschauung, die das Intellektuelle dem Praktischen unterordnet, die im Handeln, in der Betätigung den eigentlichen Kern, das maßgebende Wesen menschlicher Natur erblickt.

„Im Anfang war die Tat." Mit dem Gefühle plötzlicher Erleuchtung entscheidet sich Faust für diese Übertragung der Anfangsworte des Johannes-Evangeliums. Und in diesem Zeichen steht Goethes ganze Psychologie. „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist." Daher kann auch der Charakter nur im Strome der Welt heranreifen, da also, wo der einzelne nicht in der stillen Beschauung verharrt, die für die Entwicklung künstlerischer Befähigungen genügen mag, sondern im Kampf und Widerspiel entgegengesetzter Bestrebungen selbst einzugreifen, sich zu behaupten und durchzusetzen, für das ihm Wertvolle handelnd einzutreten hat.

So sehr ist Goethe geneigt, dies in den Vordergrund zu stellen, daß er, wie wir es einmal ausgesprochen finden, in der übermäßigen Feinheit sittlicher Empfindung geradezu eine Gefahr erblickt, da sie leicht dahin wirken könne, die Freudigkeit des Handelns, die Frische des Entschlusses zu lähmen. Noch greifbarer tritt uns die gleiche Anschauung entgegen, wenn Faust, nachdem er alles durchgekostet hat, was den Menschen zu reizen, zu locken, zu erfreuen und doch nicht dauernd zu befriedigen vermag, am Ende seines Lebens in der Nutzen schaffenden Arbeit das findet, was ihn allein wahrhaft beglückt.

Nicht nur in dieser ganz allgemeinen Weise, sondern auch in zahlreichen besonderen Hinsichten gilt diese Bedeutung des Praktischen, so namentlich auch für Lernen und Ausbildung in intellektueller und in künstlerischer Hinsicht. Wir können dies schon aus mannigfaltigsten Aussprüchen, besonders anschaulich aber auch aus seiner eigenen Lebensführung entnehmen. „Wir behalten von unseren Studien", sagt er einmal zu Eckermann, „doch nur das, was wir prak-

tisch anwenden.“ Ihm selbst hätte es durchaus widerstrebt, sich mit irgendeinem Gegenstande lediglich in rezeptiver Weise zu beschäftigen. Überall drängte es ihn zum tätigen Angreifen. So trieb es ihn auf jedem Gebiete der Naturforschung nicht nur zum Beobachten, sondern zum Sammeln und vor allem zum Experiment. So erschien ihm aber namentlich auch für die Beschäftigung mit der Kunst die eigene Ausübung unerläßlich.

Gerade an den zuletzt besprochenen Gegenstand können wir noch einige allgemeinere, nicht nur Goethes Psychologie, sondern seine ganze Naturforschung betreffende Bemerkungen knüpfen. Jene führende Bedeutung des Praktischen bedeutet bei Goethe doch weniger eine naturwissenschaftliche oder metaphysische Überzeugung, als vielmehr eine s i t t l i c h e F o r d e r u n g. Handeln und Arbeiten macht zwar den eigentlichen Kern unseres Wesens aus; aber es ist vor allem auch unsere vornehmste Aufgabe, unsere Bestimmung, unsere Pflicht. Es ist die nämliche Denkweise, die sich auch darin kundgibt, daß, wie vorhin schon bemerkt wurde, die ganze Psychologie Goethes nach pädagogischen Gesichtspunkten orientiert ist. Überall ist die Frage, wie und was wir sind, mit der, was wir sollen, aufs engste verknüpft. Etwas ganz Ähnliches gilt aber für seine gesamte Naturbetrachtung. Nichts ist für sie charakteristischer als die enge Beziehung, in der die Ergebnisse der Forschung zu seinen allgemeinsten und höchsten Überzeugungen, zu seiner gesamten Weltanschauung treten. In der Entwicklung jedes Lebendigen erblickte er das Widerspiel der darauf eindringenden äußeren, umgestaltenden Kräfte und eines ihm unvergänglich innewohnenden Wesens. In dem engen Zusammenhange, in dem die Einzelformen der belebten Natur sich ohne Sprung und Lücke aneinanderschließen, bekundete sich für ihn eine die ganze belebte Welt durchdrin-

gende innere Einheit. Man hat Goethes Weltauffassung eine pantheistische genannt. Gewiß mit Recht, wenn wir dies Wort in weiterem Sinne nehmen. Sicher ist, daß für ihn überall die Naturerkenntnis in Einsichten von solcher Größe und Höhe gipfelte, daß ihnen die Bedeutung von religiösen Überzeugungen zukam, wie denn auch andererseits seine religiöse Denkweise, seine Anschauungen von Gott und Welt sich von seinen naturwissenschaftlichen Ideen nicht absondern lassen. So besaß das, was sich dem Auge des Naturforschers enthüllte, eine Bedeutung, die über den Wert einer naturwissenschaftlichen Tatsache oder auch eines Naturgesetzes weit hinausging, die tief in seine Weltanschauung eingriff. Nur so wird das Gefühl hoher Beglückung verständlich, das ihn erfüllte, als die Entdeckung des menschlichen Zwischenkieferknochens die Kluft überbrückte, die zwischen dem Knochenbau des Menschen und der Tiere anscheinend bestanden hatte. Dieser tiefe und mächtige Widerklang ist es ja, der manchen seiner naturwissenschaftlichen Darstellungen, wie besonders der ‚Metamorphose der Pflanzen', ihren einzigartigen Zauber verleiht. — Vergegenwärtigen wir uns diese Seite der Goetheschen Naturforschung, so fällt auf, wie wenig sie mit jener Auffassung von der Aufgabe der Naturwissenschaft, von der wir ausgingen, in Einklang steht. Eine Forschung, die unter Ausschaltung aller Wertgesichtspunkte lediglich nach der strengsten Erkenntnis der Gesetzmäßigkeiten strebt, die in der abstrakt mathematischen Formulierung ihr Ideal erblickt: dem entspricht wohl der Standpunkt jenes französischen Mathematikers, der auf die Frage, warum in seiner Himmelsmechanik Gottes keine Erwähnung geschehe, die kühle Antwort gab: er habe dieser Hypothese nicht bedurft. Aber wie schal und unbefriedigend würde diese Zielsetzung Goethe erschienen sein, wie fremd war sie seinem Wesen!

Und denken wir an die strenge Lehre Kants, daß all unser Erkennen an die unserm Geiste eignen Formen unweigerlich gebunden ist, daß wir vergeblich danach streben, das von unserer Subjektivität abgelöste eigentliche Wesen der Welt, das Ansich der Dinge zu erfassen: können wir uns einen schrofferen Gegensatz dazu denken als die Anschauung dessen, der sich selbst als zugehörigen und gleichartigen Bestandteil der ganzen Natur empfand, der sich bewußt war, „in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freunds zu schauen", dem als höchstes und nicht unerreichbares Ziel vorschwebte, daß sich Gott-Natur ihm offenbare.

Auch hier also klaffen Gegensätze. Aber auch hier sollten wir diese zwar in keiner Weise bemänteln oder abschwächen, ebensowenig jedoch ihre Bedeutung übertreiben. Ohne Widerspruch darf zunächst der Naturforscher betonen, daß er mindestens seine Alltagsaufgabe nüchtern und poesielos in Angriff zu nehmen verbunden ist, und daß für sie wie für alles Wirklichkeits-Erkennen die lediglich auf das Wirkliche gerichtete, durch keinerlei andere Rücksicht beeinflußte Beobachtung alleinige Aufgabe und oberstes Gesetz ist. Auch der Historiker, dem es als höchstes Ziel vorschweben mag, das Walten einer ewigen Vernunft in den Geschicken der Menschheit zu begreifen, wird sich doch in seiner Einzelforschung die bescheidenere Aufgabe stellen, zu ermitteln und darzulegen, „wie es eigentlich gewesen ist". Und auch Goethe ist sicherlich, wo er beobachtete und untersuchte, bestrebt gewesen, die gerade vorliegenden Tatbestände ohne jede Voreingenommenheit mit der größten Genauigkeit wahrzunehmen, jede Beeinflussung durch allgemeine Ideen, durch irgendeine Art von Wertungen u. dergl. aber gänzlich fern zu halten. Hier unterscheidet sich seine Arbeit nicht von derjenigen, die auch der nüchternste Empiriker sich zur Aufgabe stellt, und sie bleibt mustergültig auch für

denjenigen, der sich etwa Goethes großen Gedanken gegenüber gleichgültig oder auch ablehnend verhielte[1].

Sodann aber versteht sich ja, daß die Aufgabe, die sich der einzelne Naturforscher als Mensch stellen kann und darf, nicht mit derjenigen zusammenfällt, die wir den Naturwissenschaften als solchen vorzuzeichnen haben. Auch für den, dem ihre Förderung berufsmäßige Aufgabe, vielleicht auch höchste Leidenschaft ist, wird sich doch in ihnen, in dem, was wir ihren Inhalt nennen dürfen, Denken und Betrachten nicht restlos erschöpfen. Wie nun aber der Einzelne sein Wissen von der Natur mit religiösen Überzeugungen in Verbindung zu bringen oder zu einer Weltanschauung zu vertiefen hat, das gehört wohl in erster Linie zu dem, was sich durch keine allgemeine Regel vorschreiben läßt. Nicht jedem wird es geziemen, hier in den Spuren Goethes wandeln zu wollen, und nicht jedem wird dies möglich sein. Und Goethe selbst wäre wohl der letzte gewesen, seine Anschauungen auch in diesem Umfange für ein unverbrüchliches Vorbild zu halten. — In Einem freilich dürfen wir wohl Goethes Naturforschung überall und für alle Zeiten als höchstes Vorbild in Anspruch nehmen: in ihren stimmungs- und gefühlsmäßigen Eigentümlichkeiten. Zwei Merkmale sind es, die uns hier entgegentreten, die, fast widersprechend, schwer zu verbinden erscheinen, und deren glückliche Vereinigung für Goethe so besonders charakteristisch ist. Das eine ist das ästhetische Wohlgefallen an der Natur, die Freude an der reichen, bunten und doch wieder durch Ordnung ge-

[1] Daß Goethe bei einem großen Teile seiner Forscherarbeit genau so zu Werke gegangen ist, wie auch der zünftige Naturforscher verfährt oder zu verfahren bestrebt ist, daß also seine Forscherarbeit wenigstens großenteils durch keinen grundsätzlichen Gegensatz von der allgemeinen und herrschenden Forschungsweise getrennt ist, das hat (im Gegensatze zu H. St. Chamberlain) Hansen mit Recht hervorgehoben (Goethe-Jahrbuch 34, 15).

adelten Mannigfaltigkeit ihrer Hervorbringungen. So nennt er die Natur den lustigen Springbrunn, der ihm aus tausend Röhren spielen soll. — Das andere ist die Ehrfurcht vor ihren unverbrüchlichen Gesetzen, die heilige Scheu vor dem Unerforschbaren. „Alles andere", sagt er einmal, „ist mehr oder weniger biegsam, läßt mehr oder weniger mit sich handeln. Die Natur aber versteht gar keinen Spaß; sie ist immer wahr, immer ernst, immer streng, sie hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen." Und wie oft hat er dieser Empfindung, namentlich gegenüber den Urphänomenen, Ausdruck gegeben. Die still genießende Freude und die andachtsvoll staunende Verehrung: aller Beschäftigung mit der Natur wird man nichts Besseres wünschen können, als daß dies, wie es bei Goethe der Fall war, ihre Angelpunkte sein mögen.

Eben hiermit aber bezeichnen wir wohl auch die Gefühle, mit denen uns die Betrachtung des großen Genius selbst erfüllen soll, in dem wir ja die höchste Hervorbringung bildender Natur erblicken dürfen. Alles Reichtums und aller Schönheit uns zu erfreuen, vor allem Großen und Gewaltigen uns in Demut zu beugen: das ist der Gewinn, der uns aus der Beschäftigung mit Goethe erwächst; dahin gelangen wir immer wieder, gleichviel mit welchem Teil oder welcher Seite seines Wesens wir uns beschäftigen. Und wenn wir uns in diesem Sinne in Goethe vertiefen, so wird uns das nicht nur durch eine vorübergehende Ablenkung tröstlich erquicken, sondern es kann uns wohl auch über das Leid der Gegenwart hinausheben und unsere Kraft stählen zu allem K ä m p f e n, das ja nach Goethes eignem Wort den Inhalt des Menschenlebens ausmacht.

War schon im ‚Ur-Faust' die „Rettung" des Helden vom Dichter beabsichtigt?

Ein Lösungsversuch von Adolf Metz (Hamburg)

Die mittelalterliche Sage läßt den Vorgänger Fausts den Theophilus, der sich dem Teufel verschrieben, um mit seiner Hilfe ein sündiges Leben in weltlicher Lust zu führen, dennoch vor der Hölle gerettet werden, sobald er sich reuig wieder der Kirche zuwendet; die unbedingte Macht der Kirche, der Triumph der Himmelskönigin über die Hölle mußte gegen jeden Zweifel festgestellt werden. Die Faustsage des Reformationsjahrhunderts, und nach ihr das Puppenspiel des 17. und 18. Jahrhunderts, überläßt dagegen ihren Helden mitleidlos der Hölle, weil das protestantische Gewissen die unerbittliche Hoheit der sittlichen Forderung gegenüber dem rückfälligen Gewohnheitssünder verherrlichen mußte. Unter den Sünden des Faust, schon im Theophilus vorangedeutet, war auch ein übermenschlicher, dämonisch erscheinender Erkenntnistrieb. Hier fand sich der Wahrheitsucher Lessing mit ihm geistesverwandt. Als er daran ging, den Stoff des Puppenspiels in eine höhere Kunstform zu erheben, konnte er unmöglich seinen Helden an dem Trieb, den er als das Beste in sich selbst erkannte, zugrunde gehen lassen, und gleich in dem von J. J. Engel aus der Erinnerung an mündliche Mitteilung Lessings rekonstruierten Entwurf einer Eingangsszene, in der Satan mit seinen Teufeln die Verführung und das Verderben Fausts beschließen, beruhigt der „Engel der Vorsehung" den Zuschauer über den Ausgang durch die

aus der Höhe gesprochenen Worte: „Ihr sollt nicht siegen". In demselben Entwurf wird Faust von einem der Teufel „Gottes Liebling" genannt und geschildert als „ein denkender, einsamer Jüngling, ganz der Weisheit ergeben, ganz nur für sie atmend, jeder Leidenschaft absagend außer der einzigen für die Wahrheit". Und in dem von Lessings eigener Hand herrührenden Entwurf eines „Vorspiels" heißt es fast gleichlautend: „Jetzt [sagt der eine Teufel] sitzt er noch bei der nächtlichen Lampe und forscht in den Tiefen der Wahrheit. Zu viel Wißbegierde ist ein Fehler, und aus einem Fehler können alle Laster entspringen, wenn man ihm zu sehr nachhängt. Nach diesem Satze entwirft der Teufel, der ihn verführen will, seinen Plan." Die Verwandtschaft zwischen diesem Lessingschen und dem Faust des Goetheschen ‚Prologs im Himmel' ist mit Händen zu greifen; in dem letzteren ist es ebenfalls der Teufel, dem die Schilderung des einsam mit seinen Gedanken und Wünschen Ringenden in den Mund gelegt wird (V. 300 ff). Der ‚Prolog' ist in den Jahren 1797 bis 1800 verfaßt, wahrscheinlich schon 1797; Lessings Theatralischer Nachlaß wurde 1784 veröffentlicht. Daß Goethe damals von einer so bedeutenden literarischen Erscheinung keine Kenntnis genommen haben sollte, ist ausgeschlossen. Zudem wurde er gerade in den Jahren 1783/85 durch den zwischen Jacobi und Mendelssohn geführten Streit über Lessings Spinozismus noch besonders auf Lessing hingewiesen, und dessen Name erscheint denn auch öfters in dem Goethe-Jacobischen Briefwechsel dieser Zeit (z. B. 30. 12. 1783; 11. 11. 1785). Hat Goethe aber die Lessingschen Faust-Fragmente gelesen, so haben diese auch bei ihm gewirkt, denn es ist die erste selbständige Auffassung neben der alten Sagenüberlieferung, der er außer sich begegnete, und der „gewaltige Nehmer", wie Klopstock Goethe nannte, stand jedem brauchbaren

Einfluß stets offen. Wenn nun Goethe bei der durch Schiller angeregten Wiederaufnahme der Faust-Arbeit 1797 sich gedrungen fühlte, allem voran die Rettung Fausts als letztes Ziel der Dichtung aufzustellen und dies in einem besonderen ‚Prolog‘ außerhalb des eigentlichen Dramas auszusprechen, so liegt die Vermutung nahe, daß der Gedanke sowohl als die Form von Lessings ‚Vorspiel‘, das ja auch eine Art ‚Prolog‘ ist, eingegeben wurde. Mit dieser Zielsetzung hängt aber weiter die Auffassung über Fausts Person, wie sie der Prolog zeigt, aufs innigste zusammen. Faust ist da der leidenschaftliche Wahrheitsucher, dem das Übermaß der Tugend zum Fallstrick wird, den sein Ungestüm zwar in Irrtum und Sünde führt, der aber bei alledem doch Gottes „Knecht“, Gottes „Diener“ bleibt, und den der Herr darum selbst bald zur „Klarheit“ zu führen, d. h. zu „retten“ verheißt. — Diese mit der Lessingschen übereinstimmende Auffassung findet im ‚Ur-Faust‘ von 1775 keine Anknüpfung, wohl aber liegt sie dem Monolog ‚Wald und Höhle‘ zugrunde, den Goethe in oder unmittelbar nach Italien verfaßt und im Fragment von 1790 der Dichtung einverleibt hat. Hier dankt ja Faust dem „erhabnen Geist“ für die Klarheit, zu der er ihn hinaufgeführt, also für die Erfüllung des unklaren Wahrheitstrebens, das der (spätere) Prolog als „verworrenen Gottesdienst“ bezeichnet. Man wird also zu der Schlußfolgerung geführt, daß diese milde Auffassung von Fausts Streben mitsamt dem Ziel seiner Rettung etwas Neues in der Geschichte der Goetheschen Faust-Dichtung bedeutet, und daß diese Wendung in Italien sich vollzog. Die Schwierigkeit, die neue Auffassung mit der im ‚Ur-Faust‘ bereits festgelegten zu verschmelzen — deren er nicht Herr werden konnte, obwohl er in Italien den „Faden“ glaubte gefunden zu haben — war es denn auch, die ihn 1790 zur Verzweiflungstat der „Fragmentierung“

veranlaßte. Sicherlich kam die neue Wendung aus ihm selbst, aus seinem eigenen Erleben und ist nicht etwa äußerlich von Lessing übernommen; aber einmal im Entstehen, konnte sie sehr wohl durch Lessings Vorgang bestätigt, geklärt und sogar in der Form der Ausführung (‚Prolog') mitbestimmt werden.

Mindestens von Italien ab stand also die „Rettung" Fausts für den Dichter als Ziel der Handlung fest. Ob sie auch dem jungen Dichter des ‚Ur-Faust' schon als Ziel vorschwebte, das ist die Frage, deren Untersuchung wir uns vorgenommen haben.

Zwar schrieb der greise Goethe nach Vollendung des 2. Teils an W. v. Humboldt: „Es sind über sechzig Jahre, daß die Konzeption des ‚Faust' bei mir jugendlich, von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag." Darin scheint gesagt, daß wenigstens die „Konzeption" des Gesamtstoffes alle die 60 Jahre hindurch sich gleich geblieben sei, und dann wäre also auch der Gedanke der Rettung mit der ersten Konzeption schon dagewesen, mochte die Form auch in noch so dunkler Ferne liegen. Allein solche späten Alters-Erinnerungen sind immer mit Vorbehalt aufzunehmen. Wahrheit und unwillkürliche Dichtung pflegen sich darin zu mischen, und Goethe hat sich in seinen Erinnerungen verschiedentlich geirrt. Wir werden also gut tun, die Frage, ohne Rücksicht auf jene Äußerung, an dem sonst gegebenen Material zu prüfen. Als solches kommt der ‚Ur-Faust' selbst und die gleichzeitigen Jugenddichtungen in Betracht. Nehmen wir für die Abfassung des ‚Ur-Faust' die weiteste Spanne, die Zeit von Wetzlar (Sommer 1772) bis zur Übersiedelung nach Weimar (Spätherbst 1775), so begleitet sie Goethes gesamte Jugenddichtung, deren Grundmotive der ‚Ur-Faust' nicht nur am vollständigsten in sich aufnimmt, sondern ihnen auch den

tiefsten und leidenschaftlichsten Ausdruck gibt. Denn Fausts Person, wenn er auch als Professor an einer deutschen Universität am Ausgang des Mittelalters auftritt, entpuppt sich doch bald als das getreue Abbild des jungen Dichters selbst, der auch hier, wie in allen seinen Jugenddichtungen, lediglich den eigenen inneren Nöten ans Licht verhilft. Wie unbekümmert um die geschichtliche Färbung er dabei verfuhr, zeigt sich schon darin, daß von der großen geistigen Bewegung der Reformation, in die die Handlung der Sage doch mitten hineingebettet ist, auch nicht andeutungsweise (wie doch im ‚Götz' durch das Auftreten des Bruders Martin geschieht) die Rede ist. Hat der Dichter seinem Spiel auch einen mittelalterlichen Hintergrund gegeben — in der kleinen Stadt mit Mauer und Zwinger, in der Einrichtung von Fausts Studierstube, in dem Landsknechts- und Rechtswesen — so erweisen sich diese wenigen Züge, für die er überdies in der eigenen Vaterstadt die noch lebendigen Vorbilder fand, lediglich als äußeres Gewand; das Innenleben aller Personen, zumal der Hauptperson, ist an keine Zeit gebunden, es ist rein menschlich, im engeren Sinne deutsch, noch mehr: es ist ganz Goethisch oder doch aus seinem persönlichen Erfahrungskreis genommen. Die Stellung des geschichtlichen Faust zwischen Scholastik und Renaissance hatte in sich schon so viel Ähnlichkeit mit den Forderungen und Bestrebungen der Goetheschen Jugend, der Sturm- und Drangzeit, daß sie den Dichter geradezu einlud, alle geschichtlichen Beziehungen fallen zu lassen und in der Person Fausts unmittelbar sich und seinen Jugendgenossen das Wort zu geben. Und von dieser Einladung hat er den rücksichtslosesten Gebrauch gemacht.

Wie unbekümmert er dabei verfuhr, zeigt sich schon darin, daß er seinem Helden ohne weiteres sein eigenes Lebensalter leiht. Faust sieht im Anfang des Stücks auf eine zehn-

jährige akademische Tätigkeit zurück (V. 361). Bedenkt man, daß Melanchthon, der Zeitgenosse des geschichtlichen Faust, schon mit 14 Jahren Vorlesungen hielt, und zieht die damalige Sitte in Betracht, daß Studenten, die eine Fakultätswissenschaft erledigt hatten, in dieser schon lehrend auftraten, während sie in anderen noch Zuhörer blieben, so kommt man auf ein Anfangsalter Fausts, das zwischen 25 und 30 Jahren liegen mag. Dieser Faust bedurfte keiner Verjüngung durch den Trank der Hexe. Er konnte (wie es im ‚Ur-Faust' geschieht) ohne weiteres aus seiner Studierstube auf die Straße steigen und dem ersten ihm begegnenden hübschen Mädchen den Arm zum Geleite antragen. Auch an den Späßen in Auerbachs Keller hat er noch selbst Freude und nimmt ihre Ausführung in die eigne Hand. Ebenso unbekümmert überträgt freilich der italienische Goethe seine nunmehr erreichte Alters- und Reifestufe auf denselben Faust. Jetzt sind es auf einmal 30 Jahre, die der Hexentrank ihm vom Leibe schmorgen muß (V. 2342). Dies und sein „langer Bart" (V. 2055) stempeln ihn zu einem etwa Fünfzigjährigen, wie ihn die Bühnendarstellung gewöhnlich zeigt. Beides steht nun schon im Fragment von 1790 unvermittelt nebeneinander. Und um die Verwirrung voll zu machen, kehrt der Prolog von 1797 wieder zu dem jugendlichen ‚Ur-Faust' zurück. Nicht nur würde die Verworrenheit, die seinem Suchen und Streben dort zugeschrieben wird, einem schon Fünfzigjährigen übel anstehen, sondern der Herr nennt ihn auch ausdrücklich das „Bäumchen", welches „grünt", dem nicht nur die „Frucht", sondern sogar die „Blüte" noch in der Zukunft liegt (V. 310 f.). Das alles erinnert wieder entschieden an Lessings „Jüngling". Mit einem alten Vertreter hätten auch der junge Goethe und seine Genossen wenig anzufangen gewußt. Nicht nur im 18. Jahrhundert und in Deutschland,

sondern in allen Zeiten und Völkern ist es die Jugend, die umwälzende Reformen durchsetzt; Goethe und seine Genossen ließen sie sich am wenigsten aus der Hand nehmen. Wie wenig sie einem älteren Führer zu folgen geneigt waren, kann ihr Verhalten gegenüber Lessing zeigen, den der junge Goethe nach dem Zeugnis von ‚Dichtung und Wahrheit' hoch verehrte, und dessen persönlicher Begegnung er doch sorgfältig und absichtlich aus dem Wege ging. Faust als Verkünder der Ideen der Sturm- und Drangzeit konnte also nur als einer der „Jungen" auftreten, die das literarische Steuer der Zeit in ihrer Hand wußten.

Welches waren diese Ideen? —

Jacobi schreibt an Goethe am 6. 11. 1774: „Der einzigen Stimme meines eigenen Herzens horch ich", und kurz vorher (21. 10): „Dein Herz ist's, was dich erleuchtet, kräftiget, gründet." Es ist das Evangelium von der Kraft, die aus dem ungeteilten und ungebrochenen Inneren, dem „eigenen" Herzen quillt, im Gegensatz zu dem Tun, das der die Außendinge berechnende Verstand leitet und lenkt. Denn dieser führt zu tausend Nützlichkeitsrücksichten, die der schließlichen Tat die eigne Farbe nehmen, daß sie ihrem Täter gar nicht mehr gleicht. Das Herz aber ist der ursprüngliche Kraftquell, den die Natur selbst in jeden gelegt und ihn dadurch von allen anderen unterschieden hat; er kündigt sich an in Gefühlen, Neigungen, Leidenschaften, die mit dem Menschen geboren werden, und wirkt sich durch den Willen aus in Taten, die den Stempel ihres Urhebers tragen. Sie lösen das Einerlei der gleichmachenden „Konvention", der „Mode", des „Gesetzes" in eine erfreuende Mannigfaltigkeit lebendiger Individualitäten auf. Nur wenn auf diesen sich das Gemeinschaftsleben neu aufbaut und jeder den Mut hat, er selbst zu sein, kann dem „schlappen Kastraten-Jahrhundert" geholfen werden. Denn

„das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus." Und so wird der berechnende Verstand des Aufklärungsjahrhunderts entthront und die dunkle (Goethe: „dumpfe", wir würden heute sagen: unbewußt treibende) Macht des Gefühls an die Stelle erhoben. Der „Mode" wird die „Natur", dem „Gesetz" die „Freiheit" entgegengestellt: die Freiheit, die jedem den Raum gewährt, seine natürlichen Kräfte auszuwirken und so zum vollen Maß seiner möglichen Leistung zu gelangen — zum eigenen Selbstgenuß[1], aber auch zum Heil des Ganzen, das schließlich die Summe aller Einzelleistungen erben wird. Dieser individualistische Freiheitsdrang mußte zur Leugnung der damaligen Gesellschaftsordnung und folgerichtig zum Umsturzversuch führen. Aber zum Umsturz bedarf's der groben Fäuste der Straße, die später die Französische Revolution machten; und in der deutschen Bewegung haben wir es mit Studenten zu tun, mit Jünglingen aus feingebildeten Häusern, die gar nichts von „Masse" an sich trugen. Es blieb daher hier bei der inneren „Umwertung aller Werte", einer Umwälzung der Lebensstimmung; und ihre Äußerung fand sie in der dichterischen Schmiedung eines neuen Lebensideals, allenfalls im unschuldigen Protest durch persönliche Abwendung von der herrschenden Sitte in Kleidung und Betragen. In dichterischen Gestalten also tobte sie ihren Zorn gegen das „tintenklecksende Säkulum" aus, und der „rohe Selbsthelfer" Götz, der Vertreter einer nur auf die eigene Kraft sich stützenden Lebensführung, wird das erste dieser Ideale. Das zweite wird der Werther. Im Werther spricht die noch an Klopstock anknüpfende[2] liebevolle Versenkung und Einfühlung in die Natur, die mit dem gleichen

[1] Goethe in dem Gedicht ‚Ilmenau': „Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen." — [2] Werther, Brief „Am 16. Junius" gegen Schluß.

Pulsschlag des Lebens das untermenschliche und das menschliche Dasein durchflutet und es in eine Einheit bindet, innerhalb deren ebenso die Gräser und der darin krabbelnde Käfer unsere „Brüder" sind, wie in der menschlichen Gesellschaft die Ränge und Stände verschwinden und die von der „Mode" unterdrückten „niederen" Klassen zum höchsten Rang erhoben werden, weil sie allein der Leitung der Natur treu geblieben sind und im Umgang und Kampf mit ihr ihr Leben täglich sich neu erobern[1]. Götzens trotzige Kraft und Werthers weiche Gefühligkeit sind aber keine auseinanderklaffenden Gegensätze; es sind die beiden Pole einer einzigen Achse, um die die ganze jugendliche Bewegung sich dreht. Diese Achse ist die unbedingte Hingabe an die Führung der Natur, der äußeren (im Makro-) und der inneren (im Mikrokosmos), nur daß Götz ihr tatkräftiger Vorkämpfer wird, während Werther bei der gefühlvollen Versenkung stehen bleibt. Das ist ein bloßer Unterschied des Temperaments, also auch Natur. Und übrigens wird Götz ebenso aus gefühlvollem Mitleid mit den Unterdrückten zum Aufrührer, wie Werther in sich wenigstens zum Widerstand gegen die „Mode" die Kraft findet: er läßt sich in keine seiner Natur unangemessene Form pressen und geht lieber an der daraus folgenden Vereinsamung zugrunde.

Was in Götz und Werther getrennt erscheint, war in dem jungen Goethe vereinigt und zur höchsten Spannung gesteigert. Er fühlte Kräfte in sich „wühlen", von denen seine Mitläufer — er nennt sie einmal seine „Papageien"[2] — keine Ahnung hatten. Hatte er ihnen doch durch seinen ‚Götz' und ‚Werther' erst die Zunge gelöst! Er trug damit das Bewußtsein in sich, daß er mit keinem der draußen gelten-

[1] Brief an Schönborn 1./4. 6. 1774, an Frau v. Stein 2. 12. 1777; vgl. Schillers ‚Spaziergang' V. 55/58. — [2] An Kestner, Juli 1773.

den Maßstäbe gemessen werden konnte. Sollte er sich vergleichen, so sah er sich in die Reihe der Großen gestellt, die vor ihm die Welt nach sich gemodelt hatten — jener „Quellmenschen", ohne die die Zisternen der anderen vertrocknen müßten. Aber blickte er auf sie, so kam neben dem Trost auch die Ungewißheit über ihn, ob er sich je zu ihrem Maße auswachsen werde. Das konnte sich nur an den Früchten ausweisen. In dieser Beziehung waren ‚Götz' und ‚Werther' zwar verheißungsvolle Unterpfänder, aber sie waren noch nicht die ganze Erfüllung. Nicht einmal, wohin seine wühlenden Kräfte hinausstrebten, stand hinreichend fest. Bekanntlich hat er lange zwischen Dichtung und bildender Kunst geschwankt; aber auch das handelnde Leben, ja die Wissenschaft (wie sich später zeigte) machten Anspruch auf ihn. So sah der junge Goethe seine Lebensbahn auf allen Seiten mit Fragezeichen umgeben, und den Weg durch ihr Irrsal konnte ihm keiner zeigen. Wird er ihn allein finden? Werden alle diese Kräfte einmal zu wirklich geformter Leistung werden? Gerade sein Reichtum ward ihm zur Qual: „Heilige Musen, reicht mir das Aurum potabile, Elixir Vitae aus euern Schalen, ich verschmachte. Was das kostet, in Wüsten Brunnen zu graben und eine Hütte zu zimmern!"[1] Es ist der „Übermensch", der mit dem Überschwang seiner dunkel gefühlten Kraft überall, zweifelnd und zürnend, an die menschlichen Grenzen stößt und prüfend an ihnen herumklopft.

Dieser Geisteszustand ist es, den er in den Helden des Volksschauspiels verlegt und diesen dadurch zu seinem dichterischen Doppelgänger macht. Die Genossen warteten ungeduldig auf die Vollendung; aber wie konnte er vollenden, was sein Wesen gerade in der Unfertigkeit hatte? Was ihn zur Arbeit reizte, ja nötigte, war ja gerade die

[1] Brief an Kestner vom Juli 1773.

Darstellung dieses unfertigen Zustandes, war der Wirrwarr nicht eines einseitigen Erkenntnistriebs, sondern ganz allgemein „der Wirrwarr des Gefühles“[1] eines Menschen, der nur das eine weiß, daß keiner von den gebahnten Wegen für ihn gangbar ist und er ganz allein sich durch den Urwald hauen muß, ohne auch nur die Richtung zu kennen und ohne die Gewißheit, daß Leben und Kräfte ihm ausreichen werden[2]. Er sang sich seinen ‚Faust‘ vor, wie Sokrates im ‚Phaedon‘ über das Leben nach dem Tode „fabuliert“ (*μυθολογεῖται*), um sich das Sterben zu erleichtern. Keiner seiner Genossen begriff das, sie wurden nur ergriffen von der Wahrheit, Tiefe und Leidenschaftlichkeit des Gesanges selbst.

Vergleichen wir nun diesen Gesang des ‚Ur-Faust‘ seinem Inhalt nach mit dem Inhalt und Gang der Handlung des Faustbuchs oder des Puppenspiels, so zeigt sich, daß beide kaum an einzelnen Punkten sich flüchtig berühren. Im ‚Götz‘ „dramatisierte“ er bloß die Geschichte Gottfrieds von Berlichingen[3]; aus der Faustüberlieferung nahm er fast nur die beiden typischen Gestalten, in die er sich selbst zerlegte, indem er sich in sie hineinlegte: Faust und Mephistopheles. Im übrigen gestaltete und füllte er die Handlung ganz frei aus sich selbst. Wie man vom ‚Götz‘ gesagt hat, daß er darin die ganze bunte Welt, die sich bis dahin in seinem Kopfe angesammelt hatte, in fast epischer Behaglichkeit ausbreite, so nimmt er zur Füllung seines ‚Faust‘ den Stoff aus der eigenen Brust. Auch da, wo er stofflich an die Überlieferung anknüpft, wie in ‚Auerbachs Keller‘, füllt er die Szene doch mit den Gestalten, die er als Leipziger Student in der sagenberüchtigten Kneipe kennen ge-

[1] Werke 15, 344 (‚Abschied‘ V. 5). — [2] „Was wird aus mir werden! Oh, ihr gemachten Leute, wieviel besser seid ihr daran!“ (An Kestner, 23. 9. 1774.) — [3] An Salzmann, 28. 11. 1771.

lernt hatte. Aus diesen Leipziger Erinnerungen stammt auch die Studentenmutter Frau Spritzbierlein; und vollends Gretchen ist der reinste Niederschlag aus seinen eigenen Irrfahrten in das gefährliche Land der Liebe. Und so, wohin wir blicken, sind alle Personen, denen wir begegnen — Frau Marthe, Valentin, die Mädchen am Brunnen, Gretchens ganze Umwelt — freie Schöpfungen seiner Phantasie. Daß die Sage die irdische Welt mit einer über oder hinter ihr wesenden Geisterwelt mischt, von der aus die Drähte des irdischen Spiels gezogen werden, war eine Anziehungskraft mehr für den Dichter, der sich selbst in der Gewalt überirdischer Mächte wußte, die den Wagen seines Schicksals, wenn nicht lenkten, so doch jagten[1]. Um jene Geisterwelt aber anschaulich darzustellen, bedurfte er einer Mythologie. Die Mythologie der Faust-Sage ist die der Bibel und des aus ihr durch Vermischung mit altgermanischen Erinnerungen entstandenen Volksglaubens. Der Dichter des ‚Ur-Faust' bedient sich noch einer dritten Quelle, die uns Max Morris erschlossen hat: Swedenborgs Arcana coelestia. Von hier entnahm er den Erdgeist, und an dessen Sphäre ward Mephistopheles angeschlossen.

Alles das hat der junge Dichter sich in seinem Kopf zurechtgelegt und es jahrelang darin „summen" lassen, ehe er es (nach Gotters Ausdruck) „ausbrauste". Dieser Ausdruck ist in der Tat der treffendste. Denn trotz langjährigen Summens, einen „Plan" hat der Dichter zu seiner Arbeit nicht mitgebracht. Höchstens hatte er einen „Faden", den er aber erst während der Arbeit aus- und weiterspann. Nicht künstlerische Erwägung, nicht Plan und Handlung, nicht Zusammenhang und Motivierung, sondern Selbstdarstellung war sein Absehen, und was diesem Bedürfnis

[1] Die bekannte Stelle aus ‚Egmont', die er 1775 in Heidelberg der Demoiselle Delph entgegenrief.

diente, hat er zunächst in den Stunden mächtigsten Dranges auf zerstreuten Blättern, ohne Konzept und Entwurf, in Versen oder Prosa niedergeschrieben. Das war ja überhaupt die Arbeitsweise des jungen Goethe, wie er sie uns gelegentlich des ‚Götz‘ selbst in ‚Dichtung und Wahrheit‘ anschaulich beschrieben hat. So entstand natürlich keine geschlossene dramatische Handlung, sondern eine lose Reihe von Szenen, die unter sich wieder in zwei deutlich getrennte Gruppen auseinanderklaffen. Die erste Gruppe besteht aus den drei Eingangsszenen, in denen Fausts (d. h. des jungen Goethe) innerer Zustand von verschiedenen Gesichtspunkten aus exponiert wird; die zweite aus der Szene ‚Auerbachs Keller‘ und der Gretchentragödie. Dort in der ersten Gruppe ist stehende, hier in der zweiten bewegte Handlung, die „Weltfahrt" der Sage. Es ist aber leicht zu sehen, daß ‚Auerbachs Keller‘ nur als Sprungbrett dient, um zu der Liebestragödie zu gelangen. Dort haben wir ein abgerissenes Probestück der Welt, in dem der Dichter sich mehr nebenher gewisser Leipziger Bilder entledigt; diese ist sogleich zu einem abgerundeten Ganzen von Menschenschicksal ausgearbeitet. Und diese Liebestragödie ist ihm so sehr Hauptsache, daß auch die spätere Bearbeitung zur Weltfahrt stofflich nichts Neues hinzubringt, sondern sich begnügt, einzelne, vorher nur angedeutete Züge derselben zu vervollständigen (Valentin). Für die Liebestragödie, sahen wir, hatte der Dichter keinerlei Vorlage oder Anregung in der Überlieferung. Er nimmt sie aus sich selbst und gestaltet sie nach der eigenen Erfahrung. Aber er folgt dabei doch auch einer Neigung der Sturm- und Drang-Dichtung überhaupt. Wir schrieben dieser Bewegung eine Vorliebe zu für die von der „Mode" Unterdrückten, und das hat für ihre Dichtung zwei Lieblingsgestalten geschaffen: den edlen Räuber und das verführte und verlassene Mäd-

chen, gipfelnd in der „Kindesmörderin". Jener ist der Träger der neuen Gedanken, der sie in die Tat umsetzt und dadurch mit Notwendigkeit aus der Gesellschaft hinaus und in den Kampf mit ihr getrieben wird; Götz und Crugantino werden die Vorläufer von Schillers Räubern[1]. Das gefallene Mädchen wird des allgemeinen Mitleids würdig als Opfer eines Gesellschaftszustandes, der die Ausbeutung der hilflosen Unschuld durch die Gier der oberen Stände erleichtert und dann die Gefallene nach ihrer Verzweiflungstat harten und grausamen Gesetzen unterwirft. In der Darstellung dieser Typen wird die Sturm- und Drang-Dichtung zur bewußten Tendenzdichtung, zur Anklage gegen die „richtende gefühllose Menschheit" (‚Ur-Faust', Prosaszene ‚Trüber Tag. Feld', Zeile 9). Daß auch Goethe im ‚Ur-Faust' von dieser Tendenz geleitet wird, kann man nicht sagen, er gestaltet den seiner Erfahrung entnommenen Stoff rein nach dichterischen Gesichtspunkten, aus der inneren Folgerichtigkeit heraus. Aber indem er Fausts Weltfahrt überhaupt als Verführungstragödie gestaltet, folgt er doch gewissermaßen einer Heerstraße, einer Neigung, die er von Straßburg her (wo für das harte Schicksal der Kindesmörderinnen besonders aufreizende Beispiele vorlagen) mit den Jugendgenossen teilte.

Wir wenden uns nunmehr der ersten Szenengruppe zu.

Die Exposition von Fausts innerem Zustand wird von selbst zu einer Art Programm für alles, was Faust vom

[1] Wie nahe die Gestalt des freien Räubers der Phantasie dieser „Jungen" lag, zeigt der Brief Goethes von seinem Weihnachtsaufenthalt 1775 mit Einsiedel, Kalb, Bertuch, Kraus in Waldeck bei Bürgel an den Herzog: „Nach Tisch rammelten sich Crugantino und Basko, nachdem wir vorher unsre Imagination spazieren geritten hatten, wie's sein möchte, wenn wir Spizbuben und Vagabunden wären, und um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hatten" usw.

Leben fordert. Das bedeutet zunächst ein wissenschaftliches Programm, die Forderung einer neuen Art von Welterkenntnis. Es ist aber nicht der historische Gegensatz von Scholastik und Humanismus, dem wir begegnen, sondern der Gegensatz ist ganz allgemein, auf alle Zeiten übergreifend. Es ist ja kein anderer als der junge Goethe, der aus Fausts Maske zu uns spricht, und auf dessen Stellung zur Wissenschaft seiner Zeit müssen wir darum zurückgreifen, um Fausts Nöte zu verstehen.

Als Goethe am Ende der neunziger Jahre, von Schiller getrieben, zum ‚Faust' zurückkehrte, hat er sich, um sich die Anknüpfung zu erleichtern, den Inhalt oder richtiger die Tendenz der fertig vorliegenden Szenen in kurzen Strichen hingezeichnet[1]. Da heißt es von Fausts Eingangsmonolog: „Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur." Hier ist auf das Attribut g a n z e Nachdruck zu legen. Goethe hat zeitlebens einen Wissenschaftsbetrieb abgelehnt, der nicht auf das Ganze geht, sondern an den Einzelheiten klebt und sich begnügt, diese durch unterscheidende Merkmale begrifflich gegeneinander abzugrenzen, als wenn das Ganze die mechanische Summe seiner Teile wäre[2]. Er verlangte dagegen einen Betrieb, der die Natur „nicht gesondert und vereinzelt, sondern wirkend und

[1] Paralipomenon 1. — [2] Gespräch mit J. D. Falk: „Unsere Naturforscher zählen uns den ganzen Bestand der Welt in lauter besondern Teilen zu und haben glücklich für jeden besondern Teil auch einen besondern Namen. Das ist Tonerde! Das ist Kieselerde! Das ist dies, und das ist das! Was bin ich nun aber dadurch gebessert, wenn ich auch alle diese Benennungen inne habe? Mir fällt immer, wenn ich dergleichen höre, die alte Lesart aus ‚Faust' ein:

Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Bohrt sich selber Esel und weiß nicht wie!

Was helfen mir denn die Teile? was ihre Namen?" (H. G. Gräf: Goethe über seine Dichtungen 4, 108, Nr. 1026.)

lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend" darstellt, der die Teile nicht ohne das Ganze, das Ganze nicht ohne die Teile sieht, der diese Teile aber in ihrer Einheit als die mannigfaltigen Auswirkungen einer in allen gegenwärtigen Urkraft erfaßt und sie dadurch in Organe umdeutet, in denen das Ganze sein Leben vollzieht und uns kundgibt. Daß eine solche Auffassung nicht begrifflich für den Verstand zu erweisen ist, war ihm wohl bewußt. Sie wird vom einzelnen Beobachter als unmittelbare geistige Anschauung erworben, die, wie die sinnliche Anschauung des sinnlichen Einzelobjekts, nicht bewiesen wird, sondern da ist oder nicht da ist. Er beruft sich dafür gegen Jacobi auf Spinozas tertium cognoscendi genus oder die cognitio intuitiva (anschauende Erkenntnis), die ihre „Adäquatheit" eben darin hat, daß sie die „einzelnen Dinge" nicht anders als in ihrer ewigen Verbindung mit Gott, ihrem Ursprung, sieht. Demnach erkennt Goethe „ein göttliches Wesen nur in und aus den rebus singularibus" und sucht „auf und unter Bergen das Göttliche in herbis et lapidibus" (9.6.1785). Aber auch der Glaubensphilosophie des Freundes setzt er den Trumpf entgegen: „Wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir, ich halte viel aufs schauen" (5.5.1786). Das Anschauen der natürlichen Dinge wird ihm ohne weiteres zum Schauen Gottes. In diesem Sinne bezeichnete er schon 26. 10. 1775 in einem Brief an Leopold von Stolberg Gott als den „Berührlichen". Und als Schiller ihm 1794 seine Urpflanze anzweifelte, weil sie „eine Idee und keine Erfahrung" sei, konnte er erwidern, daß er sich freue, „Ideen zu haben und sogar mit Augen zu sehen". Der spätere Naturforscher Goethe weiß freilich sehr wohl, daß diese Anschauungsart ihm die exakte Einzelforschung nicht ersetzt, im Gegenteil: das tertium cognoscendi genus setzt das primum und

das secundum genus — die sinnliche Beobachtung und die begriffliche Verarbeitung — voraus; erst dadurch bekommt sie festen Grund und Inhalt, wie sie jenen erst Ziel und Wert verleiht. Indessen der junge Dichter des ‚Ur-Faust' wußte diesen Weg noch nicht zu beschreiten, und sein dichterisches alter ego konnte ihn vom Zeitstandpunkt der Renaissance aus nicht einmal ahnen. In solcher Lage erhebt sich der unbefriedigte Erkenntnisdrang zu desto ungestümerer Forderung, und diese Forderung nach einer Wissenschaft, die anschauende Erkenntnis wäre, ist es, der der Anfangsmonolog Fausts leidenschaftlichsten Ausdruck gibt. Wie aus den Gedanken dieses Monologs heraus schreibt Goethe 23. 11. 1801 an Jacobi: „Wie ich mich zur Philosophie verhalte, kannst du leicht denken. Wenn sie sich vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen ...; wenn sie aber vereint, oder vielmehr, wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender *σύγκρισις* und *διάκρισις* wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen." Hier geht schon das Erkenntnis- unvermerkt in ein Lebensproblem über. Und so erweitert sich Fausts wissenschaftliches in ein Lebensprogramm: dem „Einfühlen" ist ja das „Einwirken" schon zugesellt. Die geistige Anschauung eines Naturganzen kann nicht ohne die Empfindung der eignen Einheit mit der Natur sein; wir müssen uns selbst in der Reihe ihrer Organe erblicken, durch die ihr Leben hindurchflutet und die es ihrerseits erhalten. Daß der Mensch sich dieses Organseins bewußt werden und sein Verhalten autonom danach bestimmen kann, ist seine Ehrenstellung und sein Stolz. Der Stolz kann aber zum Hochmut werden, wenn

der Einzelne aus der Reihe der Wesen heraustritt und sich dem Ganzen, das er zu denken wagt, gleichstellt, wenn er sich vermißt, das Ganze so zu durchschauen und in sich zu tragen, wie Gott es durchschaut und in sich „hegt". Das „Ebenbild der Gottheit" drängt sich dann zur Gottgleichheit: Eritis sicut Deus! Das Ende ist Selbstvergötterung und statt Einordnung Willkür. Der junge Goethe blieb durch seine Gesundsinnigkeit (σωφροσύνη) vor dieser Ausschreitung bewahrt; sie blieb bei ihm nur gewissermaßen Gedankensünde; aber seinen Doppelgänger treibt er hemmungslos in sie hinein und durch sie hindurch. Faust läßt sich nicht genügen, ein göttliches Leben durch Anteilnahme zu fühlen, er will es in allem Ernst auch führen. Und da in Gott Erkennen und Schaffen eins ist, so tut seine Vermessenheit auch den letzten Schritt und fordert „schaffend Götterleben zu genießen". (Diese letzte Konsequenz zieht allerdings erst die spätere Bearbeitung ‚Faust' I 620.) Der Dichter leiht ihm zu diesem Zweck die Hilfe der Magie. Denn diese gab nach dem Glauben der Zeit nicht nur Erkenntnis der Kräfte der Natur, sondern auch Macht über sie — nicht im Sinne der technischen Beherrschung eines erkannten Teils der Natur, sondern im Sinne der willkürlichen Verfügung über ihre Gesamtkräfte. Daß schon der erste Teil dieses Programms, die anschauende Erkenntnis des Ganzen, über Menschenmaß gehe, konnte bereits der junge Goethe seinem dichterischen Abbild sagen und hat es gesagt in dem Brief an Pfenninger vom 26. 4. 1774: „Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals: Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Macchiavell. Darf aber auch zu jedem sagen: Lieber Freund, geht dir's doch wie mir! Im einzelnen sentierst du kräftig und herrlich, das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen." Und an Lavater schreibt er Ende Sep-

tember 1775 über das ihm „immer unbegreiflicher" werdende Treiben der Welt und der Herzen: „Einzelne Züge, die sich überall gleichen, und doch nie dran zu denken, daß der größte menschliche Kopf ein Ganzes der Menschenwirtschaft [wieviel weniger also der Weltwirtschaft] übersehen werde." Der spätere Naturforscher Goethe drückt sich daher auch über das Ziel seiner Bemühungen mit bescheidener Zurückhaltung aus. An Jacobi schreibt er 20. 3. 1791: „Ich setze meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort und wende alle Kunstgriffe an, die meinem Geiste verliehen sind, um die allgemeinen Gesetze, wornach die lebendigen Wesen sich organisieren, näher zu erforschen." Dieser Weg führt zwar dazu, eine gesetzmäßige Verbindung der Wesen untereinander, die auf ein Ganzes hindeutet, aufzudecken und so der uranfänglichen Ahnung eines Welt- oder Naturganzen die feste wissenschaftliche Unterlage zu geben. Zur Erfahrung kann uns aber dieses „Ganze" niemals werden; es bleibt, um mit Kant zu reden, eine Idee zu regulativem Gebrauch, eine Zielsetzung für das, worauf die Einzelforschung auf ihrem Weg zu achten hat.

Über die Unmöglichkeit eines göttergleichen Erkennens und Schaffens läßt der Dichter seinen Faust durch den Erdgeist belehren. Dieser wird in jenem Paralipomenon als „Welt- und Taten-Genius" („In Lebensfluten, im Tatensturm" V. 149ff.) bezeichnet. Der Erdgeist ist der Statthalter der Gottheit für die Erde; er wirkt hier aus „Geburt und Grab" ihr „lebendiges Kleid": das natürliche und geschichtliche Leben auf der Erde. Geburt und Grab, Werden und Vergehen sind nach Schopenhauers Ausdruck die beiden Atemzüge der Gattung, durch die sie ihr Leben ohne Unterbrechung erhält — „der Tod ist der Kunstgriff der Natur, viel Leben zu haben". Für unser Be-

greifen sind es feindliche, sich aufhebende Gegensätze, die wir als positiv und negativ einander gegenüber stellen müssen; für den Erdgeist vereinen sie sich zu einer Gesamtwirkung, er steht über, nicht unter den Gegensätzen, er schaut beide zugleich positiv und in eins. Und nicht nur in bezug auf Leben und Tod, nach allen Seiten bleibt unser Denken in Gegensätze eingeengt. Gut und Böse, Groß und Klein, Anfang und Ende, Zeit und Ewigkeit, Kraft und Stoff usw., wir können immer nur eins durch das andere erklären, indem wir sein Gegenteil von ihm ausschließen (das eine positiv, das andere negativ setzen). Ihre Einheit können wir wohl als wissenschaftliche Forderung aussprechen, z. B. die von Geist und Materie, aber denkend sie vollziehen können wir nicht; auch Spinozas Substanz ist nur eine solche Denk-Forderung. Hier ist also die Grenze, die menschliches und göttliches Erkennen für immer scheidet, dadurch dem menschlichen Erkennen aber für immer auch die schaffende Kraft abschneidet. Mit Recht weist daher der Erdgeist den sich in seinen Rang hinaufdrängenden Faust zurück:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!" —

Damit ist der Überschwang von Fausts Erkenntniswillen abgeschlagen. Das Berechtigte darin findet er sogleich selbst Gelegenheit gegen seinen Famulus Wagner zu behaupten. Wagner vertritt die Fakultätswissenschaft, wie der junge Goethe sie in Leipzig kennen — und verachten gelernt hatte. Ihr Ziel war nicht Erkennen, sondern Wissen, Gelehrtheit; ihr Handwerk Lernen, nicht Forschen; es galt nicht ein Hervorbringen von Gedanken aus Eigenem, sondern ein Aufnehmen fremder Gedanken und Meinungen, und auch hier nicht ihrem inneren Sinne und Zusammenhang, sondern ihrer äußeren Form nach, nicht ins Herz, um das eigene

Fühlen und Denken zu erwärmen und zu befruchten, sondern in den Verstand und das Gedächtnis, um wie der Sammler von Fach mit dem seltenen Besitz zu prunken oder auch, um ihn, nach Schillers Wort, als „milchende Kuh" zu verwerten[1]. Wagner gehört dabei zu den Ehrlichen, die aus angeborner Beschränktheit und Unfruchtbarkeit in der Wissenschaft eben nur das Wissen sehen können. Unser Paralipomenon schreibt ihm „helles, kaltes, wissenschaftliches Streben" zu — kalt, weil es ihm nur Sache des Verstandes ist, hell, weil es auf positiv vorhandene, lernbare Meinungen geht, deren Zahl, wenn auch groß, doch begrenzt, also zu übersehen ist, während das Ziel des denkenden Forschers sich in der Unendlichkeit verbirgt. Bei der fortschreitenden Anhäufung solcher Schätze kommt — im Bewußtsein der Mühe des Erwerbs wie der Seltenheit des Besitzes — zuletzt auch bei ihm der Hochmut: „Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen." In den Augen Fausts sind solche toten Schätze nur Regenwürmer, und wie er, so hat der junge Goethe geurteilt, wenn er das wichtigtuende Gebaren der bezopften Träger dieses Wissenschaftsbetriebs, der von der Überlieferung lebt, schon als krasser Fuchs unter die Lupe seines Spottes nimmt[2].

Die dritte Szene des ‚Ur-Faust' bringt eine Überraschung: Mephistopheles, „im Schlafrock, eine große Perücke auf", empfängt den Besuch des „Studenten" (später „Schüler" genannt). Wer ist Mephistopheles, wie kommt er hierher? Da kein Szenenwechsel angegeben, müssen wir annehmen, wir befinden uns noch in Fausts Studierzimmer, und nach V. 404 und 443 ist Mephistopheles ein oder gar der Teufel. Aber wie er hierher kommt, bleibt völlig dunkel. Seine Bekleidung soll ihn als Professor in häuslicher Erscheinung kenntlich machen; man denkt an den in ‚Dichtung und Wahr-

[1] Vgl. Goethes Gespräche 2 Nr. 1153 (mit Falk). — [2] Vgl. den Brief an seinen Vater vom 12. 10. 1765.

heit' geschilderten Besuch Goethes und Schlossers bei Gottsched. Der Student glaubt jedenfalls, Faust selbst vor sich zu haben. Es schwebt also die Lage vor, wie wir sie aus der späteren Bearbeitung und schon aus dem Fragment kennen: Mephistopheles hat sich soeben vertraglich zu Fausts Dienst verpflichtet (auf ein vertragliches Verhältnis deutet auch ,Ur-Faust' 490) und ihn zur Weltfahrt überredet: während jener sich dazu bereit macht, fertigt Mephistopheles in seinem Kleid den Studenten ab. Wenn nun der Dichter des ,Ur-Faust' hier die berühmte große Lücke (in der Faust und Mephistopheles sich finden sollten) offen ließ und zu der Schülerszene eilt, so muß ihm der Inhalt der letzteren vorläufig wichtiger gewesen sein, als der formale dramatische Zusammenhang. Welches ist dieser Inhalt?

Der Student ist eben aus der mütterlichen Obhut und vom heimatlichen „Kollegium" gekommen; er wohnt noch in seinem ersten Absteigequartier, festgehalten von „feinem Mägdlein", das da aufwarten tut. Er soll „Mediziner werden", wünscht aber daneben „von aller Erden, von allem Himmel und all Natur" soviel zu fassen, als sein Geist vermag. Dazu erbittet er sich den Rat des berühmten Professors. Diese Geistesverfassung nennt unser Paralipomenon „dumpfes, warmes [d. h. unklares, noch zielunsicheres, aber als Herzensbedürfnis empfundenes] wissenschaftliches Streben". So war Goethe einst nach Leipzig gekommen, und so etwa haben wir uns die Anfänge Fausts zu denken, ehe er in der Scholastik unterging. Auch hier also Goethesche Selbstdarstellung. Im Gespräch hat zunächst der Student die Führung. Wiederholt drängt er auf die Hauptsache, auf „Geists Erweiterung", während Mephistopheles ihn auf das Äußerliche abzulenken sucht, auf „Logic" und „Tisch". Dabei kommt ein Bild des studentischen Daseins — Mephistopheles nennt es den

„Geist der Akademien" — zutage, so abschreckend als möglich. Goethes erste Briefe aus Leipzig an seine Schwester und seine Freunde geben ein ganz anderes Bild[1]. Aber Goethe gehörte auch zu den Bevorzugten, die die Louisdors „fliegen" lassen konnten; er verkehrte in den besten Häusern und zählte, auch wenn er sich des Namens erwehrte, zu der Schicht der akademischen „Stutzer". Daß man auch bei schmalem Wechsel in Leipzig anständig und würdig leben konnte, wissen wir von Klopstock und seinen Freunden. Aber für die Masse der ärmeren Studenten scheint wirklich das Haus der Studentenmutter „Frau Spritzbierlein" einen Lebenstypus darzustellen, der ja heute noch nicht ausgestorben ist. Man begreift, warum Mephistopheles es dem guten Jungen so angelegentlich empfiehlt. Hier würde er bald in das Lied vom „Stumpfsinn, du meine Freude" einstimmen lernen, denn hier ist der Boden, aus dem die Helden von ‚Auerbachs Keller' wachsen, denen im Sinnensumpfe so wohl wird „als wie fünfhundert Säuen". Als endlich das Gespräch auf die Hauptsache, die Einrichtung des Studiums, kommt, da verfolgt Mephistopheles zwar auch die Absicht, dem jungen Anfänger alles ernsthafte Studium zu verleiden; aber darüber hinaus wird seine Rede zur Satire auf den akademischen Wissenschaftsbetrieb überhaupt, und hier ist er nicht der Lügner vom Anfang, sondern das Mundstück des Dichters, der durch ihn spricht. Der Spott ergießt sich im ‚Ur-Faust' nur über zwei Fakultäten: die Philosophie (als das allgemeine Vorbereitungsstudium) und die Medizin, die das Füchslein sich ja bereits erwählt hat. In der späteren Bearbeitung (schon 1790) soll die Fakultät noch erst gewählt werden, und das gibt Gelegenheit, bei der allgemeinen Durchmusterung auch die beiden anderen Fakultäten, Rechtswissenschaft und Theologie, in

[1] Brief an Riese 20. 10. 1765.

das Vernichtungsurteil einzubeziehen. Durch den Inhalt dieser zweiten, satirischen Hälfte nun schließt sich die Szene des „Studenten" den beiden vorangegangenen zu einem einzigen Gedankenzusammenhang an; alle drei vereinigen sich zu der gemeinsamen Aufgabe, das neue Wissensprogramm aufzustellen. Dieses Programm wird in der ersten Szene (Monolog) ausgesprochen, in der zweiten (Wagner) gegen den geltenden akademischen Betrieb abgegrenzt und in der dritten (Student) gegen eben diesen Betrieb durch dessen satirische Vernichtung siegreich behauptet.

Es handelt sich hier aber, wie schon gesagt, nicht nur um ein Wissens-, sondern um ein Lebensprogramm. Das anschauende Erkennen der Natur ist ja gleichgesetzt mit Einwirken und Einfühlen, und dieses geht nicht, ohne daß der Mensch sich selbst als gesetzmäßig wirkenden Teil der Natur erlebt. Das wird aber nicht durch „trockenes Sinnen" in der Einsamkeit erreicht, sondern durch Hinaustreten in die Reibung ihrer Kräfte, also ins tätige Leben. Von vornherein drängt es Faust darum hinaus aus der Studierstube, auf Wiesen und um Bergeshöhlen, und der Anblick schon des Zeichens des Erdgeistes weckt den Mut, „mich in die Welt zu wagen und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen." Auch hier begegnen wir einem Grundgedanken, der sich als Leitmotiv durch des Dichters Leben schlingt und in den ‚Wanderjahren' seine besondere Ausarbeitung gefunden hat. Am kürzesten ist er ausgedrückt in jenem ersten der Sprüche im Sinne der Wanderer: „Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist." So führt denn der Dichter seinen Helden sofort nach der Entwickelung seines inneren Zustandes ins tätige Leben, auf die Weltwanderung, und hier geradeswegs in die Netze und Schlingen der Frauenliebe als die stärkste Charakterprobe des Mannes.

Wir wollen nunmehr dem Gang dieser Liebesgeschichte folgen. Der Antrieb geht hier von Faust selbst aus (in Auerbachs Keller war er von Mephistopheles geführt). Er begegnet Gretchen auf der Straße, redet sie an und verlangt, abgewiesen, von Mephistopheles, daß er ihm sofort „die Dirne schaffe“, unter der Drohung, im Weigerungsfalle ihm die vertragliche Verbindung „um Mitternacht“ zu kündigen. Mephistopheles reizt seine Begierde durch dilatorische Behandlung und führt ihn einstweilen in Gretchens Zimmer. Hier aber tritt eine unerwartete Wendung ein. Auf der Straße war Gretchen für Faust nichts als eine sinnenreizende Schönheit, er sah nur den allgemeinen Geschlechtswert; hier, im „Dunstkreis“ ihres täglichen Wirkens, wird sie ihm zur geistigen Persönlichkeit, vor deren Eigenwert seine Begierde in sich zurückbrennt; aus dem Drang „nur gerade zu genießen“ wird das Gefühl der eigenen Hingebung, der edlen Liebe, die folgerichtig entweder zu dauernder Verbindung (Ehe) oder zur Entsagung führen müßte. Einer dauernden Verbindung steht aber, neben anderen Hindernissen, Fausts damaliger Lebenszweck, der auf universale Welterfassung geht, im Wege, und Faust ist daher im Begriff, das zu tun, was der junge Goethe im gleichen Fall wiederholt getan hat: zu entsagen und zu fliehen. Aber da handelt Mephistopheles für ihn; er stellt das Kästchen ohne seine Einwilligung in den Schrank und verflicht ihn dann mit Hilfe der kupplerischen Frau Marthe so tief in den persönlichen Verkehr mit Gretchen, die ihn nun auch ihrerseits gläubig festhält, daß das edlere Gefühl dennoch wieder in den landläufigen Weg der Begierde zurückmündet. Ohne Aufenthalt rollt das Schicksal ab, es folgt die Verführung mit ihren Nebenwirkungen, dem Tod der Mutter und der (vorausgesetzten, aber noch nicht ausgeführten) Tötung Valentins. Während hierauf Mephistopheles ihn

„in abgeschmackten Freuden einwiegt", wird das verlassene Gretchen zur Kindesmörderin, irrt im Wahnsinn durchs Land und verfällt endlich doch der „richtenden gefühllosen Menschheit": sie wird eingekerkert und zum Tode verurteilt. Faust (wie aus Paralipomenon 50, 11 [2] zu ersehen: durch Kielkröpfe unterrichtet) zwingt Mephistopheles zum Rettungsversuch. Aber Gretchen, aus dem Wahnsinn erwachend, erkennt den bösen Gesellen und weigert sich dieser Rettung. Sie reißt sich von Faust los und übergibt sich dem Gericht Gottes. „Sie ist gerichtet" — das erfahren wir aus Mephistopheles' Munde; das „Gerettet" erklingt noch nicht im ‚Ur-Faust'.

In diesem Ablauf fällt alles Böse und alles Unheil in die Schuldrechnung des Mephistopheles, der als Verführer seines Amtes waltet. Fausts Schuld liegt nur in seiner mangelnden Widerstandskraft. Und hier erhebt sich nun die Frage nach der Art der Verbindung zwischen Faust und Mephistopheles.

Wer und was ist Mephistopheles? Er selbst bezeichnet sich bald als einen, bald als den Teufel, er rechnet sich zur Hölle, bei deren Element (der Flamme) er schwört, und sieht in Luzifer seinen Vorgesetzten. Zu allem Menschentreiben sieht er „spöttisch drein und halb ergrimmt", und Faust selbst nennt ihn den „Schandgesellen, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt". Zur Verführung Gretchens spricht er seinen Segen: „Hab' ich doch meine Freude dran". Kein Zweifel, er ist ein grundböser, schadenfroher Geist, der Hölle zugehörig, und die Verführung ist sein Handwerk. Sein Verhältnis zu Faust erscheint als ein Dienstverhältnis, das bei säumigem Dienst von diesem gekündigt werden kann; damit stimmt nicht ganz überein, daß Faust durch einen höheren Willen an ihn „geschmiedet", also unlösbar gebunden ist. Der Anstoß zu der Verbindung

ging doch von Faust aus: er war es, der sich den Geistern „aufdrang". Über die Bedingungen des Vertrags erfahren wir im ‚Ur-Faust' nichts, über die erste Form der Anknüpfung nur eine dunkle Andeutung. Danach scheint es, als ob der Dichter den in vielen Lokalsagen überlieferten Glauben benutzen wollte, daß ein örtlicher Kobold in der Gestalt eines (schwarzen) Hundes den Vorübergehenden sich aufzuhucken pflege. Aus den Worten wird nur nicht klar, ob Faust selbst als der geneckte Wanderer oder nur als Zuschauer des von seinem Begleiter geübten Schabernacks zu denken ist. Die Hundsgestalt war diesem danach ursprünglich eigentümlich (sobald er sich verkörpern wollte), und nur durch höhere Gewalt wurde er, eben für die Begleitung Fausts, in Menschengestalt verwandelt, aus der er wahrscheinlich nach vollbrachter Aufgabe durch dieselbe Gewalt wieder zurück verwandelt werden sollte.

Wer ist diese höhere Gewalt? Nach den Worten der vorletzten Prosaszene: „Großer, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest . . . warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden," kann kein Zweifel sein, daß es der Erdgeist ist. Dann entsteht aber die Frage: wie kommt der Erdgeist, der doch der Gottheit Kleid wirkt, dazu, erstens über die Hölle und ihre Kräfte zu verfügen, zweitens dem Faust auf seine Weltfahrt grade einen teuflischen Geist als Begleiter mitzugeben?

Aus „Geburt und Grab", Werden und Vergehen wirkt der Erdgeist das Kleid der Gottheit. Wenn wir Werden und Vergehen in Schaffen und Zerstören umsetzen, so haben wir die natürlichen Vorgänge je auf einen positiv und einen negativ wirkenden Willen und damit auf den moralischen Gegensatz Gut und Böse zurückgeführt, denn der das Sein (Leben) setzende (fördernde) Wille ist gut, der es aufhebende (hemmende) Wille ist böse. Gehören also Geburt und Grab

gleichmäßig zum Reich des Erdgeistes, so gehören auch Gut und Böse und die beides verursachenden Willenskräfte dazu, und sofern diese als persönliche gedacht werden, die bösen Geister ebensowohl wie die guten. So kommt der Erdgeist in die Verbindung mit der Hölle, und es erklärt sich, wie der Dichter auf Mephistopheles als den Abgesandten des Erdgeistes doch die ganze mittelalterliche Teufelsmythologie anwenden konnte. Der Erdgeist steht eben über dem Gegensatz auch von Gut und Böse, er bedient sich der beiden Kräfte ohne Wertunterschied, je nach der Dienlichkeit. Der Gegensatz ist als kontradiktorischer nur für das menschliche Denken vorhanden, für den Erdgeist ist er konträr; wir müssen die eine Seite positiv, die andere negativ setzen, der Erdgeist sieht beide positiv. Aber schon, daß wir die eine nur durch die andere (nämlich durch ihre Negation) ausdrücken können, beweist, daß beide sich gegenseitig bedingen und also fordern. Und so zeigt die Geschichte der Menschheit, daß beide zwar in stetem Kampf miteinander stehen, aber keine von der anderen überwunden wird. Um es mathematisch auszudrücken: die Summe des Guten und Bösen bleibt in der Geschichte gleich, und nur die Formen ihres Daseins und ihres Kampfes wechseln. Und wie danach das Böse notwendig zum Haushalt der Erde gehört, so ist die Hölle ein notwendiger Bestandteil der Rüstkammer ihres Beherrschers, des Erdgeistes.

Warum aber gibt der Erdgeist dem Faust einen Geist der Hölle mit auf den Weg? Was will Faust? Will er „gut" werden? Nein: „Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur" und zwar durch tätige Teilnahme an ihrem Leben. Nachdem er bis jetzt nur als unbeteiligter Zuschauer am Ufer gestanden, will er sich nun selbst in den Strom stürzen und auf eigene Gefahr mit den Wellen kämpfen. Fausts allgemeiner Standpunkt ist der des Naturpanthe-

ismus, wie ihn uns die Szene der „Katechese" vorführt: die Natur als grundlegende Einheit der mannigfaltigen Erscheinungen im Makro- wie im Mikrokosmos gefaßt. Dieser Naturpantheismus ist ein ästhetisches, kein moralisches Prinzip; das ist schon darin ausgedrückt, daß die mit der Katechese so erhaben beginnende Szene in geradem Lauf mit der Verführung endigt. Als Lebensmaxime folgt daraus nur: das Einzelwesen, sich als einen integrierenden Teil des Ganzen erkennend, wirkt im Zusammenhang des Ganzen die ihm zugefallenen Kräfte möglichst restlos aus. Also leben ist das Ziel, nicht gut oder böse, sondern über diesem Gegensatz, also „jenseits von Gut und Böse". Wie der junge Goethe an Lavater schreibt (22. 2. 1776): „Alle deine Ideale sollen mich nicht irreführen, wahr zu sein und gut und böse, wie die Natur." Was die Naturwesen unterscheidet, ist nur die Größe ihrer Kräfte. Und die Größe seines Wollens und Tuns ist es, die den Übermenschen, als den sich Faust fühlt, von der Masse unterscheidet: in der Größe genügt und genießt er sich selbst — ob Tugenden oder Sünden dabei herauskommen, darauf kommt es nicht an.

Und nun noch einmal: wer und was ist Mephistopheles? Jetzt nicht mythologisch bestimmt, sondern nach seinem begrifflichen Wesen erfaßt? Kurz gesagt: er ist der Vertreter der Macht des Sinnlichen, also auch der menschlichen Sinnlichkeit, diese sowohl von ihrer auffassenden (theoretischen) wie von ihrer begehrenden (praktischen) Seite genommen (V. 1430 ff.). Danach bedeutet er auch Fausts eigene Sinnlichkeit, objektiviert und äußerlich neben ihn gestellt. Mephistopheles ist aber auch der mit der menschlichen Sinnlichkeit untrennbar verbundene Verstand. Der Verstand hat es lediglich mit den Dingen dieser Welt zu tun. Er ordnet die von der Sinnlichkeit hereingebrachten

Bilder der äußeren Erscheinungen unter Begriffen und stellt dadurch das Bild einer Außenwelt her, in deren Ordnung sich der Mensch zurechtfinden, mit der er in eine geregelte Wechselwirkung treten kann. Aber er ist lediglich diese formale und formende Kraft; die Richtung, in welcher die Wechselwirkung nach außen gesucht wird, den Inhalt des Willens, bestimmt er nicht, diesen bestimmt entweder die begehrende Sinnlichkeit oder nach Bildern eines höheren geistigen Lebens (Ideen) die Vernunft. Da Mephistopheles bloß Sinnlichkeit und Verstand ist, so ist ihm das Reich der Vernunft unfaßbar, ein verschlossenes Gebiet. Hierin ist ihm Faust überlegen. Denn Faust geht ja eben von der Forderung eines rein geistigen Lebens aus, nur überspannt er sie ins Unbegrenzte, ins Ufer- und Formlose, wenn er um Bergeshöhle mit Geistern schweben, auf Wiesen in Mondes Dämmer weben, d. h. nicht nur jenseits von Gut und Böse, sondern auch jenseits von Raum und Zeit, losgebunden von allen sinnlichen Schranken, lediglich als Geist mit den das Naturleben bewegenden Geistern leben und „weben" möchte. Und hier kommt weiter Schillers Wort von der „Duplizität der menschlichen Natur" zur Anwendung. Faust war bisher dem geistigen Trieb allein hingegeben, und zwar in der Form des „trockenen Sinnens" innerhalb einer überlieferten Begriffswelt; jetzt will er ihn betätigen in unmittelbarer Lebensgemeinschaft mit den Geistern der Wirklichkeit. Aber er kann gerade dabei als Mensch auch die andere, die sinnliche Seite seines Wesens nicht verleugnen. Bis jetzt zurückgedrängt, wird bei dem Umschwung und der Aufrüttelung seines ganzen Wesens auch sie mit an die Oberfläche gerissen, und je tiefer sie bisher unterdrückt war, desto stürmischer meldet sie ihre Forderungen an. Das Pendel, das zu weit nach der einen Seite ausgeschlagen

war, schlägt um so heftiger nach der anderen zurück. Gleich in die ersten Worte drängt sich dieser Ton ein: Faust entdeckt, daß er „weder Gut noch Geld, noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt" hat; er kommt zu der Erkenntnis, daß er fern von den Freuden der Erde ein „Hundeleben" führt, und der Entschluß, diesem zu entfliehen, ist auch unter den Beweggründen, die ihn der Magie und dem Mephistopheles in die Arme treiben. Hier knüpft der Verführer an. Zwar die Gesellen in Auerbachs Keller stoßen Faust ab; aber Gretchen hat er kaum gesehen, so verlangt er schon, daß sie „heut' nacht" in seinen Armen ruht. In diesem halt- und formlosen Pendeln zwischen geistigem Aufschwung und sinnlicher Niedertracht — was soll ihm da Mephistopheles an seiner Seite? Als Vertreter der Sinnlichkeit weiß Mephistopheles, daß es eine reine Geistigkeit auf Erden nicht gibt, weil alles Geistige an die sinnliche Vermittlung und Erscheinungsform gebunden ist. Als Verstand weiß er, daß es für den Menschen kein unbedingtes, sei es geistiges, sei es sinnliches Dasein gibt, sondern alles Irdische unter den Bedingungen von Raum und Zeit, von ursächlichem und geschichtlichem Zusammenhang steht. Als bloße Sinnlichkeit und bloßer Verstand hat er für das menschliche Geistesstreben überhaupt kein Verständnis. Er sieht darin nur ein Bemühen mit untauglichen Mitteln und im Erfolg, der ja nie zu einem reinen Ergebnis führen kann, immer nur das Mißlingen. Aber ebenso weiß er, daß es einen sinnlichen Genuß gar nicht gibt. Er sieht nur den tatsächlichen Vorgang, die Umlagerung der Atome, die materielle Veränderung; der Genuß ist ein subjektiver Schein, dem Menschen von seiner Begierde vorgetäuscht![1] Dieses ganze, so wichtigtuende Schwanken zwischen zwei

[1] Das Geständnis, daß es so ist, liegt auch in Fausts Wort von den „abgeschmackten Freuden", in die Mephistopheles ihn eingewiegt, um

nichtseienden Zielen wird ihm notwendigerweise zum Gegenstand bitteren Spottes und grimmigen Hasses, der bald die Form des Hohnes (der Ironie), bald die der vernichtenden Satire annimmt. Es war daher ganz folgerichtig vom Dichter, daß er in der Schülerszene die Satire auf die Universitätswissenschaft Mephistopheles und nicht Faust in den Mund legte.

Und nun zeigt sich die Aufgabe, die dem Mephistopheles neben Faust zufällt. Nicht als wohlwollender Berater, sondern nur durch Geltendmachung seines beschränkten und bitteren Wesens wird er auf ihn wirken. Er wird ihm das selbständige Dasein des Geistes wegräsonieren und ihm bei jeder Gelegenheit beweisen, daß nur das Sinnliche wirklich ist, der Geist aber nur als Verstand, der der begehrenden Sinnlichkeit die Mittel und Wege vordenkt, Dasein und Bedeutung hat. Und er wird als Vertreter des Bösen Fausts Sinnlichkeit fortgesetzt anreizen: damit wird er ihn einerseits vom geistigen Streben abziehen, andererseits aber, da aller Genuß doch nur leerer Schein ist, ihn zuletzt ins reine Nichts führen, wo er dann im Untergang der teuflischen Schadenfreude noch einen Schmaus bereiten soll.

Wird Faust die Kraft haben, sich dagegen als Mensch zu behaupten? Nicht auf Gut oder Böse, sahen wir, sondern auf Größe steht sein Sinn. Aber hat er ein bestimmtes Ziel? Nein! „Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur" — aber wie? und wo anfassen? Der spätere Goethe hat dazu in der Wissenschaft den Weg der Einzelforschung, im Leben den der pflichttreuen Amtsführung beschritten. Die erstere muß in diesem Sinne für Faust noch als verschlossen gelten, das zweite lehnt er ab als Bindung. Nicht

---

ihm Gretchens Elend zu verbergen: „abgeschmackt" erschienen sie ihm hinterher, vorher lockten sie doch seine Sinne, als wären sie wesenhaft.

erklettern, sondern „erspringen" möchte er den Gipfel, den er erstrebt, und zwischen Wunsch und Erfüllung soll die Magie ihm die rasche Brücke schlagen. Er sehnt sich nach Tat, aber wie Tasso, der sich auch wünscht, daß die größte und herrlichste augenblicks vor ihm niedersteige, damit er sie ganz vollführe und die Prinzessin ihn lobe — und doch, wenn eine wirkliche Tat im Alltagskleide sich vor ihn stellte, er würde sie nicht einmal bemerken. Es ist die Grenzen- und Formlosigkeit des Strebens, die beide zur Erfolglosigkeit verurteilen muß. Für Faust steht darum die Frage so, ob es ihm gelingen wird, sich zu begrenzen und sein ins Allgemeine verschwimmendes Ziel in Teilziele zu zerlegen, die innerhalb der gegebenen Welt einen Ort haben und mit ihren Mitteln erreicht werden können. Denn damit ist Mephistopheles im Recht, daß er an allem Geistigen die sinnliche Vermittlung und Form sieht; daß er freilich *nur* sie sieht und gelten läßt, ist sein Unrecht und seine Beschränktheit. Wird es Faust gelingen, zwischen diesem Recht und Unrecht, zwischen Schrankenlosigkeit und Beschränkung den *menschlichen* Weg zu finden, d. h. sein hohes Streben zwar festzuhalten, aber es den irdischen Bedingungen so anzupassen lernen, daß er wenigstens im einzelnen von Erfolg zu Erfolg schreiten kann, wenn es auch als Ganzes ein unerfüllter Blütentraum bleiben sollte? Und hier zeigt sich, inwiefern Mephistopheles der Abgesandte des Erdgeistes sein kann. Faust hat sich an den Geist herangedrängt, um, *wie er*, tätig zu sein. Aber schon hier liegt die falsche Zielsetzung. Nicht *wie er*, nicht als seines *Gleichen*, sondern in seinem *Dienste* als Teilkraft, müßte es heißen. Dazu aber müßte Faust sich als einer in die Reihe aller stellen, müßte sich in die Bedingungen von Ort, Zeit und Geschichte, von Volk und Staat, von Stand und Beruf einfügen. Gerade das ist's

aber, was Faust, der Übermensch, nicht will: **ungebunden** will er über dem Ganzen schweben, das Ganze mit **einem** Griffe fassen. Der ungebundene Mensch ist aber ein Schmarotzer in der Wirtschaft der Erde; und wenn nun der Erdgeist ihm den Mephistopheles schickt, der ihm bei jedem Schritt seine irdische Begrenztheit höhnend vor die Augen rückt, so bedeutet das den Versuch, ihm den Weg zu begrenzter und darum erfolgreicher Tat zu eröffnen und ihn sich zu einem brauchbaren Werkzeug heranzubilden. Mephistopheles ist selbst dabei das unwissende Werkzeug seines Senders; er dient diesem nicht mit seinem guten Willen — das würde seine Wesensart aufheben — sondern mit dem, was seine Natur ist. Seine Sendung bedeutet daher nur, daß Faust vom Erdgeist in die harte **Schule des wirklichen Lebens** geschickt wird. Aber der Erdgeist enthält sich jeden Eingriffs in den Gang dieser Schule; er rührt sozusagen keinen Finger, um ihn etwa nach seiner Absicht zu lenken. Faust bleibt sich selbst überlassen: kann er das eherne Gesetz des Menschenlebens lesen, so hat er seinen Lohn in seiner Brauchbarkeit; verharrt er in der Unbegrenztheit, so läßt der Erdgeist ihn fallen wie tausend andere, denn in seinem Reiche ist keiner unersetzlich.

Wir haben gesehen, welchen Verlauf der „Kursus" nahm. Alles darin hängt an dem Augenblick, in dem Mephistopheles eigenmächtig das Kästchen in Gretchens Schrein stellte und Faust es nicht verhinderte. Das beweist doch, daß Mephistopheles dem verborgenen wahren Willen Fausts gemäß handelte, und dieser erscheint damit im Bann der sinnlichen Begierde und dadurch seinem Begleiter ausgeliefert. Im weiteren Verlauf denkt Faust gar nicht daran, sich zu begrenzen; im Gegenteil, er beansprucht rücksichtslos das Vorrecht des Übermenschen: ungebunden über der menschlichen Gemeinschaft zu stehen. Da er aber einen In-

halt für seinen Lebenswillen nur aus dieser Gemeinschaft beziehen kann, so bedeutet das, daß er ihre Vorteile genießen will, ohne ihre Pflichten zu übernehmen; ihrem Zwang kann er sich jederzeit durch die überirdischen Mittel seines Gefährten entziehen. Auf diesem Wege wird dann der Übermensch an Gretchen und an der ganzen harmlosen Kleinstadtfamilie in Wahrheit zum „Unmenschen". Die Geliebte zieht er in seine Schuld und entzieht sich deren Folgen zu „abgeschmackten Freuden"; sie aber bleibt gebunden und büßt für seine Schuld. In der Liebe sodann kehrt Faust das Wertverhältnis um. Die Doppelnatur des Menschen bewegt sich ja immer auf einem schmalen Grat: je edler eine Handlung sein *kann*, desto näher liegt der Sturz in die gemeine Tiefe. Die geschlechtliche Liebe erhebt das Individuum über sich selbst zum Gattungswert, und daraus folgt alles Edelste; aber sie verführt den Menschen auch wieder, das Gebot der Gattung zum persönlichen Augenblicksgenuß zu mißbrauchen, und daraus folgt das Gemeinste. Das Gemeinste ist die Entwürdigung des Menschen durch den Menschen. Gretchens seelische Eigenschaften weckten zuerst in Faust die Ehrfurcht, die zur edlen Liebe führen *konnte*; aber dann wertete er sie nur noch als steigernde Zutaten zu seiner Sinnenlust. Und das Ende seines Übermenschentums ist: Entwürdigung der Geliebten, feige Verführung, dreifacher Mord! Und diesem sittlichen Zusammenbruch wohnt nicht einmal Größe inne: Faust erscheint durchweg als der Geschobene, der nach schwächlichem Widerstreben immer wieder sich dahin leiten läßt, wohin er angeblich nicht wollte, und am Schluß muß er sich auch noch sagen lassen, daß seine Taten sich auf der breiten Heerstraße der alltäglichsten Sünden bewegen — „Schicksal von Tausenden"! Das kann sich nicht mehr hinter dem Schild „Irrtum des Strebens" bergen. Fausts Schuld wird in der Tat so groß,

daß der Dichter, als er später an den 2. Teil ging, die Fortführung seines Lebens nur dadurch denkbar zu machen wußte, daß er in ihm durch den Elfenzauber die Erinnerung seiner Untaten auslöschen ließ. Dadurch entsteht aber eine ganz neue Person, und auch in dieser Beziehung ist mit Recht gesagt worden, daß der 2. Teil gar keine Fortsetzung, sondern eine neue Dichtung ist. Jedenfalls: die Bilanz des ‚Ur-Faust' ist von der Art, daß eine Aufnahme des Helden in den göttlichen Himmel, also eine „Rettung" wie am Schluß der fertigen Dichtung, völlig ausgeschlossen erscheint. Die Rettung kann nicht die Endabsicht des Dichters des ‚Ur-Faust' gewesen sein.

Indessen der Schluß des ‚Ur-Faust' bedeutet ja noch kein Ende. Der Dichter konnte die Geschichte möglicherweise so weiter führen wollen, daß das Ende, wie beim Schächer am Kreuz, doch gut wurde. Welche Absichten er über diese Fortführung gehabt haben mag, darüber sind wir freilich ganz und gar auf Mutmaßungen angewiesen, da irgendwelche Fingerzeige von ihm selbst nicht vorliegen. Wir wissen nur aus den Äußerungen des Greises, daß der Fortgang an den Kaiserhof und zur Verbindung mit Helena führen sollte. Es sollte also jetzt in den Inhalt der Sage und des Puppenspiels eingebogen werden. Und hier hätte sich nun Gelegenheit geboten, in Fausts Taten zunächst Größe zu legen. Im Puppenspiel bleibt er auch am Kaiserhof (oder am Hof zu Parma) der Wundertäter und Spaßmacher. Als solcher mochte er sich auch im Verfolg des ‚Ur-Faust' (wie im 2. Teil) bei Hof einführen. Aber dann stand nichts im Wege, daß er auf diese Weise zunächst sich ins kaiserliche Vertrauen schlich, sich unentbehrlich machte, dann hohe verantwortungsvolle Ämter übernahm und zuletzt zu fürstlicher Stellung aufstieg (wie im jetzigen

2. Teil). In solchen Stellungen konnte er an großen Aufgaben zugleich seinem Übermenschentum genügen und der menschlichen Ordnung dienen, und so die Vorbedingungen zu seiner „Rettung“ schaffen. Auch der junge Goethe lehnte in den „Stadt-Zivil-Verhältnissen“ Frankfurts jede gesellschaftliche Bindung ab; aber in Weimar „an die Spitze zweier Herzogtümer gestellt“, fand er die Aufgaben, die seinen Kräften und seinem Selbstgefühl entsprachen, und hier hat er in zehnjähriger „Entsagung“ die genaueste Pflichterfüllung im Dienste des Staates geübt. Diese Erfahrungen lagen aber noch nicht im Gesichtskreis des Dichters des ‚Ur-Faust‘, und Goethe hat immer nur gestaltet, was er erfahren hatte. —

Mit der größten Bestimmtheit hat Goethe im Alter darauf bestanden, daß ‚Helena‘ von vornherein als Gipfel der ganzen Dichtung in Aussicht genommen gewesen sei. In der Tat lag ihm dieses Stück später so am Herzen, daß er die Arbeit daran mitten in die Ausarbeitung des 1. Teils einschob (1800, 1801). Als er weitere 25 Jahre später an den 2. Teil heranging, hat er es wieder vorweggenommen und, weil die Aussicht auf Vollendung des Ganzen sich immer mehr trübte, 1827 als „Phantasmagorie“ allein veröffentlicht. Endlich wurde die ‚Helena‘ als der „Gipfel“ genau in die Mitte des 2. Teils eingefügt, so, daß alles Vorangehende darauf vorbereitete, alles Nachherige daraus folgte. Der Ausdruck „Gipfel“ ist trotzdem nicht zutreffend. Gipfel ist Fausts fruchtbare Tätigkeit am Schluß, durch die er sich dem Menschheitsleben als dienendes Glied einordnet, also die Bindung an ein objektives Ziel findet (wenigstens sollen wir den Schluß so auffassen) und dadurch sich den Eingang in den göttlichen Himmel öffnet. Helena ist, richtiger gesagt, im vollendeten ‚Faust‘ der Wendepunkt: sie hebt den Helden über alles Kleine und Niedrige,

über alles sinnliche Genußstreben hinaus und stellt seinen Blick auf große „Tat" ein. Dies ist zu verstehen im Sinne von Schillers Gedicht ‚Die Künstler'; das Schöne ist die erste und bleibende Erhebung über die Dumpfheit der Sinne; denn die Sinne halten sich an den Stoff, die Kunst dagegen schafft aus sich die Form, und durch sie herrscht der Geist über den Stoff, indem er ihn in s e i n e Form zwingt. Damit aber Helena diese Wendung in Faust zuwege bringe, muß sie vorher umgedacht sein zum Symbol des Kunstschönen, wie es dem hellenischen Geist den Stempel aufdrückte, also kurz: zum Ideal des hellenischen Schönheitsprinzips. Durch dessen Aufnahme (in der Renaissance) hat sich Europa aus der Barbarei des Mittelalters zur neueren Kultur erhoben, und diese Aufnahme soll in Fausts Verbindung mit Helena dargestellt werden. Dann mußte aber auch Faust vorher aus einer bestimmten Person zum Symbol umgedacht werden. Jene Umdeutung der Helena war erst nach Goethes römischer Zeit möglich, in der er an seiner Person den tiefen und dauernden Einfluß des Griechentums erfuhr; in der Umdeutung Fausts sehen wir Schillers Wort von 1796 wirksam: daß im Fortgang des ‚Faust' der Dichter sich der Herrschaft einer „Idee" bequemen müsse. Demnach ist die im jetzigen 2. Teil vorliegende Auffassung über die Verbindung von Faust und Helena auf Gründe zurückzuführen, die für den Dichter des ‚Ur-Faust' noch nicht vorhanden waren und auch nicht „durch Ahnung" vorausgenommen werden konnten. Wir dürfen also die Behauptung wagen: Helena schwebte dem Dichter des ‚Ur-Faust' wohl als Gipfel vor, aber auf keinen Fall in dem Sinne, in dem sie im fertigen 2. Teil der Dichtung zum Wendepunkt des Ganzen gemacht ist. In welchem denn wohl sonst? —

Wir nehmen das Wort „Gipfel" im strengen Sinn als

Höhepunkt der gesamten Entwicklung Fausts. Dann gehörte sie nicht in die Mitte, nicht in den Fluß der Begebenheiten, sondern ans Ende. Die Reihenfolge in der beabsichtigten Fortsetzung des ‚Ur-Faust' wäre also: Kaiserhof, Helena. Wir gehen davon aus: Fausts Sinn stand auf Übermenschentum, auf Größe. Im Genußleben des 1. Teils hat er die Größe nicht erreicht. Am Kaiserhof also wird der Dichter sie ihn finden lassen: in hohen Ämtern, in fürstlicher Stellung. Wird er ihn hier auch zur Bindung und Einordnung sich bequemen lassen? Da der Dichter sie für seine Person noch nicht gefunden hat, wird er, nach seiner Art, sie auch seinem Geschöpf nicht mitteilen können. Die hohen Ämter werden also Faust nicht zum Pflichtgefühl, wohl aber zur Größe, jedoch nur im Dienst des Hoch- und Selbstgefühls des Herrenmenschen führen, also immer noch im Sinne des Genusses. Wie das gemeint sein kann, davon haben wir im fertigen 2. Teil noch die Probe in Fausts Verfahren gegen das Paar Philemon und Baucis, das er gewaltsam hinwegräumen läßt, um an der Stelle ihrer Hütte ein Hochgerüst (oder einen Luginsland) zu erbauen, von dem aus er alles überschauen kann, „was er getan". Der nackte Selbstgenuß! Da ferner der Faust der Urdichtung das Reinigungsbad der reinen Schönheit nicht durchlebt hat, wird er auch auf den eigentlich *sinnlichen* Genuß nicht verzichtet haben. Nur wird das Grauen vor dem an Gretchen Erlebten (der Elfenzauber fehlt ja noch) ihn gegen niedere Minne und die Verführungskünste des Mephistopheles wetterfest gemacht haben. Als Fürst einen gewöhnlichen Harem sich anlegen (V. 10160 ff.), das hieße in der Kleinheit stecken bleiben und sich den Sardanapalen, den französischen Ludwigen und ihren dürftigen deutschen Nachahmern gleichstellen. Sucht er Genuß, so muß es ein Genuß von höherer, ja einziger Art sein. Dieser *könnte*

die Formen annehmen des Don Juan, der auch nicht im erkauften Massengenuß, wohl aber in den tausendfältig variierten Künsten der Verführung, in denen er unerschöpfliche geistige Hilfsmittel und einen allen Gefahren trotzenden Mut an den Tag legen kann, seine Macht über das Weib in allen Gestalten übt und genießt. Darin liegt ohne Frage „Größe". Für Faust war seinem Dichter in der Sagengestalt der Helena ein anderer Weg gewiesen. Helena war einst für die auf der Mauer versammelten troischen Greise das schönste Weib ihrer Zeit; die Phantasie der späteren Jahrhunderte hat ihre Gestalt ausgeweitet zum Inbegriff der weiblichen Schönheit aller Zeiten, also auch zu einer Idealgestalt, aber nicht des Idealschönen, das im „uninteressierten" Anschauen genossen wird, sondern gerade des Sinnlich-Schönen, das mit interessiertem Verlangen begehrt wird. Dem Mittelalter war sie darum die heidnische Teufelin, die in der Hölle büßt. Und so ist sie im Puppenspiel der letzte Trumpf, mit dem Mephistopheles den bereuenden Faust noch kurz vor seiner Begnadigung zu sich zurückreißt. Ein solcher Ausgang kam für die Goethesche Dichtung natürlich nicht in Betracht. Das wäre kein Gipfel, sondern erbärmlicher Rückfall in die frühere Kleinheit gewesen. Soll zur Größe aufgestiegen werden, so darf Faust vor allem nicht mehr als der Verführte des Mephistopheles dastehen: der Wille zu Helena muß aus ihm selbst kommen, und sein Wille muß den Gefährten zwingen, sie herbeizuschaffen, wie er im 2. Teil ihm das Geheimnis der Mütter abzwingt. Das Prosa-Faustbuch ging darin schon voraus. Was aber will denn Faust mit Helena? Er will nicht künstlerisch, sondern sinnlich genießen, aber einen Genuß, der über alles Menschen-, ja Erdenmaß hinausgeht. Nicht ein Weib, sondern das Weib, den Inbegriff der ganzen, sonst auf unzählige Exem-

plare verteilten weiblichen Natur aller Völker und Zeiten will er in einem einzigen Individuum an sich reißen. Bei einer früheren Besprechung von Goethes ‚Stella‘ habe ich die Meinung dieses Stückes dahin bestimmt, daß der Dichter die Bindung an „einen einzelnen weiblichen Vorzug" ablehnt und nach der Vereinigung aller dieser Vorzüge in einem einzigen Weibe ausschaut[1]. ‚Stella‘ ist gleichzeitig mit dem ‚Ur-Faust‘: was ist natürlicher, als daß der Dichter seinen eigenen Anspruch auf seinen Doppelgänger überträgt? Für sich war er freilich hellsichtig genug, um zu wissen, daß es „solche Mädchen nicht gibt", und daraus folgte notwendig für ihn der Verzicht. Diesen brauchte er auf den Doppelgänger nicht zu übertragen, weil diesem ja die Kräfte zweier Welten zur Verfügung stehen. Über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Materialisierung der Idee in einem einzelnen Individuum brauchen wir uns deshalb den Kopf nicht zu zerbrechen. Genug: Faust gewinnt den Ausnahmegenuß, der jenseits aller irdischen Möglichkeit liegt. Der Übermensch findet den Übergenuß.

Und dies wäre dann der Gipfel, der nicht mehr überboten werden kann. Es ist aber auch die Hybris, der Übermut, der das Menschenmaß wissent- und willentlich übersteigt. Und nun kann nur noch, wie bei Don Juan, als er den Kreis des Lebens überschreitet und den steinernen Gast wie seinesgleichen zu sich einzuladen sich vermißt, die Nemesis, der Rückschlag des alles Lebende bindenden Gesetzes folgen, der das Ende bringt. Faust hat die Schranken des Lebens durchbrochen, er muß aus der Reihe des Lebens ausscheiden. Wohin? Das ist die Frage, vor der wir jetzt stehen. Die christliche Mythologie mit ihrem Himmel und ihrer Hölle hat der Dichter verlassen, vielmehr sie in die Swedenborgsche

[1] Preußische Jahrbücher 126, 52 ff. (1906.)

Geistermythologie eingebettet. Alle auf der Erde wirkenden Kräfte, auch die sich gegenseitig aufhebenden, fließen im Erdgeist zusammen, und an diesen müssen wir uns halten. Auch Mephistopheles ist ja sein Abgesandter. Die Wirkungen der irdischen Einzelkräfte, die Taten der Menschen gewinnen keinen unmittelbaren Bezug auf das All, sondern der Erdgeist ist es, der sie zusammenfaßt und als allgemeines Ergebnis der Gottheit darbringt. Er ist der Weber, der zur gegebenen Zeit den Strang nimmt (V. 5344) und ihn in das Weltgewebe einwebt. Die Spinner bleiben bei seinem Reiche und kehren nach Ablauf ihres irdischen Wirkens zu ihm zurück. Denn auch in dieser Mythologie ist der Tod nicht das Ende; auch hier hat das irdische Treiben seinen metaphysischen Hintergrund, dem ja z. B. Mephistopheles entstammt. „Was einmal war, in allem Glanz und Schein, Es regt sich dort; denn es will ewig sein" (V. 6431). Welches ist aber dieses „Dort"? Ich glaube, die Frage löst sich, wenn wir ein mit dem ‚Ur-Faust' gleichzeitiges Gedicht befragen, das Gedicht ‚An Schwager Kronos'. Betrachten wir seinen Inhalt.

Am 10. 10. 1774 fuhr Goethe mit Klopstock in Extrapost von Frankfurt nach Mannheim und am Nachmittag desselben Tages von dort allein wieder zurück. Die Fahrt mit ihrem bergauf und bergab wird ihm zum Symbol seiner eigenen Lebensfahrt. Kronos (der Waltende) ist ihm infolge eines etymologischen Irrtums gleich Chronos (die Zeit). Die Zeit mit ihrem für das subjektive Gefühl langsameren oder schnelleren Ablauf, je nach der Erfüllung mit gedrängterem oder spärlicherem Erleben, sieht er als „Schwager", d. h. als Postkutscher vor sich auf dem Kutschbock sitzen, und wie er nun diesen bald zu rascherer Fahrt antreibt, bald sich geduldig in den „eratmenden Schritt mühsam den Berg hinauf" fügt, verrät er uns, was für eine

Lebensgestaltung er sich wünscht. Das Gedicht setzt ein an der Stelle, wo der erste Anstieg der Fahrstraße überwunden ist. Er sieht den Weg voraus wieder „bergab gleiten", aber der Kutscher zaudert noch, um den Pferden eine Minute zum Verschnaufen zu lassen. Da treibt er ihn an:

Spude dich, Kronos!
Fort den rasselnden Trott!
— — — — — — — — — —
Frisch, holpert es gleich,
Über Stock und Steine den Trott
Rasch ins Leben hinein!

Mit diesem „ins Leben" fällt er aus der Sache in die bildliche Deutung. Wir sehen, was er sich wünscht: rasch leben! Sein Maß ist ein anderes als das der gewöhnlichen Sterblichen[1]. Darum ist ihm ja seine Vaterstadt, trotz der glänzendsten persönlichen Umstände, „ein leidig Loch", ein Ort, „wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß", weil der schleppende Gang des Lebens „zur Weite und Geschwindigkeit meines Wesens" nicht paßt.

Aber schon geht's wieder „mühsam den Berg hinan":

Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Zum empfangenden Erleben tritt die ernste zugreifende Arbeit. Das echte Genie unterscheidet sich durch seinen Fleiß: es erwirbt, während das falsche oder halbe nur erwartet und verzehrt. Und die Hoffnung auf Erfolg trügt nicht:

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein.

Kenntnis des Lebens im einzelnen, Überschau seiner Erscheinungen, Einblick in seine Ordnungen — das ist der Lohn der Mühe. Und

[1] 1771 an Salzmann: „Mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich mich selten zwingen kann, Atem zu holen und rückwärts zu sehen." — An denselben 1772: „Das Diarium meiner übrigen Umstände ist, wie Sie wissen, für den geschwindesten Schreiber unmöglich zu führen."

Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Denn alles Wirrsal der Welt ist Auswirkung des Einen ewigen Geistes, der auch in der Entäußerung bei sich bleibt und in der zeitlichen Form sein ewiges Leben lebt. Der aufmerkende Mensch „ahndet" es und wird seiner Gottverwandtschaft mit freudiger Demut inne. Es ist der Jünger Spinozas, den wir in diesen Worten hören[1], nur daß der starre Monismus des Meisters schon überwunden ist durch die Auffassung des Weltwesens als Geist, als ewiges Leben, nicht bloß ewiges Sein.

Und auf der Höhe menschlichen Ringens und Ahndens fehlt auch nicht der erquickende Labetrunk aus den „tausend Quellen in der Wüste neben dem Dürstenden", denn „uns gaben die Götter auf Erden Elysium" und ein „fröhliches Ansiedeln". Unter „des Überdachs Schatten", in der Tür des seitwärts der Straße gelegenen Wegehauses erwartet schon das Wirtstöchterlein das heraufkeuchende Gespann, und während die dampfenden Pferde mit atmenden Flanken ruhen, labt sich der Gast, dem Beispiel des „Schwagers" folgend, am „schäumenden Trunk" wie am „frischen Gesundheitsblick" des Mädchens.

Aber die Erholung ist für den Vorwärtsstürmenden nur ein flüchtiger Augenblick. Rascher geht's hinab und weiter:

Sieh, die Sonne sinkt!
Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen
Ergreift im Moore Nebelduft[2],
Entzahnte Kiefer schnattern
Und das schlotternde Gebein[3] —

[1] Die gleichzeitige Beschäftigung mit Spinoza wird bezeugt durch den Brief an Höpfner vom 7. 5. 1773. — [2] Er muß zuletzt die sumpfigen Niederungen zwischen Darmstadt und Frankfurt durchfahren. — [3] Die

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß' mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich Geblendeten, Taumelnden
In der Hölle nächtliches Tor!

Dem jungen, im Vollgefühl der Lebenskraft stehenden Menschen schaudert vor der Aussicht auf das Alter. Es scheint ihm „ein kaltes Fieber" (‚Faust' V. 6785). Mit der Fähigkeit zu Genuß und Arbeit lähmt es den freien Schwung der Seele und bannt den Geist in einen engen Gesichtskreis[1]. Das Bild des Mummelgreises mit schnatternden entzahnten Kiefern, mit dem schlotternden unsicheren Gang, der die Herrschaft über den eignen Leib verloren hat, schreckt ihn. Er will nicht alt werden. Nein, mitten auf der Höhe des Wirkens und Genießens, noch trunken von der Fülle des Lebens und geblendet von seiner Schönheit, will er von ihm scheiden.

Aber auch nicht hinausstehlen will er sich, nicht wie ein Bettler und Landstreicher am Straßenrand unbemerkt liegen bleiben:

Töne, Schwager, ins Horn,
Raßle den schallenden Trab —

Ein rechter Kutscher schont kurz vor dem Ziel noch einmal die Kräfte seiner Pferde, um dann in frischem, flottem Trab am Ziel vorzufahren, daß das Pflaster schallt und die

---

Interpunktion der Ausgaben (auch der Weimarischen) verhindert das Verständnis; sie ist hier dem Sinn und dem Satzbau angepaßt. „Und das schlotternde Gebein" verlangt entweder ein eignes verb. fin. oder es muß gefaßt werden als „Und das Gebein schlottert".

[1] An Kestner 10. 11. 1772: „Der Brief meines Vaters ist da. Lieber Gott, wenn ich einmal alt werde, soll ich dann auch so werden. Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem, was liebenswert und gut ist. Sonderbar, daß, da man glauben sollte, je älter der Mensch wird, desto freier er werden sollte von dem, was irdisch und klein ist. Er wird immer irdischer und kleiner."

Bewohner der Straße ans Fenster eilen, während das Posthorn den Wirt schon zum Empfang unter die Tür ruft. Wer kennt es nicht, das wonnige Tönegemisch aus guter alter Zeit? So will der Dichter mit Geräusch aus dem Leben scheiden als einer, dessen Abgang von vielen bemerkt wird, weil er eine Lücke reißt, die nicht jeder Beliebige ausfüllen kann.

Aber wo wird er bleiben, wo absteigen, wohin abscheiden? Der Dichter nennt „der Hölle nächtliches Tor" und gleich darauf den „Orkus", beides als gleichbedeutend. Die Hölle also nicht die christliche, nicht der Strafort; sie ist genommen im Sinne der altgermanischen hel-Höhle, Unterwelt, Hades oder „Orkus", lediglich als Herberge der Toten, als Aufbewahrungsort für die „müde gewordenen Sterblichen", von deren Zustand es kein Wissen gibt.

Aber auch im Orkus gedenkt der Dichter nicht unterschiedslos in der Masse der Vielen zu verschwinden. Wir müssen hier an Stelle des jetzigen nichtssagenden Schlusses („Daß der Orkus vernehme: wir kommen, / Daß gleich an der Türe / Der Wirt uns freundlich empfange") auf die erste Form des Schlusses zurückgreifen. Der klang ganz anders:

Daß der Orkus vernehme: ein Fürst kommt,
Drunten von ihren Sitzen
Sich die Gewaltigen lüften.

Wer sind diese Gewaltigen? Sind es die Wirte? Hades und Persephoneia, die Herrscher des Totenreichs? Offenbar nein, diese hätte der Dichter nicht so im einfachen Pluralis genannt. Er hat offenbar eine größere, unbestimmte Zahl im Auge. Hier helfe eine Stelle aus ‚Faust' 2. Teil weiter. Nach Helenas Abschied weigern sich die Mägde des Chors, der Aufforderung der Chorführerin gemäß auch ihrerseits in den Hades zurückzukehren, mit der Begründung:

Königinnen freilich, überall sind sie gern;
Auch im Hades stehen sie oben an,

Stolz zu ihres Gleichen gesellt,
Mit Persephonen innigst vertraut;
Aber wir —

Auch in der Odyssee erscheint ja Achill als König im Totenreich und die Helden ebenso vor der Masse ausgezeichnet, wie sie es im Leben waren. Demnach sind die „Gewaltigen" unseres Gedichts nicht die Wirte des Orkus, sondern unter dessen Gästen zu suchen. Es sind die Großen, die einst in ihren Erdetagen das Leben auf der Oberwelt umwarfen, umgestalteten, ihm ihre unvergänglichen Spuren aufdrückten, und die nun in der Unterwelt, „stolz zu ihres Gleichen gesellt", eine Versammlung für sich bilden, bildsäulengleich auf Stühlen sitzend gedacht, wie etwa die vier Könige im ‚Märchen'. In diese Versammlung gedenkt unser Dichter einzutreten, ein Gleicher unter Gleiche, ein Fürst unter Fürsten. Und als Gleichen ihn begrüßend, erheben sich — im burschikosen Ausdruck: lüften sich — die Versammelten von ihren Sitzen, bis der neue „Kömmling" (‚Faust' V. 11059) den ihm bestimmten Stuhl in ihrer Reihe eingenommen hat, um nun seinerseits, zur Bildsäule erstarrt, mit ihnen der Ewigkeit und der Ankunft weiterer Gleicher zu harren. Es ist die Dauerform eines ausgelebten großen Lebens, für die ein weiteres Ziel oder einen Zweck anzugeben außerhalb der Grenzen des menschlichen Denkvermögens liegt. Es ist der Titan, der sich „zu seinen Vorgängern versammelt".

Welche Schlüsse sind aus diesem Gedicht für den Ausgang Fausts, wie er dem Dichter des ‚Ur-Faust' für die Fortsetzung vorgeschwebt haben mag, zu ziehen? Wenn dieser selbst sich ein Leben wünscht, in dem in gedrängter Kürze alle seine Kräfte der Tat und des Genusses zu voller Wirksamkeit kommen, um dann, noch in der Fülle der Kraft, auf der Höhe des Daseins auszuscheiden und einerseits in

der Erinnerung der Nachlebenden, andererseits im Schattendasein der Unterwelt, aufgenommen in die Versammlung der Großen des Menschengeschlechts, zu deren Gemeinschaft er schon im Leben sich gerechnet, fortzuexistieren — liegt es da nicht nahe, daß er auch seinem dichterischen Doppelgänger dieses Los zugedacht habe? Die Frage, ob er diesen habe „retten" oder dem Teufel überlassen wollen, kann demnach gar nicht gestellt werden. Nicht auf gut und böse, sondern auf Größe kam es an. Im ‚Ur-Faust' bewegt sich der Held im kleinbürgerlichen Kreise, und hier war für Größe noch kein Raum. Der Schauplatz mußte sich im Fortgang erweitern zur großen Welt, d. h. zur Welt der Herrschenden, die, über dem bürgerlichen Erwerbskreis schwebend, diesen selbst und das von ihm Erworbene zum Genießen und Wirken im großen Maßstabe benutzt. Fausts Eintritt in diese Welt wird auch für ihn zu gesteigerter Wirksamkeit und gesteigertem Genuß führen, und endlich wird er in fürstlicher Stellung die Helena an seine Seite emporrufen, mit diesem Inbegriff der weiblichen Schönheit als Übermensch zu übermenschlichem Genuß aufsteigen und mitten aus diesem Genußleben abscheiden zur „Hölle", zum „Orkus", um sich dort zu seinen Vorgängern, den Titanen der Vorzeit, zu versammeln. An Lohn oder Strafe ist dabei nicht zu denken. Religion, Christentum, Kirche kommen als Lebensvermittler in der Faustdichtung nur für die Menschen gewöhnlichen Maßes in Betracht, nicht für den Übermenschen: der steht außer und über aller Vermittlung, er trägt den eigenen Maßstab in sich; als diese Natur mit diesen Kräften steht er unmittelbar der Welt selbst gegenüber und mißt sich mit ihr, wer den anderen überwinde.

So etwa mögen sich die Bilder im Kopfe des jungen Dichters geschoben haben, und wir können die Spuren

davon noch in der ausgeführten Dichtung des 2. Teils erkennen: Faust als Hexenmeister am Kaiserhof im 1. Akt, wo jedoch seine politische Wirksamkeit zu den Bildern des Maskenzugs verflüchtigt ist; die militärische Rolle und fürstliche Belehnung im 4. Akt, nachdem die ‚Helena' in der neuen Bedeutung dazwischen geschoben war. Endlich die fürstliche Stellung im 5. Akt. Sie wird zwar mit nützlichem Schaffen erfüllt, aber mitten darin, auf dem Höhepunkt sogar, gibt Faust selbst einen Überblick über sein Leben, der dazu gar nicht stimmt, sondern sein Leben und Streben ganz und gar als das eines titanischen Genießers, der sich an der eigenen Kraft berauscht, schildert:

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt . . .

Und an eben dieser Stelle lehnt er nochmals ausdrücklich jeden Gedanken an jenseitigen Lohn oder Strafe ab:

Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!

Das besagt doch: sein Wirken hatte kein objektives Ziel, sondern war lediglich der Auswirkung der subjektiven Kraft und damit dem Selbstgenuß gewidmet.

*

Der junge Goethe hatte zwei Gestalten, in denen er sich über sein eigenes titanisches Wesen dichterische Rechenschaft gab: Prometheus und Faust. Beide sind von dem gleichen Gefühl der Selbstherrlichkeit erfüllt: wie Prometheus in der olympischen Welt, zu der er gehört, die Ordnungen des Zeus

ablehnt, so lehnt Faust die geschichtlichen Ordnungen der Erde in Staat und Kirche von sich ab. Beide erkennen keinen Auftraggeber für ihr Handeln an als sich selbst. Aber dann tritt der Unterschied hervor. Prometheus ist der positiv schaffende Wille, der ein objektives Ziel kennt; er bildet Menschen und gibt ihnen die Ordnungen für ihr Zusammenleben auf der Erde; er schafft, was wir Kultur nennen; er ist die aufbauende Kraft, deren Spur in Äonen nicht untergehen kann, weil jede spätere Bildung das Gesetz ihres ersten Ursprungs aufzeigen muß, mit dem sie in lückenloser Kausalverbindung steht. Faust dagegen ist der reine und bloße Übermensch, der nur sich will, sich selbst Zweck ist, sich aus dem Zusammenhang löst und im Genuß seiner Macht schwelgt, der endlich sogar mit Helena die Grenzen des Zeitlichen zu übersteigen und selbst zum Dämon zu werden sich vermißt. Eine solche Kraft kann auf ihre Umgebung nur zerstörend wirken, und wenn sie im geschichtlichen Prozeß dennoch positive Wirkungen hinterläßt, wie Napoleon I., so ist das nicht ihr Verdienst, sondern Folge des allgemeinen Lebensgesetzes, wonach keine erdgeborne Kraft ausreicht, um Seiendes wirklich zu zerstören, sie kann nur faul oder überreif Gewordenes aus seiner Verbindung auflösen. Für das Weitergehen des Lebensprozesses durch neue Verbindungen sorgt der Prozeß selbst — oder, in der mythologischen Sprache unserer Dichtung, der Erdgeist. Und so zeigt sich wieder, inwiefern dessen Gestalt als die beherrschende über dem Verlauf der ganzen Dichtung beabsichtigt sein konnte.

Demnach hat sich der Dichter in Prometheus und Faust, wie so oft, in zwei polar entgegengesetzte Seiten seines eigenen Wesens zerlegt. Und er hat in Faust, wie überhaupt in den Helden seiner Jugenddichtung, nach Chr. Schrempfs Ausdruck, sich „depotenziert“, indem er eine einzelne Seite

seines Wesens in potenzierter Stärke aus sich herausstellte — hier das Übermenschentum — und durch alle Konsequenzen ihres Begriffs hindurchtrieb. Der ‚Prometheus' blieb in den ersten Anfängen seiner Ausführung stecken. Den Prometheus*gedanken* (des positiven Schaffens) hat der Dichter aber nachträglich in die Faustdichtung als Schlußpunkt aufgenommen. Gleichzeitig hat er die Leitung der Handlung von dem Erdgeist auf den „Herrn" des Prologs übertragen, Fausts „Streben" als verworrenen Gottesdienst und seine Sünden als die notwendig damit verbundenen Irrtümer gedeutet, so dessen Weg nicht nur als Aufstieg zur Größe, sondern auch als Übergang zur Begrenzung und Bindung und damit aus Böse in Gut umgestaltet und seine „Rettung" oder „Erlösung" durch Aufnahme in den göttlichen Himmel vorbereitet — ob in überzeugender Weise, ist hier nicht zu erörtern. Jedenfalls spiegelt auch in dieser Hinsicht die gesamte jetzt vorliegende Faustdichtung den Entwickelungsgang ihres Dichters wider: von dem stürmischen Selbstgefühl der Jugend durch die Besonnenheit — „Entsagung" — der Mannesjahre zu dem „Mystizismus" des Greisenalters.

Der Teufelspakt in Goethes ‚Faust'

Von Otto Pniower (Berlin)

Die Szene in Goethes ‚Faust', in der der Träger der Handlung das Bündnis mit dem Teufel schließt, ist der Angelpunkt des ersten Teiles des Dramas. Wer sie, ihre Voraussetzungen und Folgen kritisch würdigt, rührt an das Fundament der Dichtung. In ihr verbinden sich für den, der das Werk auf seine Entstehung hin betrachtet, die Pläne, mit denen sich der Dichter in den drei Stadien, die wir für seine Beschäftigung mit ihr anzuerkennen haben, jeweilig trug. Um das richtige Verständnis für sie zu gewinnen, scheint sich mir ein Weg zu empfehlen, der meines Wissens noch nicht beschritten ist, nämlich genau festzustellen, wie viel in jeder der drei Phasen über den Pakt überliefert oder mit mehr oder weniger Sicherheit zu erschließen ist. Vielleicht gelingt es so über die schwierigste aller Szenen der Dichtung einigermaßen in die Klarheit geführt zu werden.

Ich werde bei diesem Versuche bemüht sein, mich möglichst streng an das vorliegende Material, an den Tatbestand zu halten. Ausschweifende Hypothesen, wie sie in der Faustforschung besonders beliebt sind, werde ich zu vermeiden suchen. Aber ohne alle Vermutungen wird es dabei doch nicht abgehn. Öfters werde ich mit „vielleicht" oder „wahrscheinlich" operieren müssen. Das ist in dieser Sphäre unvermeidlich. Grundsätzlich aber werde ich es unterlassen, ganze Systeme auf Einzelheiten zu gründen und in Utopien auszuarten, wie das wieder in der vor kurzem erschienenen geistvollen, scharfsinnigen und kenntnisreichen, aber leider

nicht durchweg Haltbares bietenden Schrift von Chr. Sarauw geschehen ist[1]. Der erste allerdings nur mittelbare Hinweis auf Fausts Bündnis mit dem Teufel findet sich gleich im Eingangsmonolog in den Versen (15 f.):

Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel
Fürcht mich weder vor Höll' noch Teufel.

Minor (Goethes Faust 1, 42) rügt mit Recht, daß sie, die der Erklärung in hohem Maße bedürfen, in den Faustkommentaren wenig Beachtung gefunden haben. Die Deutung, die er selbst ihnen gibt, befriedigt indes nicht. Schon die Behauptung, daß man jeden dieser Verse einzeln für sich zur Not gelten lassen könne, ist unzutreffend. Denn wie könnte Faust, der große Zweifler, sagen, daß ihn keine Skrupel noch Zweifel plagen? Diese Worte gebraucht Minor selbst, ohne sich dadurch aber von jener Behauptung abschrecken zu lassen. In Wahrheit sind beide untrennbar. Faust, bedeuten sie, hegt hinsichtlich der Existenz von Hölle und Teufel keine Zweifel, nur f ü r c h t e t er beide nicht. Der Ton liegt auf fürchten. Die Verse wirken in der späteren Dichtung nach, wenn es V. 1660 ff. heißt: „Das Drüben kann mich wenig kümmern" usw. Hervorgerufen sind sie durch das Streben nach strenger Motivierung, die sich Goethe bekanntlich zeit seines Lebens angelegen sein ließ. Der Dichter der Aufklärungszeit hält es für nötig zu betonen, daß seinem Helden der Glaube an die Existenz von Hölle und Teufel nicht fehlte (vgl. dazu noch V. 1427: „Du Hölle wolltest dieses Opfer haben!"). Indem er sie aber nicht fürchtete, ward es ihm möglich, mit einem ihrer Beherrscher ein Bündnis einzugehn. So betrachtet sind die Verse eine Vordeutung des Paktes.

[1] Chr. Sarauw: Die Entstehungsgeschichte des Goethischen Faust (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelser. I, 7), København 1917 [auf dem Umschlag: 1918].

Was erfahren wir in dem Torso über die Bedingungen des Vertrages und die Verpflichtungen der beiden Kontrahenten?

Was zunächst Mephisto betrifft, so sollte er nach der Spiesschen Historia (Kap. 4) alles das tun, was Faust begehrt und von ihm haben wollt. („Er sollte ihm geflissen, unterthänig und gehorsam seyn als ein Diener".) Beim ‚Christlich Meynenden' heißt es darüber (Szamatólski S. 8): „zum Gratial sollte er ihm die gantze Zeit seines Lebens alle nur ersinnliche Lust verschaffen und zu dem erfahrensten und berühmtesten Mann machen." Verglichen damit ist der Teufel im ‚Ur-Faust' ziemlich störrisch und eigenwillig, und auch seine Macht erscheint beschränkt. Zweimal stellt er sich Fausts Forderungen entgegen. Als dieser ihm nach der ersten Begegnungmit Gretchen zuruft: „Hör, du musst mir die Dirne schaffen" (V. 471), erwidert er: „Über die hab ich keine Gewalt." Das ist allerdings nichts als Ausrede, wie der weitere Verlauf der Szene ergibt. Mephisto will recht den Teufel spielen und seinen Partner durch Ausflüchte und Verzögerungen noch mehr reizen. Ernster ist die zweite Stelle (S. 81 Z. 43 ff.). Faust fordert von Mephisto, daß er das im Kerker schmachtende Gretchen rette. Hier muß der Teufel bekennen, dazu nicht fähig zu sein. Denn da Gretchen dem Blutgericht übergeben ist, das nach alten deutschen Rechtsbegriffen im Namen Gottes ausgeübt wird, ist der Auftrag für ihn unausführbar. Auch dieses Motiv wirkte später weiter (vgl. V. 3715: „Doch mit dem Blutbann schlecht mich abzufinden"). Aber selbst Gretchen aus dem Kerker zu befreien ist Mephisto nicht imstande. „Hab ich alle Macht im Himmel und auf Erden?" ruft er aus (S. 82 Z. 62). Nicht mehr vermöge er, als den Türmer einzuschläfern und Faust dadurch Gelegenheit zu geben, sich der Schlüssel

zu bemächtigen und die Geliebte mit Menschenhand herauszuführen.

Man sieht: die von Goethe erfundene Liebesepisode sprengt mit ihren Folgen den Rahmen der Sage. Allein schon die ganze Weltanschauung des Dichters stand von vornherein in einem starken Widerspruch zu dem auf dem Teufelsglauben beruhenden Stoff und bewirkte eine erhebliche Modifizierung. Wie nun bei diesen Unterschieden zwischen den Voraussetzungen der zwar dem sechzehnten Jahrhundert angehörenden, ihrem Wesen und Geist nach aber mittelalterlichen Sage und dem Standpunkt des Poeten aus dem Zeitalter des Rationalismus in dem Vertrage Mephistos Verpflichtungen im einzelnen umgrenzt werden sollten, läßt sich nicht sagen. Wahrscheinlich sollte wie in der vollendeten Dichtung, und wie es wohl auch die Gesetze der dramatischen Entwickelung verlangen, ein möglichst freier Spielraum geschaffen werden. Dennoch lehrt eine Stelle, daß Mephisto zu bestimmten Leistungen gebunden wurde. V. 487 f. heißt es:

Und das sag ich ihm kurz und gut,
Wenn nicht das süsse junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht,
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Aus diesen Worten dürfen wir entnehmen, daß nach dem Vertrage der Teufel Fausten, wie es im alten Volksbuch heißt, untertänig und gehorsam als ein Diener sein sollte, und daß, wenn er es daran fehlen ließ, dieser berechtigt war, den Bund mit Ablauf des Tages zu lösen.

Worin aber bestand Mephistos allgemeine Aufgabe gegenüber Faust? Mit anderen Worten: *was sollte Faust vom Teufel im ganzen geboten werden?* Darüber liegen in dem Torso nur drei Andeutungen vor. Beim Eintritt in Auerbachs Keller (S. 22 Z. 55 f.) sagt Mephisto

zu Faust: „Nun schau wie sie's hier treiben! Wenn dir's gefällt, dergleichen Sozietät schaff ich dir Nacht nächtlich". Und in dem Auftritt zwischen Faust und Mephisto, der später die szenische Anweisung „Trüber Tag. Feld" erhielt, wirft jener seinem Partner vor: „Und du wiegst mich indess in abgeschmackten Freuden ein". Drittens lassen Fausts kurz darauf folgende Worte: „Hund! Abscheuliches Untier! — Wandle ihn, du unendlicher Geist, wandle den Wurm wieder in die Hundsgestalt in der er sich nächtlicher Weile offt gefiel vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wandrer vor die Füsse zu kollern und dem Umstürzenden sich auf die Schultern zu hängen! Wandl' ihn wieder in seine Lieblingsbildung" usw., diese Worte lassen auf eine freilich recht primitive Art schließen, wie Mephisto seinen Gebieter zu erheitern suchte. Vielfach nahm man allerdings an, daß sie einen Fingerzeig darübergäben, wie die Beschwörung des Teufels durch Faust eingeleitet wurde. Indes wies Minor (1, 218) mit vollem Recht darauf hin, daß an der Stelle keineswegs von dem ersten Auftreten Mephistos die Rede ist, sondern daß es sich um die in einem Kapitel des Volksbuches (Widman und Pfitzer 1, 25, Christlich Meynender [Szamatólski] S. 11 f.) erwähnten mutwilligen Gaukeleien handelt, mit denen der im Dienste Fausts stehende Teufel seinen Herrn zu ergötzen suchte. Erst in der dritten Phase der Entstehungsgeschichte der Dichtung, als Goethe die jugendlichen Intentionen vergessen hatte, knüpfte er in freier Erfindung von neuem an jenes Sagenmotiv an, um den Teufel bei Faust einzuführen.

Aus den drei Stellen geht soviel hervor, daß Mephisto seinen Partner in das Welt- und Sinnenleben eingeführt hat. Faust, in seinem Wissensdrang unbefriedigt, in seiner Lehrtätigkeit enttäuscht, von den vergeblichen Bemühungen um die Erkenntnis der Welt, zu der ihm auch die Magie

nicht hat verhelfen können, zerquält, vom Erdgeist in sein Nichts zurückgewiesen, kehrt der Wissenschaft den Rücken, um in einem ganz anders gearteten Dasein seine glühende Seele durch Lebensgenuß zu beschwichtigen. Dieses neue Dasein sollte ihm der Teufel verschaffen.

Allein für das, was Faust in dieser neuen Existenz sucht, ist noch ein Zeugnis maßgebend, wenn es sich gleich im ‚Ur-Faust' selbst nicht findet. Es ist dies die Skizze der Fortsetzung des Dramas, die Goethe im Dezember 1816 für den vierten Band von ‚Dichtung und Wahrheit' niederschrieb (Nr. 63 der Paralipomena, Werke 15 II, 173). Es handelte sich darum, von dem Fortgang der Dichtung nach Gretchens Tod, wie er ihn sich gegen Ende der Frankfurter Zeit dachte, einen Umriß zu geben. Daß er damals, da seit dem Auftauchen des Planes vierzig Jahre vergangen waren, die ursprünglichen Intentionen in ungetrübter Reinheit wiedergegeben habe, ist nicht anzunehmen. Soviel ist aber aus einer Reihe brieflicher und mündlicher Äußerungen des Dichters unzweifelhaft sicher, daß Fausts Verbindung mit Helena schon für die Urkonzeption des Werkes vora..szusetzen ist (vergl. mein Buch: Goethes ‚Faust', Zeugnisse und Exkurse zu seiner Entstehungsgeschichte [Berlin 1899] S. 155. 161 f. 188. 204 f.). Auch sein Auftreten am kaiserlichen Hofe war sicherlich schon damals ins Auge gefaßt. Also sollte er sich an den ihm von Mephisto zugedachten schalen Freuden nicht genügen lassen und seine eigenen, auf die höchsten Dinge gerichteten Wünsche zur Geltung bringen. Beide Motive gehören schon der alten Sage an. Wie ihre Beziehungen zum Vertrage zu denken sind, ob und wie weit die Erfüllung der Wünsche Fausts zu den Absichten des Teufels stimmt oder gegen seinen Willen geschieht, ob sie ihm etwa das Konzept verdirbt und vielleicht den Weg zur Bewahrung des Helden

vor der Hölle andeutet, darüber gibt uns weder der ‚Ur-Faust‘ noch die in dem genannten Paralipomenon vorliegende Skizze der Fortsetzung irgendeine Auskunft.

Was sollte nun aber von Faust dem Teufel für die Unterwerfung unter seinen Willen und für die Freuden, die er ihm verspricht, geboten werden? Mit anderen Worten: wozu verpflichtet sich Faust gegenüber Mephisto?

Darüber liegt in dem Torso nur ein negatives Zeugnis vor. Im ältesten Volksbuch, in der Spiesschen Historia lautet die vierte der vom Teufel für das Bündnis gestellten Bedingungen: Faust solle den christlichen Glauben verleugnen (Kap. 4). Bei Widman und Pfitzer (Kap. 9) wird die Forderung genauer bestimmt, indem es heißt: Faust dürfe zu keiner Kirche gehn, die Predigten nicht besuchen, auch die Sakramente nicht gebrauchen. Beim ‚Christlich Meynenden‘ (Szamatólski S. 7) lautet sie ähnlich, und in den Puppenspielen fehlt das Motiv ebenfalls nicht, wenn es auch hier flüchtiger behandelt wird. Die Bedingung ist also unverkennbar ein elementarer Bestandteil der Sage und der Hauptpunkt des Vertrages. Gleichwohl war sie für den ‚Ur-Faust‘ nicht in dem Sinne der alten Überlieferung geplant. Das ergibt sich mit Notwendigkeit aus dem Umstand, daß das Motiv in ihm in einem ganz anderen Zusammenhang erscheint, ebenso geistvoll wie individuell umgebildet. Denn wer kann verkennen, daß diese vierte Bedingung des Paktes in der Sage zusammen mit der ersten, die seit Widman auftaucht: Gott und allem himmlischen Heer abzusagen, dem Dichter die Anregung zu dem herrlichen Religionsgespräch in der zweiten Gartenszene gab? In dem Vers „Du ehrst auch nicht die heil'gen Sakramente“ schimmert die alte Formulierung noch durch. Damit war ganz im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts der

dichterischen Behandlung der Sage und so auch dem Pakt die kirchliche Grundlage entzogen. Und dabei blieb es im wesentlichen trotz den vielfachen Veränderungen, die bei der wechselvollen Entstehungsgeschichte des Dramas der Stoff in der Seele des Dichters erfuhr, wenngleich in der Domszene, im „Prolog im Himmel“ und in der Schlußszene des zweiten Teiles von kirchlichen Formen reichlich Gebrauch gemacht wurde. Übrigens nahm Goethe in der dritten Phase das Motiv noch einmal auf, um es allerdings nur flüchtig zu streifen. In dem furchtbaren Fluch (V. 1587 ff.), in dem Faust alles verwünscht, was geeignet ist, den Menschen zu erquicken und zu erheben, fehlt auch der Glaube nicht.

Also sieht man in der ersten Gestalt der Dichtung nicht, um welchen Preis Faust Mephistos Hilfe erkauft hat. Dafür, daß er ihm ausdrücklich die Seele verschrieben habe, für diese Urvoraussetzung der Sage, bieten die bis 1775 gedichteten Partien des Dramas keinen Hinweis. Damit soll nicht gesagt sein, daß das Motiv nicht irgendwie Verwendung finden sollte. Nur wissen wir nicht, wie, und eine positive Erwähnung liegt nicht vor. Die einzige Stelle, wo außer in dem oben behandelten Vers 16 von der Hölle die Rede ist, V. 1427: „Du Hölle wolltest dieses Opfer haben!“, kann dafür nicht herangezogen werden. In dem Zusammenhang bedeuten die Worte nichts anderes als: das Bündnis, das Faust mit dem Höllenfürsten eingegangen ist, schuf nicht nur ihm die Seelennot, in die ihn Reue und Schuldbewußtsein stürzen, sondern, was furchtbarer ist, es riß auch Gretchen in den ihm drohenden Untergang. Damit ist aber nichts über eine bestimmte Bedingung des Vertrages ausgesprochen. In der düstern, verzweifelten Stimmung, die Faust erfaßt hat, verwünscht er die Verbindung mit dem Teufel und schiebt nach menschlicher

Art einen Teil der Schuld, die er auf sich geladen hat, auf die Macht ab, in deren Abhängigkeit er sich begeben hat. Vom ‚Fragment‘ an lautet der Vers (V. 3361), was hier eingeschoben sei:

Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!

womit der Vorwurf in höherem Maße von Faust abgewälzt und das Schicksalhafte des Vorganges stärker betont wird.

Wie sollte der Vertrag herbeigeführt werden? Darüber liegen nur geringfügige Andeutungen vor. Zunächst erfahren wir aus der Stelle der drittletzten Szene (S. 81 Z. 36): „Groser herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest... warum musstest du mich an den Schandgesellen schmieden", daß der Erdgeist an dem Zustandekommen nicht unbeteiligt ist. Denn nach diesen Worten kann nicht bezweifelt werden, daß er und kein andrer ihn Fausten gesandt hat. Und zwar sollte das so geschehn, daß Faust die Verbindung mit der Geisterwelt, die Gemeinschaft gesucht hat. Das ergibt sich aus den kurz vorhergehenden Worten Mephistos (S. 81 Z. 33 f.): „Eh! Drangen wir uns dir auf oder du [dich] uns?" Da Faust darauf nichts zu erwidern weiß, darf man schließen, daß der in der Frage liegende Vorwurf berechtigt ist, und der zweite Teil der Alternative zutrifft. In gewissem Sinne gibt uns ja die Dichtung durch die Szene, in der Faust den Erdgeist beschwört, den Beweis für die Berechtigung des höhnischen Vorwurfs. Darnach muß man weiter annehmen, daß für das von der Sage gebotene Motiv der Beschwörung des Teufels in der Jugenddichtung eine eigenartige Umwandlung geplant war. Indem nämlich Faust ausdrücklich den großen herrlichen Geist als denjenigen bezeichnet, der ihn an Mephisto gekettet habe, ist die Folgerung unabweisbar, daß der Erdgeist von ihm noch einmal hätte angerufen werden sollen und nun entweder

selbst erschienen wäre und ihm Mephisto als Gesellen zugeschickt hätte, oder daß dieser allein als sein Sendbote aufgetreten wäre. In welcher Weise Goethe das im einzelnen gestalten wollte, läßt sich nicht erraten. Bei den vielen Möglichkeiten, die dafür in Betracht kämen, wäre es zwecklos, die Frage zu erörtern.

Für die Art, wie der Vertrag zustande kommen sollte, muß weiter die Frage aufgeworfen werden, wie Faust von dem Partner für den neuen Lebenslauf gewonnen werden sollte? Darüber gibt die Dichtung selbst nicht den geringsten Aufschluß. Doch sind uns in den von Erich Schmidt zuerst veröffentlichten Paralipomenis 51/62 (Werke 14, 311 f.) einige lose Stückchen überliefert, die nach dem handschriftlichen Befund zum Urkodex gehörten und somit der ersten Phase der Arbeit an der Dichtung zuzuweisen sind. Es handelt sich um die Nummern 54/59. Daß sie inhaltlich zur Vertragszene in Beziehung stehn, habe ich schon vor fünfundzwanzig Jahren in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte (5, 424 ff.) ausgeführt. Und zwar gehören sie zu einer Unterredung Fausts mit Mephisto, die vor dem Abschluß des Vertrages geführt werden sollte, worauf noch zurückzukommen sein wird. Ihr Gedankengehalt bewegt sich um den Gegensatz zwischen Erkennen oder Wissen einerseits und Genießen andrerseits. Unvereinbar mit der menschlichen Natur, so sollte Mephisto argumentieren, sei Faustens bisherige Lebensführung — lediglich sein Wissensdrang sei die Quelle seines Unbehagens.

58. Der ganze Fehler ist daher entstanden
Das, was ihr wißt, das könnt ihr nicht genießen
Was man genießt, das braucht man nicht zu wissen.

Erkenntnis sei unerreichbar („Denn zum erkennen ist der große viel zu klein"), während zum Genuß jeder geeignet

sei („Und zum genießen ist der kleinste groß genug“, 59). Auch sei der Genuß dem Menschen unentbehrlich und in dem Maße, daß, in wie hohe Regionen des Denkens und der Anschauung er sich auch emporgeschwungen habe, ihm der niedrige Genuß doch stets willkommen sei. So unüberwindlich sei die irdische Natur des Menschen („Und der zuerst sich wie ein Gott erging / Befindet sich noch wohl am Schweinekoben“, 55). Auch Faustens Ärmlichkeit der Existenz sollte berührt werden. Was sei das für ein Leben, in dem er auf die Gutmütigkeit dieses oder jenes angewiesen sei („Wenn du nur von den Bissen leben solltest / Die dieser oder jener dir gegönnt“, 57)! Er, so darf man ergänzen, wolle ihm ein Dasein verschaffen, das ihn unabhängig von der Gnade der Mitmenschen mache und ihm gestatte, in den höchsten Freuden und Vergnügungen zu schwelgen.

Alle diese Verse waren, wie man sieht, und wie Erich Schmidt schon richtig erkannte, für Mephisto bestimmt. Sie bekunden seine Absicht, Faust das Streben nach Wissen und Erkenntnis zu verleiden und den Lebensgenuß als die Grundlage der wahren menschlichen Existenz zu preisen.

Wie Faust dabei seinen Part führen sollte, darüber ist uns unmittelbar nur ein Fetzen überliefert. Denn von den hier in Frage stehenden sechs Paralipomenis gehören fünf unbedingt zu Mephistos Rolle. Von einem: Nr. 54, das Erich Schmidt, wenn auch zweifelnd, dem Teufel in den Mund legte, suchte ich in dem angeführten Aufsatz wahrscheinlich zu machen, daß es Fausts Worte wiedergibt. Und dies ist heute noch meine Ansicht, die schon deshalb berechtigt ist, weil die Verse für Mephisto jedenfalls nicht passen, der von sich nicht gut sagen kann:

Und es steht nur dem Teufel an
Ihm noch das Bischen Sicherheit zu rauben.

Leicht sind sie freilich nicht unterzubringen. Man kann sich aber vorstellen, daß sich die Unterhaltung zwischen den beiden so zuspitzt, daß der seiner wissenschaftlichen Tätigkeit abhold gewordene Faust, durch schroffe Stellungnahme des Partners gereizt, für das Wissen eintritt. Mephisto sollte ihm dann entgegnen, daß Wissen und Überzeugung in Widerspruch geraten können, daß man gezwungen sein könne, das Unwahrscheinliche für sicher, vielleicht auch das Wahrscheinliche für unsicher und dgl. anzusehen, worauf Faust, ärgerlich, in einer Art Paradoxie erwidert:

Ey was ich weis das brauch ich nicht zu glauben
[= nicht erst zu glauben]
Der Mensch ist gar erbärmlich dran
Und es steht nur dem Teufel an
Ihm noch das Bischen Sicherheit zu rauben.

Von den Einwänden, die Faust zu machen hatte, seinem Wider treben wissen wir also nicht viel. Wir dürfen aber mittelbar schließen, daß sein Gegner nicht allzugroße Mühe hätte aufzuwenden brauchen, um ihn für seine Lockungen zu gewinnen. Der Eingangsmonolog zeigte, wie unerträglich Faust die Beschäftigung mit der Wissenschaft geworden ist und wie er sich aus der unseligen Existenz als Forscher und Lehrer heraussehnt. Die Klage darüber ist ja Ausgangspunkt und Grundmotiv des Selbstgespräches, in dem er seinem Widerwillen gegen das Wissen und Erkennen immer von neuem Ausdruck gibt (V. 6. 11. 18. 28. 43 usw.) In dem Gespräch mit Wagner wird das Thema wieder angeschlagen, und Faust erhält von neuem Gelegenheit, seine Skepsis über das, was man „erkennen“ heißt, und über die Ergebnisse der historischen Wissenschaften kundzutun. Es war also alles darauf angelegt, Mephisto einen leichten Sieg zu verschaffen. Faust willigt ein, schließt den Vertrag, der ihm den unbeschränkten Lebensgenuß in Aussicht stellt,

und die Weltfahrt kann angetreten werden. Nach der Unterredung, vermutlich vor dem Eintritt des Studenten (aus dem später im „Fragment" ein Schüler wird) sollte Mephisto in einem Monolog seinen Triumph verkünden, die Absichten aussprechen, die ihn bei dem Bunde leiteten und zugleich über den Charakter der Weltfahrt Auskunft geben. Darüber belehrt uns Paralipomenon 56:

Auf diesem Wege rollt es eben
Recht hurrliburli durch das Leben.
Er nagt nicht lang' an Einem Knochen
Ich muß es ihm gepfeffert kochen.

Es ist dasjenige Stück, bei dem der jugendliche Ursprung nicht bloß durch die Überlieferung, sondern auch stilistisch durch das Wort „hurrliburli" gesichert ist. Goethe verwendet es nur in den siebziger Jahren. Zu den von Erich Schmidt (Werke 14,312) angeführten Stellen kommen noch zwei aus Briefen der Jahre 1773/74 (Briefe 2, 123. 198). Die Verse waren wohl für den Schluß des Selbstgespräches bestimmt, nachdem Mephisto vorher den Weg bezeichnet hätte, den er Faust zu führen gedachte. Wir erfahren aus ihnen, daß er es für ihn auf ein Überstürzen der Genüsse abgesehen hat. Er will ihn von Abenteuer zu Abenteuer hetzen und ihm keine Erholung gönnen, in der Hoffnung, ihn so am raschesten zu verderben. Das Bild, das den Versen

Er nagt nicht lang' an Einem Knochen
Ich muß es ihm gepfeffert kochen

zugrunde liegt, drückt den Gedanken drastisch aus. Eine gepfefferte Speise stillt allenfalls den Hunger, erzeugt aber, indem sie Durst erregt, neue Begierde. Mephisto sollte also, wie er hier bekennt, Fausts Streben nur scheinbar befriedigen. —

Das ist, soviel ich sehe, was der ‚Ur-Faust' und die zu ihm gehörigen Bruchstücke zunächst für Art und Wesen des

als unerläßlichen Bestandteil vorauszusetzenden Paktes des Helden mit dem Teufel an die Hand geben.

Allein damit ist sein Ertrag für die Frage, die uns beschäftigt, keineswegs erschöpft. Vielmehr werden wir, wenn wir nunmehr die zweite Phase der Dichtung, deren Ergebnis uns im ‚Fragment' von 1790 vorliegt, ins Auge fassen, wiederholt auf ihn zurückgreifen müssen. Denn in Verbindung mit diesem, das uns dem Mittelpunkt der Dichtung, dem Pakt, näher führt, läßt sich aus ihm für die ursprüngliche Intention noch mancherlei herausholen.

II. Fragment.

Von dem, was 1790 hinzugekommen ist, betrifft unsre Frage in erster Reihe der Schluß der zweiten Szene „Studierzimmer", das Stück V. 1770/1867 der ganzen Dichtung. Der Vertrag selbst ist darin nicht dargestellt, wird jedoch vorausgesetzt. Die Partie steht in ihrem Hauptteil, bis V. 1834, wo die Überleitung zur Weltfahrt beginnt, im engsten Zusammenhang mit den in den besprochenen Paralipomenis 54/59 behandelten Gedanken. Ja, man darf sagen, daß sie die Vor- und Grundlage für sie bildeten. Hier wie dort dreht sich alles um den Gegensatz von Erkennen und Genießen. Und wenn von Mephisto dort die Worte überliefert sind:

> Denn zum erkennen ist der große viel zu klein,

so sind hier die Verse:

> Doch nur vor Einem ist mir bang;
> Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang.
> Ich dächt', ihr ließet euch belehren.
> Assoziirt euch mit einem Poeten usw.

nur eine höhnische, von teuflischer Ironie getränkte Ausführung dieses Gedankens. Ebenso sind die Verse 1816 ff.

> Mein guter Herr, ihr seht die Sachen,
> Wie man die Sachen eben sieht;

Wir müssen das gescheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freilich Händ und Füße
Und Kopf und Hintrer, die sind dein;
Doch alles was ich frisch genieße,
Ist das darum weniger mein? usw.

sie sind nur eine tiefere Entwicklung des Motivs, das im zweiten Vers des Paralipomenons 59 angeschlagen ist:

Und zum genießen ist der kleinste groß genug.

Paralipomenon 58:

Der ganze Fehler ist daher entstanden
Das was ihr wißt, das könnt ihr nicht genießen

kann sehr wohl die Anregung zu den Versen 1776ff. gegeben haben:

O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß in der Wieg' und auf der Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht! usw.

Ebenso erweist sich Mephistos viel erörterter Monolog, den er, nach Fausts Abgang, bis zum Eintritt des Schülers spricht (V. 1851 ff).:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft usw.

in seiner Hauptstelle, da, wo er sein Programm entwickelt, mit Paralipomenon 56 verwandt:

Auf diesem Wege rollt es eben
Recht hurrliburli durch das Leben.
Er nagt nicht lang' an Einem Knochen
Ich muß es ihm gepfeffert kochen.

Hier wie dort eine Charakteristik Fausts, die in der neuen Fassung nur reicher und voller ausgeführt ist. Den Worten „Er nagt nicht lang' an Einem Knochen" entspricht im ‚Fragment':

Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.

Dem Vers: „Ich muß es ihm gepfeffert kochen“ stellen sich die des ‚Fragments‘ zur Seite:

Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben usw.

Ja, dasselbe aus der Sphäre der Ernährung geschöpfte Bild kehrt wieder, wenn Mephisto fortfährt:

Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben.

In jenen dürftigen Bruchstücken sind uns jedoch, wie wir wissen, mit Ausnahme von Paralipomenon 54 nur Entgegnungen Mephistos überliefert. Somit lassen sie notwendigerweise gegenüber der im ‚Fragment‘ hinzugekommenen Partie Entsprechungen für Äußerungen Fausts vermissen. Das trifft vor allem für ihren Eingang zu, jene Verse, in denen Fausts titanischer Lebensdrang so kräftig zum Ausdruck kommt:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen usw.

Allenfalls könnte man eine mittelbare Spur davon im Paralipomenon 55 finden:

Und der zuerst sich wie ein Gott erging
Befindet sich noch wohl am Schweinekoben,

indem Mephisto mit diesen Worten etwa auf einen vorhergegangenen Ausbruch des Faustischen Titanismus anspielen sollte. Doch gleichviel, ob das zutrifft oder nicht, ein Zweifel, ob schon der Dichter des ‚Ur-Fausts‘ in dieser Unterredung dem Motiv Ausdruck zu geben beabsichtigte,

kann nicht aufkommen. Denn es ist mit dem Grundgedanken des Dramas aufs engste verknüpft, gehört zum Anschauungskreis des Sturmes und Dranges und klingt auch in anderen Werken des jungen Goethe, z. B. im ‚Prometheus' an. Hier genügt es, auf die Beschwörung des Erdgeistes zu verweisen:

Ich fühle Mut mich in die Welt zu wagen,
All Erden weh und all ihr Glück zu tragen usw.

Indem aber Goethe jene Bruchstücke der alten Dichtung, die Paralipomena 54/59, für ihre Fortführung verwertete, darf man annehmen, daß er hinsichtlich des Ursprunges sowie des Zweckes des Paktes seine alte Intention nicht geändert hatte. Von dem Ursprung war oben schon die Rede. Der Zweck tritt erst jetzt im ‚Fragment' durch den Monolog des Teufels (V. 1851 ff.) deutlicher hervor. Darnach sollte Mephisto Fausten zwar eine Befreiung aus seiner ihm unerträglich gewordenen Lage, eine Beschwichtigung seines Weltüberdrusses und eine dauernde Befriedigung durch die ihm bereiteten Lebensgenüsse versprechen, in Wahrheit aber darauf ausgehn, ihn zu verderben. Mit zynischer Offenheit gibt er seine zweideutige Rolle zu, wenn er sich selbst in dem Monolog einen Lügengeist nennt (V. 1854). Durch Häufung niedriger Genüsse hoffte er zu bewirken, daß Faust, dem das Schicksal einen rastlosen, immer vorwärts strebenden, die Freuden der Erde nicht achtenden Geist verliehen hat, noch unglücklicher werde, als er bisher war. Und in dem Maße wollte er ihn von Genuß zu Genuß jagen, daß er um Stillstand und Erquickung flehen sollte, ohne daß seine Bitte Erhörung gefunden hätte. (V. 1865: „Er wird Erquickung sich umsonst erflehn.")

Aber, müssen wir fragen, sollte diese Hoffnung Mephistos auch wirklich in Erfüllung gehen? Bei der Unvollständigkeit des ‚Ur-Fausts' und des ‚Fragments' kann eine Antwort

darauf nicht mit absoluter Gewißheit erteilt werden. Die gibt es ja überhaupt bei der Lösung dieser heiklen Probleme nicht. Allein es sind doch Anhaltspunkte dafür vorhanden, daß eine Natur wie diejenige Fausts der Psychologie des Teufels unerreichbar war, daß seine Rechnung also von vornherein nicht stimmen konnte. Schon sein Verhalten gegenüber Gretchen lehrt es. Bei dem Zusammentreffen der beiden ist Mephistos Hand im Spiele. Das ist nach V. 473 ff. im ‚Ur-Faust‘:

> Da die! Sie kam von ihrem Pfaffen,
> Der sprach sie aller Sünden frey.
> Ich schlich mich hart am Stul herbey usw.

nicht zu bezweifeln. Mit dem Widerstand, den er zuerst Fausts leidenschaftlichem Begehren entgegensetzt, ist es ihm, wie wir schon sahen (oben S. 98), nicht Ernst. Im übrigen bringt ihm die Einfädelung eine Enttäuschung. Während er ein flüchtiges Abenteuer, ein kurzes Aufflammen bloßer Sinnlichkeit erwartet hatte, wird der Liebende von dem Zauber des seelenvollen, naiven Mädchens im Innersten ergriffen. Aufs herrlichste offenbart sich sein im tiefsten aufgewühltes Gefühl und zeigt den hohen Adel seiner Natur. Mephistos zuversichtliche Hoffnung, den Partner durch Aufstachelung niedriger Instinkte herabzuziehen, wird bei diesem Versuch jedenfalls zuschanden. Wir dürfen daraus, wenn wir auch über den Fortgang des ‚Ur-Fausts‘ und des ‚Fragments‘ nur wenig (ich denke hier an die von vornherein geplante Helena-Episode), über den Ausgang gar nichts wissen, wir dürfen daraus schon für die Urkonzeption schließen, daß in derselben Weise seine weiteren Versuche, Fausts hochsinniges Wesen zu erniedrigen, scheitern sollten.

Allein das ‚Fragment‘ bietet dem ‚Ur-Faust‘ gegenüber mehr als die Schlußpartie der zweiten Szene „Studierzimmer“. Es kommen noch die „Hexenküche“ und „Wald

und Höhle" dazu. Was erfahren wir aus ihnen über den Pakt oder seine Voraussetzungen?

Die erste dieser Szenen enthält, soviel ich sehe, nur eine einzige Anspielung auf ihn oder genauer gesagt: sie bietet eine Andeutung, die zu ihm in Beziehung steht. Es sind die Worte, in denen Mephisto der Hexe für die Herstellung des Verjüngungstrankes eine Gegenleistung verspricht (V. 2589 f.):

Und kann ich dir was zu Gefallen tun,
So darfst du mir's nur auf Walpurgis sagen.

Gegenüber dem ‚Ur-Faust' bedeuten sie eine Erweiterung des Programms der Freuden, die Mephisto für Faust im Sinne hat. Auf seiner Fahrt durch das wilde Leben sollte er auch in die unterste Sphäre der Genüsse, in das Gebiet der niedrigsten Sinnlichkeit herabgeführt werden. Wahrscheinlich steht damit der Zweck dieser Szene selbst in unmittelbarer Verbindung, indem Faust durch den Trank für sie empfänglich gemacht werden sollte. Man muß aber dann weiter folgern, daß nach dem damaligen Plan die Walpurgisnacht sich nahe an die Hexenküche anschließen sollte. Natürlich wäre sie dann anders verlaufen, als wir sie jetzt kennen. Besonders wäre der Schluß anders ausgefallen. Eine Spur dieser verloren gegangenen Intention hat sich noch in den Versen des Eingangsmonologes der Szene „Wald und Höhle" erhalten:

So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Wie Morris (Goethe-Jahrbuch 22, 167) gezeigt hat, können sie ursprünglich nicht auf Gretchen hingewiesen haben, sondern deuten auf ein Stadium niedern Sinnengenusses, dessen Darstellung zwischen „Auerbachs Keller" und die Gretchen-Tragödie eingeschoben werden sollte. Dem scheinen Fausts Worte in der später „Trüber Tag. Feld" überschrie-

benen Szene: „Und mich wiegst du indes in abgeschmackten Zerstreuungen, verbirgst mir ihren wachsenden Jammer" usw., die sich in dem Zusammenhang der fertigen Dichtung unzweifelhaft auf die Walpurgisnacht beziehen, zu widersprechen. Sie finden sich schon im ‚Ur-Faust', wo jedoch „Freuden" statt „Zerstreuungen" gesagt ist. Sollten diese Worte hier in der ältesten Dichtung nicht die gleiche Bedeutung haben? D. h. war nicht schon für sie nicht nur die Walpurgisnacht geplant, sondern der Szene dieselbe Stelle gegen den Schluß der Gretchentragödie angewiesen, die sie später erhielt? Ohne die Umwandlung von „Freuden" in „Zerstreuungen", die immerhin bemerkenswert ist, zu pressen, glaube ich die Frage verneinen zu müssen trotz Nicolais Äußerung in dem Brief an Zimmermann vom 15. April 1775, wonach schon damals Goethe die Absicht gehabt haben soll, den Berliner Aufklärer in seinem ‚Doktor Faust', wie er leibte und lebte, aufzustellen, was nachher ja in der ‚Walpurgisnacht' geschah. Denn diese Nachricht (vergl. mein Buch: Goethes Faust S. 10 ff. und Koßmann: Goethe-Jahrbuch 29, 169 f., der anderer Ansicht ist) steht mit der späteren satirischen Porträtierung Nicolais in der Dichtung in keiner Verbindung, und es spricht nichts dafür, daß schon für den ‚Ur-Faust' an eine Walpurgisnacht gedacht war. Die „Freuden" zielen also ursprünglich nicht auf die Vorgänge auf dem Brocken, sondern es sind damit alle Versuche gemeint, die Mephisto bis dahin unternommen hatte, um Faust seine Straße sacht zu führen. Daß die Worte in der zweiten Phase der Dichtung mit der Walpurgisnacht nichts zu tun hatten, ergibt sich übrigens schon daraus, daß Goethe ehemals, wie seit Scherer (Aus Goethes Frühzeit S. 104) oft bemerkt ist, die Szene verworfen hatte, um sie durch eine andere zu ersetzen. Ein schlagender Beweis dafür ist, daß er aus ihr Motive für die zweite im

‚Fragment‘ neu hinzugekommene Szene entnahm, die Szene „Wald und Höhle“.

Dieser Auftritt „Wald und Höhle“ steht mit dem Pakt in einem engeren Zusammenhang als die „Hexenküche“, insofern er eine Anspielung auf die Art bietet, wie der Dichter in der zweiten Phase die erste Zusammenkunft Fausts mit Mephisto, der später der Vertrag folgen sollte, plante. Während, wie wir oben (S. 104/5) sahen, im ‚Ur-Faust‘ der Erdgeist noch einmal beschworen werden und entweder selbst erscheinen oder Fausten Mephisto senden sollte, kommt jetzt ein anderes Motiv zum Vorschein. Denn, wenn der Teufel nun zu Faust sagt:

> Und wär' ich nicht, so wärst du schon
> Von diesem Erdball abspaziert (V. 3270),

so muß man schließen, daß dieser durch jenen an einem Selbstmordversuch verhindert werden sollte. Daß Mephisto dazu vom Erdgeist beauftragt war, lehren die Worte des die Szene einleitenden Monologes:

> .... Du gabst zu dieser Wonne,
> Die mich den Göttern nah und näher bringt,
> Mir den Gefährten (V. 3241 ff.).

Also anders als in der endgültigen Fassung des Dramas, wo der Klang der Osterglocken, die Erinnerung an die glückliche Jugend Faust ins Leben zurückrufen, war in dieser Periode das Motiv des Selbstmordversuches, das schon in der alten Überlieferung, allerdings in einem viel späteren Stadium von Faustens Existenz, vorkommt (vergl. Minor 2, 115 f.), geplant. Im letzten Augenblick sollte Mephisto erscheinen und Faust zur Rückkehr ins Dasein bewegen. Daß das die erste Begegnung der beiden hätte sein sollen, darf man vermuten. Wie dieser Vorgang ausgeführt werden, und wie sich die Handlung weiter bis zum Abschluß des Vertrages gestalten sollte, darüber gibt das ‚Fragment‘,

das mit dem Bruchstück der oben besprochenen Szene (V. 1770/1867) nur den Ausklang des Paktes, die nach dem Abschluß geführte Unterredung der Kontrahenten bietet, keine Auskunft. Es sind uns jedoch zwei Paralipomena überliefert: 6 und 7 (Werke 14, 288 f.), die wenigstens Winke darüber bieten. Daß die Stücke der zweiten Phase angehören, glaube ich in meinem Buche (Goethes ‚Faust' S. 35) bewiesen zu haben. Das erste:

Mich darf niemand auf's Gewissen fragen
Ich schäme mich offt meines Geschlechts
Sie meynen wenn sie Teufel sagen;
So sagen sie was rechts.

muß, das sieht jeder, für den Beginn des Dialoges, die Einführung Mephistos, bestimmt gewesen sein. Es ist die Antwort auf Fausts Frage nach Nam' und Art des Besuchers. — Das zweite:

Mein Freund wenn je der Teufel dein begehrt
Begehrt er dein auf eine andre Weise
Dein Fleisch und Blut ist wohl schon etwas werth
Allein die Seel ist unsre rechte Speise.

führt dagegen mitten in die Verhandlungen der beiden Kontrahenten. Ja, es berührt den Kern des Vertrages. Wir sahen schon oben (S. 99), wie große Schwierigkeiten der Stoff der Faust-Sage mit ihren mittelalterlichen Voraussetzungen einem Dichter aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und besonders einem Goethe bot. Sie mußten sich bei dem Vertrage besonders geltend machen, weil hier die religiöse Grundlage, die Frage nach dem Schicksal Fausts im Jenseits nicht zu umgehen war. Hier liegt auch der eigentliche Grund, weshalb diese Partie des Dramas sowohl im ‚Ur-Faust' wie im ‚Fragment' unausgeführt blieb. Der heikelste Punkt aber war die Seelenverschreibung. Ob Goethe in der ersten Phase das Motiv in seinem ganzen Ernst behandeln, wie er sich überhaupt dazu verhalten

wollte, wissen wir nicht. Aber hier, in diesem Paralipomenon, stellt es sich uns in seiner vollen Bedeutung dar. Zynisch bekennt Mephisto, daß es ihm auf nichts andres als den Besitz der Seele ankomme. Liegt hier ein Niederschlag der Feindseligkeit Goethes gegen die kirchliche Lehre und den Kultus des Christentums vor, die er in jener Zeit, wie die Hexenküchenszene, die Venetianischen Epigramme und manche Briefstellen lehren, hegte? Sollte das Motiv irgend satirisch gewendet werden? Oder wie ist sonst das Bruchstück zu erklären? Haben wir es endlich in ihm nur mit einem vorübergehenden Einfall zu tun? Auf all die Fragen gibt es keine bestimmte Antwort. Nur das kann man sagen, daß es einem schwer werde zu glauben, Goethe, der bisher, wie wir sahen, die kirchlichen Bestandteile der Fabel geflissentlich mied, habe nun in die Pfade der mittelalterlichen Anschauung eingelenkt. Oder war schon damals ein Ausgang der Dichtung geplant, wonach Mephisto zwar scheinbar das Recht auf Faustens Seele erhalten, es ihm aber im letzten Augenblick von einer höheren Gewalt abgesprochen werden sollte? Auch darüber wissen wir nichts. Jedenfalls erscheint in diesem Paralipomenon zum ersten und in gewissem Sinne einzigen Mal in der langen Entstehungsgeschichte des Werkes das Motiv des Seelenverkaufes in unverhüllter Nacktheit. Ein Dezennium später — und wir nehmen nichts mehr von dieser Intention wahr.

Das ist das, was das ‚Fragment‘ und die zu ihm gehörigen Bruchstücke über den Pakt an die Hand geben. Unverkennbar ist die Entwickelung — das Wort „Fortschritt“ vermeidet man besser — gegenüber dem ‚Ur-Faust‘. Deshalb war Goethe auch berechtigt, in der Zeit, da er damit beschäftigt war, ihn umzuarbeiten und zu Ende zu führen, von einem „Plan“ der Dichtung zu sprechen, d. h. wie man logisch ergänzen muß, einem neuen Plan oder

wenigstens erweiterten Plan. Das geschieht in dem oft besprochenen, gewiß nicht apokryphen (vgl. mein Buch: Goethes ‚Faust' S. 31) Brief an Herder aus Rom vom 1. März 1788 („Zuerst ward der Plan zu ‚Faust' gemacht"). Worin dieser Plan über den alten hinausging, sahen wir. Jetzt erst ward die Verbindung Fausts mit Mephisto hergestellt (oben S. 116). Jetzt erst war erfunden, wie das Bündnis zustande kommen sollte. Jetzt erst trat die Verjüngung durch den Hexentrank und das mit ihr verbundene Motiv der Walpurgisnacht, die ein niederes Sinnenstadium einleiten sollte, hinzu. Mehr jedoch, etwa wie Helena gewonnen werden sollte, oder wie das Ende gedacht war, ersehen wir nicht, wenn wir dem Grundsatz treu bleiben, uns lediglich an das zu halten, was das vorliegende Material bietet. Nimmt man freilich, wie Sarauw in der genannten Abhandlung, ohne triftige Beweise Stücke der fertigen Dichtung für diese Phase in Anspruch, so kann man eher zu einem umfassenden, auch den Schluß berücksichtigenden Plan gelangen. Nur fragt es sich, ob man gut daran tut. Ich meine, daß Sarauws Konstruktionen des Fundamentes entbehren und bei genauerer Prüfung zusammenstürzen. Das werden wir noch sehen.

III. Der erste Teil der Dichtung

Nunmehr sind wir gerüstet, dem in der endgültigen Fassung formulierten Vertrage näher zu treten. Er bildet Zweck und Mittelpunkt der zweiten Szene „Studierzimmer", deren 1790 erschienener Schlußteil im Eingang des vorigen Abschnitts besprochen wurde. Allein schon in der ersten Szene „Studierzimmer" ist von ihm die Rede, V. 1414 ff.:

Die Hölle selbst hat ihre Rechte?
Das find' ich gut, da ließe sich ein Pakt,
Und sicher wohl, mit euch ihr Herren schließen usw.

Die Worte haben ihrem Ursprunge nach präludierenden Sinn. Sie entspringen dem oft bekundeten Bestreben Goethes, ein wichtiges Motiv nicht unvermittelt eintreten zu lassen, sondern darauf vorzubereiten. Sie stimmen freilich nicht rein zu der in der zweiten Phase sichtbar gewordenen Intention, die auch in der dritten festgehalten wird, wonach Faust nicht nur von Mephisto zum Bündnis überredet werden soll, sondern auch von diesem der Anstoß zu dem Vertrage kommt (vgl. V. 1642 ff.). Sie stellen eine Art Kompromiß zwischen der Sage und der vom Dichter vorgenommenen Umbildung dar. Im übrigen sind sie von keinen tieferen Folgen für den Verlauf der Handlung. Ihre Bedeutung reicht darüber nicht hinaus, daß sie Fausts Neigung zu dem Pakt kundtun. Nur ist die Art, in der das geschieht, wie wir noch sehen werden, bezeichnend.

Oben (S. 117 f.) war darauf hingewiesen, daß in der zweiten Phase bei dem Abschluß des Bündnisses der Verschreibung von Fausts Seele gedacht werden sollte. Hier in der dritten ist von ihr hingegen nicht mehr die Rede. An der Stelle V. 1657 ff.:

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So sollst du mir das Gleiche tun.

verlangt Mephisto nichts anderes, als daß ihm Faust im Jenseits in derselben Weise diene, wie er es ihm auf Erden zu tun verspricht. Dabei vermeidet Goethe ein näheres Eingehn auf die Verpflichtungen, die mit dem Dienst verknüpft sind. Das Wort „Seele" fällt nicht. Und Fausts Entgegnung auf das Anerbieten des Teufels, die sein Einverständnis ausspricht:

Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehn usw.

ist derart, daß sie beinahe wie ein Zweifel an der Existenz im Jenseits klingt. Jedenfalls spricht sich in ihr seine völlige Gleichgültigkeit gegenüber dem aus, was ihm „drüben" bevorsteht. Goethe nimmt also das Motiv ganz obenhin und gibt damit zu erkennen, wie peinlich ihm der eigentliche Kern der Sage ist. Von einer Detaillierung oder gar Paragraphierung der Bedingungen, wie sie das Volksbuch kennt, und wie sie nach der Stelle V. 487 ff.

Und das sag ich ihm kurz und gut,
Wenn nicht das süsse junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht,
So sind wir um Mitternacht geschieden.

in einem beschränkten Sinne (denn eine ins einzelne gehende wäre unpoetisch gewesen) für den ‚Ur-Faust' geplant war, davon sieht er ab. In ähnlicher Weise wird im „Prolog im Himmel" die Frage nach dem Besitz der Seele umgangen. Ausdrücklich sagt der Herr zu Mephisto, als dieser die Wette bietet, ihm Faust abspenstig zu machen (V. 315 f.):

So lang er auf der Erde lebt,
So lange sei dir's nicht verboten.

Auch weiterhin ist nur vom Gegensatz zwischen dem Lebenden und Toten die Rede, wobei Mephisto bekennt, daß ihm an einem Leichnam nichts gelegen sei (V. 317 f.). Erst am Schluß des zweiten Teiles kommt das Motiv zum Vorschein. Hier ist (V. 11612/842) die Situation die, daß Mephisto nach Fausts eben eingetretenem Tod der Seele auflauert, um sie in die Hölle zu leiten, wobei er sich seiner Helfershelfer, der Teufelchen, bedient. Der greuliche Höllenrachen tut sich auf. Die Flammen schlagen hervor. Sogar das Bild der Verdammten wird heraufbeschworen (V. 11649). Da erscheinen vom Himmel gesandte Engel. In dem Kampf, der sich zwischen ihnen und der Teufelsschar erhebt, unter-

liegen Mephistos Diener. Faustens Unsterbliches wird entführt.

Hier also erst erfahren wir mit aller Bestimmtheit, daß es der Teufel in der Tat auf Faustens Seele abgesehen hatte. Hier aber durfte der Vertreter der Humanität, der Verkünder des vorgeschrittenen modernen Geistes den Schleier lüften. Denn der Triumph des Guten über das Böse ist entschieden. Jetzt handelt es sich lediglich um die sinnfällige Darstellung, die poetische Einkleidung der Rettung. In derselben Weise, wie sich der Dichter in der folgenden Szene, am Schlusse des Dramas, wo es gilt, der Erlösung noch einmal einen vollen dichterischen Ausdruck zu geben, wie er sich dort ohne Scheu der Formen der katholischen Mythologie bedient, obgleich der Held selbst dem positiven Glauben entsagt hat, ebenso läßt er hier den ganzen mittelalterlichen Gehalt des Motivs der Seelenverschreibung hervortreten. Die so viel verkannte Frage, deren Beantwortung unendliche Irrtümer und Mißverständnisse zur Folge hatte, löst sich somit recht einfach. Goethe konnte den Kern der mittelalterlichen Sage, ihre eigentliche Voraussetzung, wonach Faust, um den Bund mit dem Teufel zu schließen, seine Seele verpfändet, so fatal er ihm war, allerdings nicht verleugnen. Wie Minor (2, 92) mit Recht bemerkt, war auch für ihn mit dem Teufel die Vorstellung der Hölle untrennbar verbunden. Aber er nahm ihr das Peinliche, indem er, solange der Held lebt, sie verhüllt. Erst als der Sieg errungen, als es unzweifelhaft ist, daß die Seele eines edlen strebenden Menschen nicht verloren ist, erst dann tritt das Motiv deutlich hervor. Diesem Bestreben des Dichters, so leicht wie möglich über die Schwere des Motivs hinwegzugleiten, entspricht auch die Art, wie vom Pakt zum ersten Male die Rede ist. Durch die Erfindung von allerlei kleinen Motiven, das Hinein-

ziehen des Drudenfußes, die unfreiwillige Gefangenschaft des Teufels und die Weigerung Fausts ihn zu entlassen hat hier, in der ersten Szene „Studierzimmer", die Behandlung einen durchaus humoristischen, ja scherzhaften Anstrich erhalten.

Allein Goethe hatte das Gefühl, daß der Vertrag an Gewicht gar zu viel einbüßt, wenn die Seelenverschreibung in dieser Weise verschleiert wird. So mußte etwas erfunden werden, was ihm einen stärkeren Halt gibt. Das ist der Ursprung der Wette. Was hat es mit ihr auf sich?

Mephisto hat Faust soeben die Künste gepriesen, die er ihm im Falle des Bündnisses verschaffen wird (V. 1674: „Ich gebe dir, was noch kein Mensch gesehn"). Faust erwidert, daß seinesgleichen überhaupt nicht fähig sei, des Menschen Geist, sein hohes Streben zu fassen. Und nun entwirft er in einer Fülle von Antithesen ein Bild der chaotischen Wünsche der menschlichen Brust. Die Grundstimmung dieser Häufung von Gegensätzen ist, daß die Erreichung des Unmöglichen, die Verbindung unvereinbarer Dinge der letzte Ausdruck seines rastlosen Strebens ist (V. 1675/87). Mephisto, und darin beweist er so recht seine Unfähigkeit, die Natur des hohen Menschen zu begreifen, Mephisto erklärt, daß er Fausten auch die Erfüllung dieser unrealisierbaren Widersprüche zu gewähren in der Lage sei. Und noch einmal beweist er dieses sein Unvermögen, indem er hinzufügt, daß das unablässige Streben nach dem Unerreichbaren nicht von Dauer sein könne, daß die Zeit komme, da der Mensch sich in Ruhe und Behaglichkeit dem Guten hingebe, das ihm das Leben biete. Das ist es, was Faust zur Wette reizt. Niemals, erklärt er, zu ruhen, niemals vom Genuß ganz erfüllt zu sein, niemals so in ihm aufzugehn, daß er sich, seiner Persönlichkeit untreu werde („Kannst du mich schmeichelnd je belügen / Daß ich mir

selbst gefallen mag, / Kannst du mich mit Genuß betrügen; / Das sei für mich der letzte Tag!"). Und so sicher ist er, daß dies der Urgrund seines Wesens, das Unveränderliche seiner Individualität sei, daß er die Wette bietet, er wolle in dem Augenblick dem Teufel verfallen sein, da er ihn bei der Selbstzufriedenheit ertappe, da er dem Augenblicke Dauer wünsche. Seines Sieges allzu sicher, geht Mephisto auf die Wette ein — und der Pakt wird geschlossen. Ja, welcher Pakt? Derjenige, wonach sich Mephisto zu dem Dienst auf der Erde, Faust zum Gegendienst im Jenseits verpflichtet, oder lediglich die Wette? Mit unverkennbarer Absicht läßt der Dichter die Frage zunächst offen. Von dem Inhalt der paar Zeilen („Um Lebens oder Sterbens willen / Bitt' ich mir ein paar Zeilen aus", V. 1714f.) — wie leicht und weltmännisch ist damit wieder die für die Sage so grausige Verpflichtung bezeichnet! — erfahren wir nichts Näheres, während die alte Überlieferung, wie wir wissen, die „Obligation" im einzelnen ausführt. Erst V. 1741 („Nur keine Furcht, daß ich dieß Bündnis breche!") deutet obenhin an, daß sich das „Blättchen" (V. 1736: „Ist doch ein jedes Blättchen gut") auch auf die V. 1656ff. („Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden, / Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn") behandelte gegenseitige Vereinbarung beziehe. Darnach liegen also zwei Verträge vor. Einmal der alte Pakt der Sage, modifiziert nach der Goethischen Auffassung. Er spricht nur aus, daß Faust dem Teufel dafür, daß dieser ihm hier völlig zu Diensten ist, im Jenseits angehöre. Dann die Wette. Nach ihr ist Faust dem Partner sogleich verfallen, falls er an dem, was ihm geboten wird, wirkliche Befriedigung findet.

Groß war der Gewinn, den der Einschub der Wette gewährte. Neben der poetischen Verstärkung, die dadurch die

für zu leicht befundene Fassung des Paktes erfuhr, kommt in Betracht, daß mit ihr das heikle Motiv noch einmal verweltlicht wird und eine beinahe burschikose Wendung erhält. Zugleich aber gibt sie dem Dichter eine willkommene Gelegenheit, Fausts Charakter wieder in jene Höhe zu erheben, auf die ihn Goethe gegenüber der Überlieferung von vornherein gestellt hatte. Indem er sich nämlich Mephisto zum Gesellen nimmt, um die niedrigen Freuden des Lebens zu genießen, sinkt er in unsern Augen vom Niveau des Titanismus und Übermenschentums zur Alltäglichkeit, und wir müssen fürchten, daß sein Fall endgültig ist. Da wirkt der Inhalt der Wette, die Zuversicht, daß er an dem neuen Dasein keine volle Befriedigung finden wird, wie eine Beruhigung, daß er sich nicht gänzlich verlieren wird. Damit war wieder ein peinlicher Bestandteil der alten Sage, die den Helden in einer bedenklichen Region hielt, getilgt. Weiter befreite die Wette Goethe von dem Zwang, für den Pakt eine zeitliche Frist zu bestimmen, die in der Sage niemals fehlt und sich bekanntlich auf vierundzwanzig Jahre beläuft. Endlich aber, und erst damit war die Modernisierung des Stoffes, seine Anpassung an die Weltanschauung des Zeitalters der Humanität und Goethes eigene Empfindung erreicht, endlich gab sie dem Dichter die Möglichkeit, Faust zu retten. Das konnte sie freilich nur in Verbindung mit der Wette des Herrn im „Prolog im Himmel" leisten. Von ihr ist sie denn auch nicht zu trennen und offenbar zusammen mit ihr erfunden. Verliert nämlich der Teufel die Wette mit Faust, dann ist ihm auch das Recht auf dessen Dienerschaft im Jenseits entzogen. Das ergibt sich aus dem, was der Herr auf die Worte erwidert, mit denen der Teufel seine Zuversicht äußert, ihm Faust abspenstig zu machen:

So lang er *auf der Erde* lebt,
So lange sei dir's nicht verboten.

Das heißt nichts anderes, als daß der Herr sich die Bestimmung darüber vorbehält, was zu geschehen habe, sobald Fausts irdische Laufbahn beendet ist. Es war somit für den Schluß des Dramas von der dritten Phase an seine Intervention geplant. Erst bei der Ausarbeitung für den zweiten Teil, also dreißig Jahre später, wurde das Motiv anders gewendet, doch immer noch so, daß Fausts Rettung durch die göttliche Gnade bewirkt wird. Es würde hier zu weit führen, näher darauf einzugehn. Man vergleiche darüber Paralipomenon 94 (Werke 15 II, 187) und Morris: Goethe-Studien ² 1, 222 ff. Daß dies Einschreiten Faust zugute kommen sollte, wird, wenn auch zart, angedeutet, wenn der Herr Worte spricht wie:

Es irrt der Mensch, so lang er strebt.
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab.

Denn an beiden Bedingungen muß der Teufel scheitern. Daß er Fausts Wesen nicht begreift, wird ihm, wie wir sahen, von seinem Partner ins Gesicht gesagt (oben S. 123). Begriffe er es, dann würde er auf die Wette nicht eingehn und nicht die unlösbare Aufgabe übernehmen, ihn seiner Natur untreu zu machen. Auf dem Sinn der erhabenen Worte des Herrn also beruht die dem Vertrage hinzugefügte Wette. Sie bedingt und gewährleistet Fausts Rettung. Das lehrt nicht allein die Dichtung, sondern Goethe hat es auch selbst an einer Stelle ausgesprochen, an der man ziemlich achtlos vorübergegangen ist. Am 3. August 1815 sagte er zu Sulpiz Boisserée (vergl. mein Buch: Goethes ‚Faust' S. 110): „Faust macht am Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus alles folgt." Damit, das ist klar, kann nur die Wette gemeint sein, jene Bedingung (V. 1699 f.):

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!

So wurde die größte Schwierigkeit, die dem Dichter der Stoff bot und die in der Verschiedenheit der Weltanschauungen der Vergangenheit und Gegenwart lag, durch den Einschub der Wette endlich überwunden. Allerdings ergaben sich aus der Verbindung des bereits Vorhandenen, das im ‚Fragment' gedruckt vorlag, mit dem neu Hinzugekommenen auch Unebenheiten oder Unstimmigkeiten. Sie wurden freilich auch übertrieben. Daß beispielsweise Fausts Liebe zu Gretchen dem Inhalt der Wette widerspricht, insofern er hier höchstes Glücksgefühl empfindet und im Anschauen des Zimmers der Geliebten selbst ausruft: „Hier möcht ich volle Stunden säumen", kann nur ein poesieverlassener Pedant geltend machen. So äußerlich ist der Sinn der Wette nicht zu verstehn, sondern gemeint ist — das lehrt der zweite schon im Hinblick auf die Wette verfaßte Teil der Dichtung — daß, wovon Fausts Seele auch durchdrungen ist, immer noch Neues, Höheres zu wünschen bleibt. So muß im Augenblick, da er hundertjährig umsinkt, selbst sein Gegenpart zugeben:

Ihn sättigt keine Lust, ihm gnügt kein Glück.
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten.

Hier steht also nach Goethes Intentionen die alte Dichtung nicht im Widerspruch mit dem neu erfundenen Motiv der Wette. Wohl aber entstanden bei dem Zusammenschweißen des im ‚Fragment' vorhandenen Schlusses der Vertragsszene mit dem neu hinzugekommenen vorderen Teile im Wortlaut Inkongruenzen. Wenn Faust V. 1750 ff. ausruft:

Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen! . . .

Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!

so ist er fest entschlossen, Mephistos Lockruf in die Welt zu folgen. Gleichwohl ermahnt dieser ihn nachher (V. 1828 ff.) in einer Weise, als ob von etwas Neuem die Rede wäre:

Drum frisch! Laß alles Sinnen sein,
Und g'rad' mit in die Welt hinein!

Wenn Faust V. 1744 ff. sagt:

Ich habe mich zu hoch gebläht;
In deinen Rang gehör' ich nur . . .
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen usw.

so ist es klar, daß er den leidenschaftlichen Drang nach Erkenntnis und das Streben nach Allheit aufgegeben hat. V. 1770 ff. aber erscheint er noch ganz vom Titanismus durchdrungen:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen.

und auch nach V. 1803 f.:

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen?

verzichtet er ungern auf das Streben nach der höchsten Ausbildung des Seins, auf Totalität. Und wenn gar in dem Monolog, der die Szene schließt, Mephisto von Faust sagt:

Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,

so ist das mit der Wette schlechterdings nicht vereinbar. Denn sie ist gerade darauf gegründet, daß Faust von der Überzeugung durchdrungen ist, niemals reine Erquickung zu finden (V. 1765 f.: „Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede"). Der Teufel stellt mit den Worten also einen Zustand als für seinen Partner bedrohlich und nachteilig

hin, den dieser selbst sich als dauernd wünschen muß, wenn er die Wette gewinnen will.

Aus diesen Diskrepanzen ergibt sich mit der denkbar größten Sicherheit, die für derartige Schlußfolgerungen überhaupt besteht, daß die Wette nicht in der gleichen Zeit konzipiert sein kann, da der im ‚Fragment' von 1790 veröffentlichte Schluß der Szene verfaßt wurde, daß ihre Erfindung also erst dieser dritten Phase angehört. Unmöglich konnte Goethe dem Mephisto das siegesbewußte Wort über Faust in den Mund legen: „Er wird Erquickung sich umsonst erflehn" und zugleich ein Motiv ersinnen, wonach seine Rettung eben darauf beruht, daß er gewiß ist, niemals Erquickung zu finden. Wenn irgendwo eine Störung des dichterischen Prozesses durch eine über eine längere Zeit sich erstreckende Unterbrechung der Arbeit deutlich ist, dann hier. Mithin ist Saraums in der angeführten Schrift geäußerte Hypothese: daß von unsrer Szene „Studierzimmer" die Partie von V. 1635 an („Hör' auf mit deinem Gram zu spielen") bis zum Schluß, also einschließlich des Monologes Mephistos, bereits in Italien verfaßt sei, hinfällig. Was hätte der Dichter auch für einen Grund gehabt, bei der Veröffentlichung des ‚Fragmentes' die Verse 1635/1770 zurückzubehalten und den Dialog mitten im Satze zu beginnen?

Überdies will es mir scheinen, daß gerade der im ‚Fragment' gedruckte Teil der Szene, hauptsächlich Mephistos Monolog, Goethe den Weg zur Rettung seines Helden wies. Man braucht nur die Verse (1856 f.):

> Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
> Der ungebändigt immer vorwärts dringt
> Und dessen übereiltes Streben
> Der Erde Freuden überspringt.

ins Auge zu fassen, um zu erkennen, daß er aus ihnen die

Anregung zur Erfindung des Motivs der Wette gewann. Die Worte haben etwas Leitmotivisches, wenn man den „Prolog im Himmel", der, wie wir sahen, in innerster Beziehung zur Wette Fausts mit Mephisto steht (oben S. 125), betrachtet:

Nicht irdisch ist des Toren Trank noch Speise.

(dasselbe Gleichnis wie V. 1864: „Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben")

Ihn treibt die Gärung in die Ferne ....
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Darf man aber annehmen, daß hier der Ursprung der Wette liegt, dann ergibt sich von neuem die Notwendigkeit, zwischen ihr und jenem Monolog einen größeren Zeitabstand zu statuieren.

Die Entstehung der anderen Diskrepanzen, daß Faust V. 1750 ff. selbst entschlossen ist, sich ins Genußleben zu stürzen, V. 1827 aber dazu von Mephisto neu angeregt wird, und daß er V. 1744 dem Streben nach Erkenntnis und dem Ideal des höheren Menschentums Valet gesagt hat, sich später aber zweimal wieder in diesem Gedankenkreis bewegt, diese Diskrepanzen schreiben sich aus einer weiter zurückliegenden Zeit her, jenen Jahren 1788 oder 1789, da Goethe den ‚Ur-Faust' zu vollenden suchte. Damals schöpfte er, wie wir sahen, die Motive für den Schluß der Szene „Studierzimmer" aus den Paralipomenis 54/59. Dabei übersah er jedoch, wie oben S. 105 schon angedeutet wurde, daß jene Bruchstücke für eine Auseinandersetzung der Kontrahenten vor dem Abschluß des Paktes bestimmt waren. Hier mußte sich alles um die Antithese „Erkennen und Genießen" drehen. Hier war es in der Ordnung, wenn Faust Mephistos Lockungen zu den irdischen Freuden

sein auf allumfassendes Forschen und Wissen gerichtetes Lebensideal entgegensetzte. Dagegen war es fehl am Ort, nachdem das Bündnis geschlossen war, dessen Voraussetzung eben der Ekel am bisherigen Dasein ist und die Absage an das Ringen um die Erkenntnis von Natur und Welt. War es aber doch in dem nach dem Abschluß des Paktes geführten Dialog geschehen, so waren Wiederholungen kaum zu vermeiden. Nun hätte Goethe diese Unebenheiten, falls sie ihm überhaupt zum Bewußtsein kamen, dadurch beseitigen können, daß er die entsprechenden Äußerungen an der zweiten Stelle tilgte. Allein er war in einem gewissen Sinne gebunden, da sie seit einem Dezennium gedruckt vorlagen. So war es begreiflich, daß er sich scheute, die alte Fassung durch eine einschneidende Änderung zu verleugnen. Ob jener Irrtum aber, der in der Verwendung der alten Bruchstücke waltete, auf dem jähen Abbruch der Arbeit an der Fortsetzung des ‚Ur-Faust‘ und der eiligen Redaktion, wovon briefliche Äußerungen aus dem Jahre 1789 Kunde geben (5. Juli an Karl August, 2. November an J. F. Reichardt), beruht, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Man darf es aber mit einigem Recht vermuten.

Im ganzen also vollzog sich die von vornherein als notwendig erachtete Umbildung des Kernes der Sage folgendermaßen. Auf der ersten Stufe mied der Dichter in ängstlicher Scheu seine Darstellung. Auf der zweiten war er geneigt, ihn in unverhüllter Deutlichkeit auszusprechen, wobei vielleicht eine satirische Absicht mitwirkte. Auf der letzten gelang es ihm dank dem glücklich erfundenen Motiv der Wette, das ihm die ersehnte Rettung Fausts ermöglichte, ihn in einer heiter überlegenen Behandlung seiner ihm lästigen Schwere zu berauben.

Mignon

Von Gustav Cohen[1]

Der Kanzler von Müller erzählt in seinen ‚Unterhaltungen‘ (29. 5. 1814), daß Goethe, ärgerlich über das absprechende Urteil der Frau von Staël über seinen ‚Wilhelm Meister‘, lebhaft ausgerufen habe: Mignon sei von ihr „bloß als Episode beurteilt, da doch das ganze Werk dieses Charakters wegen geschrieben sei". Der Ausspruch zeigt, eine wie große Bedeutung der Verfasser eben dieser Figur beigelegt und mit welcher Liebe er versucht hat, diese eigenartige Erscheinung bis in das kleinste Detail auszuarbeiten. Für Schiller ragt aus der Masse der Eindrücke, die er empfangen, „Mignons Bild am stärksten hervor" (an Goethe 28. 6. 1796); auch Wilhelms „Augen und sein Herz wurden unwiderstehlich von dem geheimnisvollen Zustande dieses Wesens angezogen" (Lehrjahre II 4). Für mich, und es mag den meisten Lesern ähnlich ergangen sein, hat Mignon von jeher im Mittelpunkt des Interesses gestanden, aber Jahrzehnte sind vergangen, ehe mir ein wirkliches Verständnis dieses zunächst mit einem mystischen Schleier umgeben scheinenden Wesens aufgegangen ist. Was mir aus der Goethe-Literatur über Mignon bekannt geworden ist, erscheint nicht dazu angetan, den Schleier auch nur im geringsten zu heben.

Man braucht sich nicht allzuviel mit Goethe zu beschäf-

[1] Der Verfasser, Dr. med. und praktischer Arzt in Hamburg, sollte die Drucklegung dieser Arbeit leider nicht mehr erleben; er starb am 9. November 1919. Anm. d. H.

tigen, um oft genug auf eine ihm ganz eigentümliche Eigenschaft zu stoßen, die ich bei anderen Schriftstellern niemals in solchem Maße angetroffen habe: er findet geradezu ein Vergnügen daran, den Leser zu necken durch ein absichtliches Verstecken des eigentlich von ihm Gewollten. Diese Neigung hat er des öfteren selbst anerkannt und betont; so schreibt er an Schiller (21. 11. 1795): „er [der arme Leser] bedenkt nicht, daß er diese Bücher gar nicht in die Hand nehmen würde, wenn man nicht verstünde, seine Denkkraft, seine Empfindung und seine Wißbegierde zum besten zu haben." — Schiller kannte diese Eigenart seines großen Freundes und schreibt (2. 7. 1796) mit Bezug auf den ‚Wilhelm Meister': „Die erstaunliche und unerhörte Mannigfaltigkeit, die darin, im eigentlichsten Sinne, versteckt ist, überwältigt mich."

Goethe hat auch bis zu seinem Ende fast nie sich herbeigelassen, irgendwelche Aufklärungen über die mit so viel Absicht verschleierten und dunkel gehaltenen Stellen in seinen Werken zu geben, wenn man absieht von dem Brief über Die ‚Geheimnisse', den Aufsätzen über die Gedichte ‚Harzreise im Winter' und ‚Urworte. Orphisch', und von einer meines Erachtens sehr bedeutungsvollen Bemerkung zum zweiten Teil des ‚Faust' in Goethes Brief an K. E. Schubarth vom 3. 11. 1820.

Die beiden Ausdrücke, das „zum Besten haben" und das „Verstecken", sollte man sich bei der Lektüre zahlreicher Schriften Goethes vor Augen halten, und man wird unter diesem Gesichtspunkte vieles verstehen, was sonst unverständlich bleibt; es ist dann oft geradezu belustigend, wie einfach sich manches auflöst, das zunächst durch die Form große Schwierigkeiten machte. Goethe selbst gibt für seine Methode eine Erklärung, indem er an Schiller schreibt (9. 7. 1796): „Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken,

kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde." Wenn wir diesem realistischen Tic mit einem noch realistischeren zu begegnen suchen, rücken uns die Schriften vielleicht wieder näher, und Goethe wird uns die Störung seines Behagens nicht weiter verübeln. Einige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen.

Wenn die nicht ganz einfach scheinende Stelle in der Marienbader Elegie:

> ....zum Geleite
> Gab dir ein Gott die Gunst des Augenblickes

streng wörtlich gelesen wird: „die Gunst des Blicks deiner Augen", ist sie sofort klar, und der übernächste Vers, in dem das Wort „augenblicks" sogar in einzelnen Ausgaben mit großem Anfangsbuchstaben gedruckt ist, bildet eine äußerst graziöse Inversion des Vorhergehenden.

Derselben Inversion begegnen wir in dem gleichen Gedicht am Schluß der vorausgehenden Strophe:

> Nur, wo du bist, sei alles[1], immer kindlich,
> So bist du alles, bist unüberwindlich.

Das „sei", hier im engern Sinne zu nehmen, wird durch das „immer kindlich" nur weiter ausgeführt; das Ganze will nichts anderes sagen, als: gib dich, wie du bist, naiv und ungeziert, so wirst du unüberwindlich sein.

Die Elegie ‚Das Wiedersehn', die in alle Anthologien aufgenommen ist und jungen Mädchen zur Konfirmation serviert wird, hat mit der gesuchten Erklärung der prüden Kommentatoren, dem Bezug auf ein zehnjähriges Zerwürfnis mit Frau von Stein, wohl nicht das geringste zu tun

[1] Das Komma nach „alles", welches das Verständnis wesentlich erleichtert, findet sich nicht in allen Ausgaben, kann aber auch, ohne der Erklärung Abbruch zu tun, fortfallen.

und stellt eine geschickt verkleidete Zote dar; sie liefert so den Beweis, daß nicht nur die französische Sprache fähig ist, die gewagtesten Dinge in die anmutigste Form zu kleiden. Goethe schreibt am 19. 8. 1793 an Jacobi: „Daß mein räthselhaft Gedicht seinen Effekt nicht verfehlt und von einem Frauenzimmer zuerst [!] verstanden worden, ist mir sehr lieb.“ Ich selbst hatte einmal Gelegenheit, ‚Das Wiedersehn‘ einer jetzt verstorbenen, ebenso beschränkten wie sensuellen Dame zu zeigen, die zwar etwas errötete, den Sinn aber sofort richtig begriff.

Auch die den Kommentatoren so schwer gewordene Antwort des Faust an Mephistopheles in der Vertragsszene mit dem Schluß:

> Zeig mir die Frucht, die fault, eh' man sie bricht,
> Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!

löst sich leicht auf, wenn man sie einfach liest, ohne zuviel dahinter zu suchen, und den vorausgehenden Fluch Faustens im Auge behält; Faust — „in derber Liebeslust an die Welt mit klammernden Organen gehalten“, verlangt von Mephisto ausschließlich Negationen, in sich unmögliche Dinge, um nicht immer wieder seiner eingeborenen Lebensbejahung und seiner Freude an den Schönheiten des Universums zugeführt zu werden. — Ich vermute, daß auch der zweite Teil des ‚Faust‘ in einem wesentlich neuen Lichte erscheinen würde, wenn man an ihn unter Führung des oben zitierten Briefes an Schubarth mit dem „Begnadigungs-Recht des alten Herrn“ herantritt.

Dieser Exkurs schien mir notwendig, um die Methode zu rechtfertigen, nach der ich jetzt versuchen möchte, der Mignon näher zu treten: wenn auch noch so fein „versteckt“, findet sich von Goethes Hand alles in dem Roman, was wir zum naiven oder realistischen Verständnis bedürfen. So naiv dieses Verständnis erscheinen mag, so

hoffe ich doch, zeigen zu können, daß es geeignet ist, alle Schwierigkeiten, soweit sie Mignon betreffen, zu lösen. Wir werden an zahlreichen Stellen erkennen, mit welchem Raffinement Goethe versucht, diesen Weg uns zu verdunkeln, und wie er sich nach seinen eigenen Worten freut, „uns zum besten zu haben"; „es ist mir sehr angenehm, daß die wunderlichen und spaßhaften Geheimnisse ihre Wirkung tun (an Schiller 18. 6. 1795).

Die Hauptschwierigkeit, die dem Leser sich aufdrängt, und die, wie ein roter Faden, auch für sämtliche handelnden Personen des Romans (mit vermutlicher Ausnahme einer einzigen, des Jarno) sich durch das Werk hinzieht, liegt in Mignons Geschlecht. Wilhelm konnte bei der ersten Begegnung nicht mit sich einig werden, ob er sie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären sollte: doch entschied er sich bald für das letztere (II 4); sie behält aber für ihn immer etwas „Sonderbares". Auch für die Übrigen erscheint sie als Mädchen: Aurelie möchte sie weiblich kleiden, aber sie selbst erklärt, als Melina Wilhelm den gleichen Vorschlag macht: „Ich bin ein Knabe, ich will kein Mädchen sein!" (IV 1). Nur Jarno, der als Mitglied des seltsamen freimaurerischen Geheimbundes seine Nase in alles steckt und sogar Akten führt über die Privatangelegenheiten aller möglichen Menschen, nennt sie „ein albernes, zwitterhaftes Geschöpf" (III 11). — Obgleich nunmehr, vielleicht mit Ausnahme des Jarno, alle von ihr als Mädchen sprechen, findet dieses Wort in dem ganzen Roman nur an ganz vereinzelten Stellen auf sie Anwendung: nachdem Lothario von dem „wunderlichen Mädchen" gesprochen, antwortet Wilhelm: „ich verlange, das Mädchen wiederzusehen, das sich mit so vieler Eigenheit an mich angeschlossen hat" (VII 7). Im übrigen wird die Bezeichnung „Mädchen" mit geflissentlicher Absicht vermieden und statt dessen von dem

„jungen Geschöpf, der Gestalt, dem Kinde, dem Wesen, der Kreatur" gesprochen und so eine gewisse Gezwungenheit im Ausdruck zuwege gebracht, welche wohl jedem Leser mehr oder weniger aufgefallen ist.

Der Name selbst ist männlich; mit dem Worte mignon bezeichnete man die Lustknaben Heinrichs III.; die weibliche Form, mignonne, die heutzutage „Liebling" bedeutet und von jedem häßlichen Beigeschmack frei ist, kommt in dem Roman bezeichnenderweise nicht vor. Es ist nun nicht uninteressant, zu sehen, wie Goethe in früherer Zeit die Figur auch dem Namen entsprechend als Maskulinum behandelt; so schreibt er in das Tagebuch für Frau von Stein (22. 9. 1786): „ich war lang Willens, Verona oder Vicenz dem Mignon zum Vaterland zu geben"; auch in der Handschrift und dem ersten Druck erscheint das Wort Mignon männlich; so heißt es in Buch VII Kap. 7 ursprünglich „des guten Mignons" statt des jetzigen „der guten Mignon", und im Kap. 8 desselben Buches lesen wir: „Mignon sah beide an, als wenn er sie warnen wollte", was später ebenfalls geändert wurde.

Geradezu lustig wird die Neckerei des Lesers in der 1785 fertig gestellten ‚Theatralischen Sendung', wo Goethe wiederholt auf der gleichen Seite, im gleichen Absatz, ja sogar einmal im selben Satz gänzlich zwanglos zwischen „er" und „sie" abwechselt, wenn er von Mignon spricht: „Nur Mignon, dem man die Rolle der Kammermädchen auftragen wollte, schlug es rund ab und betheuerte, sie werde nicht spielen" (V 2). Der Leser hat also dieser liebenswürdigen Laune des Verfassers gegenüber vollkommen freie Wahl, was er aus der Sache machen will.

In der Ausgabe des ‚Wilhelm Meister', wie sie uns heute vorliegt, kommt nur das Pronomen „sie" in Anwendung, abgesehen von zwei Stellen: nach Mignons

Tode berichtet der Marchese, daß die Sperata, als sie glaubt, ihr ertrunkenes und wieder auferstandenes Kind lebend und in verklärter Schönheit zum Himmel schwebend gesehen zu haben, ausgerufen habe: „. . . schon das Anschauen meines wieder Aufgestandenen hat mir einen Vorschmack der himmlischen Freude gegeben" (VIII 9). Weit wichtiger und bedeutender ist das Folgende: in den mit wunderbarer Feierlichkeit in Szene gesetzten Exequien Mignons (VIII 8) singen die vier Kinder: „Einen müden Gespielen bringen wir euch; laßt ihn unter euch ruhen, bis das Jauchzen himmlischer Geschwister ihn dereinst wieder aufweckt"; und weiter: „Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er soll hier bleiben! laßt uns auch bleiben, laßt uns weinen, weinen an seinem Sarge." — Die folgende Strophe der Knaben in dem Wechselgesang aber lautet: „Ach! die Flügel heben sie nicht; im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr; als wir mit Rosen kränzten ihr Haupt, blickte sie hold und freundlich nach uns"; und ferner: „Aber ach! wir vermissen sie hier, in den Gärten wandelt sie nicht, sammelt der Wiese Blumen nicht mehr. Laßt uns weinen, wir lassen sie hier! laßt uns weinen und bei ihr bleiben!" — Siebenmal also wird von Mignon in der weiblichen Form, sechsmal in der männlichen gesprochen; an dieser Stelle kann von einer Neckerei keine Rede sein. Der tiefe Ernst der Stunde, die rührende Tragik, welche die ganze Szene auszeichnet und von der mächtigsten Wirkung ist, lassen an ein Derartiges nicht denken, weisen vielmehr darauf hin, daß Goethe, der hier seine ganze, in diesen Formen wohl nur ihm eigenartige Größe zeigt, etwas ganz Besonderes mit diesem befremdlichen Wechsel der Geschlechtsbezeichnung beabsichtigt hat.

Lassen wir uns von ihm leiten und treten der anscheinend

schwer zu lösenden Verwirrung nach der Methode, die ich in meiner Einleitung an einigen Beispielen zu begründen versuchte, naiv und unbefangen gegenüber, so kommen wir mit Leichtigkeit zu dem Ergebnis, daß Mignon weder ein Mädchen, noch ein Knabe, sondern beides ist, ein zweigeschlechtiges Wesen, ein Hermaphrodit. Es wird sich später zeigen, wie in Mignons Herkunft diese Mißbildung ihre Begründung findet; hier möchte ich nur auf die merkwürdige Stelle hinweisen, wo Therese in Männerkleidern zur Jagd geht, und Jarno bemerkt: er möchte sie „eine wahre Amazone nennen, wenn andere nur als artige Hermaphroditen in dieser zweideutigen Kleidung herum gehen" (VII 4). Abgesehen davon, daß bei der extremen Seltenheit dieser Mißbildung von einem „Herumgehen anderer Hermaphroditen" verständigerweise nicht gesprochen werden kann, erscheint das Herbeiziehen dieses Ausdrucks abgeschmackt, wenn nicht etwas ganz Besonderes, ein nicht mißzuverstehender Wink für den Leser damit bezweckt werden soll[1].

Das Anatomische der Abnormität ist dabei Goethe natürlich absolut gleichgültig gewesen, und den Einwand, den mir einmal ein recht gründlicher Kenner Goethes machte: diese Auffassung könne nicht richtig sein, weil Goethe eine Aufforderung Karl Augusts, einen Hermaphroditen mit ihm zu sehen, abgelehnt habe — darf ich wohl als wenig geschmackvoll zurückweisen. Dagegen muß es für Goethes Neigung, sich mit psychologischen Problemen zu befassen, einen ungeheuren Reiz gehabt haben, das Wechselspiel männlicher und weiblicher Empfindungen in Einer Person sich klar zu legen und so das Seelenleben

[1] Merkwürdigerweise nennt Körner in einem Briefe an Schiller (28. 10. 1796) den Wilhelm der ‚Lehrjahre' „eine Art von Hermaphrodit".

dieser Gestalt zu schildern; ob in Wirklichkeit Hermaphroditen so empfinden (sie dürften es nicht tun), ist dabei ganz gleichgültig. Es mag aber an dieser Stelle schon darauf hingewiesen werden, was weiter unten seine nähere Begründung finden soll, daß Goethe, völlig übereinstimmend mit der wissenschaftlichen Erfahrung, seiner mißgebildeten „Kreatur" mit entschiedener Betonung die deutlichen Züge des angeborenen Schwachsinns verleiht.

Von schwerwiegender, ja wohl entscheidender Bedeutung für die Richtigkeit der Auffassung Mignons als Hermaphrodit kann eine Stelle in den ‚Wanderjahren', einer der „inkalkulabelsten Produktionen", zu der Goethen „fast selbst der Schlüssel fehlt"[1], herangezogen werden. Mignons wird in den ‚Wanderjahren' nur einmal gedacht, als Wilhelm mit einem Maler zusammentrifft, der ihre Schicksale malt (II 7): auf einem Bilde sah man das „Knaben-Mädchen" unter hohem Säulenportale eines herrlichen Landhauses nachdenklich die Statuen der Vorhalle betrachten, auf einem anderen den „anmutigen Scheinknaben" in einer Horde von Zigeunern. Auf zwei Druckseiten ist Mignon abgetan, Wilhelms Gefühle der Erinnerung werden kaum flüchtig gestreift, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß diese ganze, recht unvermittelt eingefügte Episode geradezu geschrieben ist, um diese beiden ganz ungewöhnlichen Bezeichnungen auf Mignon anzuwenden.

Es lag nahe, die Lösung dieses psychologischen Problems, den Versuch, den „Wahnsinn des Mißverhältnisses"[2] zu schildern, gerade diesem Roman einzufügen,

---

[1] Gespräch mit Eckermann 18. 1. 1825. [Hier ist aber von den ‚Lehrjahren' die Rede, nicht von den ‚Wanderjahren'. Anm. d. H.] „Alles ist ja nur symbolisch zu nehmen, und überall steckt noch etwas Anderes dahinter" (Gespräch mit dem Kanzler v. Müller 8. 6. 1821). — [2] Notizbuch von 1793 (Werke 21, 332).

der eine ganze Reihe in geistigem Sinne kranker, pathologischer Gestalten enthält[1]. Daß Wilhelm selbst, wenn er zum Gegenstand eines Gutachtens moderner Psychiater werden sollte, nicht ganz ohne „Stigmata" aus dieser Untersuchung hervorgehen würde, soll nur angedeutet werden. Der Harfenspieler steht unter dem Zeichen des Verfolgungswahns, der Graf leidet an religiösem, die Gräfin an hypochondrischem Irresein. Es ist schwer zu begreifen, daß Möbius, der mit feinstem Spürsinn und einem seltsamen Behagen allem Pathologischen in Goethes Leben und Werken nachgeht, zwar über Mignon geschrieben hat[2], aber den krankhaften Kern ihrer ersten Anlage in keiner Weise erkennt; er hält sie für eine hysterische Herzkranke.

Wenn wir jetzt unserer engeren Aufgabe näher treten und versuchen, die Persönlichkeit Mignons in ihren Einzelheiten aufzubauen, müssen wir die Basis suchen im vorletzten Kapitel des ganzen Werkes; wohl nicht ohne Absicht hat Goethe den Schlüssel des Rätsels ganz ans Ende verlegt, wo der in der allgemeinen Kompliziertheit und der Verwirrung des zum Ende hineilenden Romans selbst einigermaßen verwirrt gewordene Leser leicht geneigt ist, über Stellen, die für das Verständnis des Ganzen bedeutend sind, ahnungslos hinwegzugleiten.

---

[1] Nach R. Rosenbaum (Preußische Jahrbücher 87, 298 und Herrigs Archiv 100, 1) hat außer der Seiltänzerin Petronella noch ein „harfespielender Knabe", den Goethe in das elterliche Haus mitbrachte, den Anstoß zur Schöpfung der Mignon gegeben, so daß schon die erste Konzeption sich aus zwei Gestalten, einer männlichen und einer weiblichen, zusammensetzt. (Eugen Wolff, der in seiner großen Monographie ‚Mignon' [München 1909] auf den von mir geschilderten Wechsel im Gebrauch der Pronomina gleichfalls hinweist, ohne jedoch die naheliegende Folgerung zu ziehen, bezeichnet die Sängerin Mara als „Urbild der Mignon", was ich für mehr als gesucht halten möchte.) — [2] Goethe. Von P. J. Möbius (Leipzig 1903) I, 102.

Der Marchese erkennt in der balsamierten Leiche an einer Tätowierung Mignons seine Nichte, die man allgemein für ertrunken hielt, und vertraut dem Abbé die Geschichte ihrer Herkunft.

Schon in dem Großvater Mignons finden sich Zeichen eines eigenartigen, krankhaft zu nennenden Charakters. Er konnte nie zum Genuß kommen, und in dem Augenblick, wo er einen Palast baute, einen Garten anlegte, ein großes Gut in der schönsten Gegend erwarb, war er innerlich mit dem ernstesten Ingrimm überzeugt, das Schicksal habe ihn verdammt, enthaltsam zu sein und zu dulden. Es war ihm unerträglich, getadelt zu werden, und nur einmal in seinem Leben geriet er ganz außer aller Fassung, als jemand von einer seiner Anstalten wie von etwas Lächerlichem sprach. Im Alter lebt er fast ganz allein. Er bestimmt die Zukunft seiner Söhne, von denen der zweite, der Marchese, den geistlichen Stand ergreifen, der jüngste aber Soldat werden sollte; dieser letztere aber war zu einer Art schwärmerischer Ruhe geneigt, den Wissenschaften, der Musik und der Dichtkunst ergeben, der ältere lebhaft, feurig, schnell, zu allen körperlichen Übungen geschickt. Nur nach hartnäckigem Kampf erhalten die Brüder die Zustimmung des Alten, ihren Beruf umzutauschen, und der jüngste, Augustin, der Harfenspieler des Romans, tritt in ein Kloster ein.

Der Vater hat in späten Jahren mit seiner Frau noch eine Tochter, welche die Eltern aus Furcht, wegen dieser späten Frucht ihrer ehelichen Liebe geneckt und lächerlich gemacht zu werden, vollkommen verheimlichen und bei einem befreundeten Nachbarn, einem eingewanderten Deutschen, als dessen Tochter aufnehmen lassen; daß sie derselben trotzdem den Namen Sperata, die Erhoffte, gaben, muß befremden. — Von dieser Tochter wußte außer dem Beichtvater und dem deutschen Nachbarn niemand, auch nicht die Söhne. Der alte Adoptivvater stirbt, und das in „sonderbarer Schönheit heranwachsende Mädchen" lebt unter der Aufsicht einer alten Frau.

Der Bruder Augustin, der bisher seine Jahre „in dem sonderbarsten Zustand verbracht und sich ganz dem Genuß einer heiligen Schwärmerei überlassen hatte", verliebt sich in die schöne Nachbarin, bei der Gesang und Musik ihn schon eingeführt hatten, und fordert von seinen Brüdern, sie möchten ihn von seinem Gelübde befreien, um eine eheliche Verbindung mit Sperata

eingehen zu können. Der Beichtvater, der einzige lebende Wisser des Geheimnisses, ist gezwungen, dasselbe den Brüdern mitzuteilen. Augustin tobt, hält das Ganze für ein unwahrscheinliches Märchen (worin der unparteiische Leser ihm nicht ganz unrecht geben wird) und versichert, daß Sperata bereits ein Kind von ihm unter dem Herzen trage. Er kommt in die schwersten Gewissenskämpfe zwischen dem Recht der Natur und den Gesetzen der Kirche und des Staates. Im Glauben, in einem Schiffe zu Sperata überzusetzen, wird er in einem Zustand völliger Erschöpfung seinem Kloster wieder eingeliefert.

Der Bischof nimmt sich der Sache an, und Sperata kommt bei einem Geistlichen nieder: sie war als Mutter in dem kleinen „Geschöpf" (!) ganz glücklich. Der Beichtvater, in der Absicht, ihre Reue jener Reue gleichzumachen, die sie empfunden haben würde, wenn sie den wahren Sachverhalt gekannt hätte, stellt ihr den Verkehr mit einem Geistlichen als gleichbedeutend mit einem „Inceſt" dar. Das oft wiederholte Gleichnis des Paters vom Inceſt hatte sich so tief bei ihr eingeprägt, daß sie einen solchen Abscheu empfand, als wenn ihr die Blutsverwandtschaft mit dem Vater des Kindes selbst bekannt gewesen wäre. Die Bearbeitung der unglücklichen Person durch die Kirche ging so weit, daß sie endlich „wie eine arme Sünderin ihren Nacken dem Beil völlig darreichte" und inständig bat, daß man sie auf ewig von dem Mönch entfernen möge. Auch das Kind war von ihr getrennt und zu „guten Leuten am See" gegeben worden, wo es manche Freiheit der Bewegung genoß. Nach einiger Zeit kam es nicht nach Hause, man fand seinen Hut auf dem Wasser schwimmen und nahm an, es sei ertrunken. Sperata verfällt in religiösen Wahnsinn und sammelt, einem alten Märchen der dortigen Gegend gemäß, alle Knochen, die am Strand umherlagen; das Märchen erzählte: daß in einem ähnlichen Fall eine Mutter ihr ertrunkenes Kind habe wieder lebendig auferstehen sehen, als sie sämtliche Knochen zusammengehabt. — In der Gegend wurde Sperata als Heilige verehrt; sie stirbt unvermutet und unter seltsamen Umständen.

Der Verkehr mit Augustin wird von Ärzten und Geistlichkeit den Brüdern untersagt, nur in den Kreuzgängen konnten sie ihn, von ihm unbemerkt, sehen und ihn durch ein Fenster an der Decke seines Zimmers belauschen. Er war in einen seltsamen

Zustand der Ruhe des Geistes und der Unruhe des Körpers geraten: er saß fast niemals, als wenn er seine Harfe nahm und darauf spielte, da er sie denn meistens mit Gesang begleitete. Sonst war er immer in Bewegung und in allem äußerst lenksam und folgsam, denn alle seine Leidenschaften schienen sich in der einzigen Furcht des Todes aufgelöst zu haben; zu jeder Stunde der Nacht erscheint am Fußende seines Bettes ein schöner Knabe, der ihm mit einem blanken Messer droht. Er gibt öfter zu verstehen, daß es noch besser sein würde, über Berg und Täler zu wandern, als im Kloster zu leben.

Als das Gerücht von dem Tode Speratas in das Kloster dringt, wo Augustins Beziehungen zu ihr niemandem bekannt waren, flieht dieser „mit größter Schlauheit", indem er sich mit einer Anzahl Wallfahrer durch den Schiffer übersetzen läßt. Er geht in die Kapelle, wo Speratas Leichnam aufgebahrt steht, blickt denselben aber nur von der Seite an und läßt die Hand, als er ihre Kälte fühlt, sofort wieder fahren. Zu der Wache haltenden Alten sagt er: „Ich kann jetzt nicht bei ihr bleiben, ich habe noch einen sehr weiten Weg zu machen, ich will aber zur rechten Zeit schon wieder da sein; sag ihr das, wenn sie aufwacht." Dann verschwindet er im Gebirge, und seine Spuren weisen nach Deutschland.

Es erschien notwendig, diese Geschichte ausführlich, zum Teil sogar wörtlich wiederzugeben; man wird nicht behaupten, daß eine innere Wahrscheinlichkeit ihr Vorzug sei. Man darf die Frage für berechtigt halten, ob Goethe sie überhaupt gebracht haben würde, wenn es für ihn nicht von zwingender Bedeutung gewesen wäre[1], die Entstehung der Mignon auf einen Incest zwischen nächsten Blutsverwandten zurückzuführen; daneben scheint es ihm wichtig gewesen zu sein, in ihren Eltern vornehme Charaktere darzustellen. Ein solcher vornehmer Charakter ist der Marchese, und auch im Harfenspieler finden sich manche Züge edler

[1] Schiller an Goethe 2. 7. 1796: „Er [der Marchese] ist gar zu unentbehrlich zur Entwicklung, und die Nothdurft seiner Dazwischenkunft könnte leicht stärker als die innere Nothwendigkeit derselben in die Augen fallen."

Herkunft: er hat eine gefällige Lippe, eine edle Nase, und große blaue Augen blicken sanft unter den weißen Augenbrauen hervor; auf „das geistreichste“ singt er das Lob des geselligen Lebens. — Auch bei Mignon wird neben der geheimnisvollen Stirn von ihrer außerordentlich schönen Nase und ihrem treuherzigen und reizenden Munde gesprochen; daß sie energisch ablehnt, den Eiertanz zu tanzen, überhaupt wieder auf das Theater zu gehen, gehört ebenfalls hierher.

Die Flucht des Harfenspielers aus dem Kloster ist mit seinem ersten Auftreten im Roman durch keine Brücke verbunden; ebensowenig findet sich eine Andeutung, daß er Mignon als sein Kind erkennt, bevor sie tot ist, und bevor er Einsicht in das Manuskript des Abbés mit seiner Lebensgeschichte erhalten hat: er schneidet sich darauf über den Hals.

Daß er aber überhaupt von der pathologischen Bildung seines Kindes weiß (ohne dasselbe in Mignon zu erkennen), ließe sich vielleicht aus folgendem Satze des Medikus schließen; dieser spricht von den Eröffnungen, die der seiner Pflege überantwortete Kranke ihm gemacht, und sagt (VII 4): „Erst spät mag eine Verirrung mit einem sehr nahe verwandten Frauenzimmer, es mag ihr Tod, der einem unglücklichen Geschöpfe das Dasein gab, sein Gehirn völlig zerrüttet haben.“ Daß das „Geschöpf“ — nicht das Kind, der Knabe oder das Mädchen — schon bei der Geburt als unglücklich bezeichnet wird, kann in diesem Sinne aufgefaßt werden. Auch auf die Form seines Wahnsinns muß hier wiederum hingewiesen werden: er fürchtet dauernd, von einem unschuldigen Knaben ums Leben gebracht zu werden, er fürchtet sich auch vor Mignon, ehe er weiß, daß es ein Mädchen ist. So berichtet er dem Medikus; sonst ist im Roman eine Andeutung dieser Furcht vor

Mignon nicht zu finden. Bedeutend aber ist, daß diese Angst ihn sogar geradezu treibt, den kleinen dreijährigen Felix zu ermorden: „er habe den Felix niedergesetzt, mit wunderlichen Gebärden die Hand auf des Kindes Kopf gelegt und ein Messer gezogen, als wenn er ihn opfern wollte", erzählt Mignon. Als Wilhelm erscheint, steht der Alte mit niedergesenktem Haupt seitwärts an der Wand.

Wir haben wohl das Recht, für diese bedeutende Szene eine Motivierung zu suchen, da Goethe nach einer ihm eigenen Manier das „wunderbare Gespräch", das Wilhelm bald darauf mit dem Alten führt, nachdem er sich mit ihm in dem Gartenhause eingeschlossen, „lieber verschweigt, als ausführlich mitteilt". So glaube ich, daß dieser Trieb, einen Knaben zu töten, aus dem Bewußtsein sich entwickelt, daß die Frucht seiner Verbindung mit Sperata kein Knabe, auch kein Mädchen, sondern ein „unglückliches Geschöpf" ist, — wenn man will, aus einer Art von pathologischem Neide.

Man mag dem bisher Vorgetragenen mehr oder weniger Bedeutung beilegen. Meiner eigenen Auffassung nach fallen neben zahlreichen Einzelheiten für das Verständnis Mignons am schwersten ins Gewicht die Geschichte ihrer Genese und nicht minder schwer die zweifellos sehr auffallenden, bei ihrer Bestattung vorgetragenen Lieder, namentlich aber das eigentliche Schlußlied ihres Lebens, die entweder in meinem Sinne erklärt werden oder überhaupt unverstanden bleiben müssen. Dasselbe gilt von einer größeren Anzahl von Einzelheiten, der wir in der weiteren Analyse Mignons begegnen.

Aus ihrer frühesten Kindheit erfahren wir durch den Marchese, daß sie schon damals es liebte, mit den Knaben die Kleider zu wechseln, ob es gleich von den Pflegeeltern für höchst unanständig und unzulässig gehalten wurde;

an dieser Neigung zu männlicher Kleidung hält sie bis zu ihrem Eintritt in die Obhut Theresens mit größter Beharrlichkeit fest. Ebenso wird schon aus diesen ersten Jahren von ihrer Lust zum Klettern gesprochen: „die höchsten Gipfel zu besteigen, auf den Rändern der Schiffe wegzulaufen und den Seiltänzern die wunderlichsten Kunststücke nachzumachen, war ein natürlicher Trieb." Auch im Roman selbst wird bei der Schilderung ihres ersten Auftretens diese Neigung zum Klettern erwähnt: „das Kind, das in all seinem Thun und Lassen etwas Sonderbares hatte, ging die Treppe weder auf noch ab, sondern sprang; es stieg auf den Geländern der Gänge weg, und eh' man sichs versah, saß es oben auf dem Schranke, und blieb eine Weile ruhig." „Mignon fing an, auf der Cither allerlei zu spielen und zu phantasieren, immer in wunderbaren Stellungen. Bald saß sie auf der obersten Sprosse einer Leiter, mit übereinander geschlagenen Füßen, wie die Türken auf ihren Teppichen, bald spazierte sie auf den Dachrinnen der Hofgebäude." Diese Schilderung reizt den Leser unwillkürlich zu dem Vergleich mit einem Affen, den Goethe sogar selbst gezogen hat[1]. Dies stellt einen der ersten Hinweise auf die geistige Minderwertigkeit oder den angeborenen Schwachsinn dar. Auch die Art, wie sie auf Wilhelms erste freundliche Begrüßung reagiert, hat einen leichten Beigeschmack vom Affen: „Mit einem scharfen, schwarzen Seitenblick sah sie ihn an, indem sie sich von ihm losmachte und in die Küche lief, ohne zu antworten."

Sehr früh tritt ihre musikalische Begabung in die Erscheinung: das Kind sang bald sehr artig und lernte die Zither gleichsam von selbst; nur mit Worten konnte sie sich nicht ausdrücken, und es schien das Hindernis mehr in ihrer Denkungsart, als in den Sprachwerkzeugen zu liegen.

[1] „Einige verglichen sie einem Affen" (Theatralische Sendung III 10).

„Sie sprach noch immer sehr gebrochen Deutsch, und nur, wenn sie den Mund zum Singen aufthat, wenn sie die Cither rührte, schien sie sich des einzigen Organs zu bedienen, wodurch sie ihr Innerstes aufschließen und mittheilen konnte.“ Auch zu befriedigendem Rezitieren war sie nicht zu bringen, trotz der Feier und Pracht, mit der sie ihr Lied „Kennst du das Land“ singt. Neben der mangelhaften Befähigung im allgemeinen ist gerade eine derartige einseitige Begabung eine häufige Begleiterscheinung geistiger Minderwertigkeit, der manche Kinder, die schon früh Musikvirtuosen sind oder z. B. im Kopfrechnen phänomenale Kunststücke fertig bringen, verfallen sind. Auch später, als Mignon etwa dreizehn Jahre alt ist, behält sie in allem ihrem Tun und Lassen etwas Sonderbares: manche Tage war sie ganz stumm, zu Zeiten antwortete sie auf verschiedene Fragen immer sonderbar, so daß man nicht unterscheiden konnte, ob es Witz oder Unkenntnis der Sprache war, indem sie ein gebrochenes, mit Französisch und Italienisch durchflochtenes Deutsch sprach.

Später bemühte sie sich mit großem Fleiße, zu schreiben, aber die Buchstaben und Linien blieben krumm; auch hier schien ihr Körper dem Geiste zu widersprechen. Als sie bei dem Pfarrer die ersten Landkarten gesehen, schien ihr Verlangen, etwas zu lernen, durch diese neue Kenntnis noch viel lebhafter zu werden; sie versetzt ihre silbernen Schnallen, um einen Atlas zu erwerben, auf dem sie sich dann nur für die Frage interessierte, ob die Länder im Süden oder Norden liegen. Sie tat die wunderbarsten Fragen, und man konnte auch hier wieder bemerken, daß bei einer großen Anstrengung sie nur schwer und mühsam begriff.

Wir haben hiermit neben der geschlechtlichen Anomalie in dem Schwachsinn eine weitere Folge der Inzucht kennen gelernt, auf deren Betonung Goethe offenbar großen Wert

legte, denn er flicht der Schilderung immer neue Belege ein. Im allgemeinen aber werden Mignon und ihr ganzes Gebaren anhaltend als „sonderbar“ bezeichnet, mit einer so häufigen Wiederholung dieses Ausdrucks, daß sie geradezu auffällt und bei Goethes sonst so glänzendem Stil und dem unerschöpflichen Wortreichtum seiner Sprache entschieden als gewollt bezeichnet werden muß.

Abgesehen davon, daß Goethe sowohl in der jetzt vorliegenden Fassung, wie namentlich in der 18 Jahre zurückliegenden ‚Theatralischen Sendung‘ bald das weibliche, bald das männliche Pronomen benutzt, läßt sich zeigen, daß er auch in der Schilderung ihres Auftretens und psychischen Verhaltens, dem Wechsel im Pronomen oft parallel gehend, bald knabenhafte, bald durchaus mädchenhafte Züge mit deutlicher Absicht zeichnet. Den Knaben erkennen wir außer in der immer energisch verlangten männlichen Kleidung auch in der Neigung zum Klettern; wir erkennen ihn auch im Kampf mit den Räubern, wo Mignon „den Hirschfänger gezogen und wacker auf die Freibeuter zugehauen“ hat. In der ‚Theatralischen Sendung‘ (III 8) ohrfeigt sie einen fremden Mann, daß ihm „die Ohren sumsen und der Backen brennt“; von Wilhelm zur Rede gestellt, erklärt sie: „Ich habe Hände, ich habe Nägel, ich habe Zähne, er soll mich nicht küssen.“ Sie ist von Sinnlichkeit keineswegs frei und empfindet in dieser Hinsicht durchaus weiblich: sie liebt Wilhelm, wie ein dreizehnjähriges Mädchen lieben kann. Als er ihr ein neues Kleid schenken will, verlangt sie es in seiner Farbe. Sie ist zärtlich gegen Wilhelm: „wenn sie ihn Abends aufwickelte und Morgens frisirte, machte sie es freilich nicht zum geschicktesten und hielt sich länger, als es ihm lieb war, auf, die Haare auszukämmen und zu streicheln, und kehrte sorgfältig an ihm, wenn sie ein Fleckchen oder Stäub-

chen erblickte." „Wenn er sie ansah, glaubte er eine glühende, unter der Asche verglühende Kohle zu erblicken ... sie schien einer angenehmen Veränderung entgegen zu sehen." Mignon tritt in die Pubertät ein.

Es erübrigt sich, die weit ausführlicher geschilderte Liebesszene, die sich auch in der ‚Theatralischen Sendung' fast wörtlich ebenso beschrieben findet, hier wiederzugeben; auffallenderweise wird von Mignon an dieser Stelle ausschließlich in der weiblichen Form gesprochen, während sonst das männliche Pronomen durchaus vorherrscht. Wichtig ist mir dagegen, auf den rätselhaften, nächtlichen Besuch bei Wilhelm Meister nach der Hamlet-Aufführung mit einigen Worten einzugehen. So absurd es klingen mag, habe ich doch die feste Überzeugung, daß Goethes Absicht zunächst war, die Mignon wirklich zu Wilhelm zu bringen, obgleich er am Schluß des Romans sie nur bis an die Tür gelangen läßt, wo sie den Platz bereits durch Philine eingenommen findet. Der geheimnisvolle Besuch in jener Nacht wird als stumm bezeichnet, eine Eigenschaft, die man an Philine bisher nie kennen gelernt hat; vorher hat Mignon ohne irgend greifbaren Grund Wilhelm angefaßt und ihn in den Arm gebissen, ist darauf die Treppe hinuntergelaufen und verschwunden. Als Mignon am andern Tag ihm das Frühstück bringt, erschrickt Wilhelm über den Anblick des Kindes: sie schien diese Nacht größer geworden zu sein; sie trat mit einem hohen, edlen Anstand vor ihn hin und sah ihm sehr ernsthaft in die Augen, so daß er den Blick nicht ertragen konnte: „Sie rührte ihn nicht an, wie sonst, da sie gewöhnlich ihm die Hand drückte, seine Wange, seinen Mund, seinen Arm oder seine Schulter küßte, sondern ging, nachdem sie seine Sachen in Ordnung gebracht hatte, stillschweigend wieder fort."

Wilhelms erster Verdacht, als er am andern Morgen er-

wachte, fiel auf Philine, „und doch schien der liebliche Körper, den er in seine Arme geschlossen, nicht der ihrige gewesen zu sein". Nach der Probe im Theater erklärt Philine, sie müsse ihre Pantoffeln holen. Diese haben aber schon zwei Abende vorher an seinem Bette gestanden, wo er das Bett unberührt und das Zimmer leer fand. Trotzdem diese Pantoffeln, die ihn in der vorletzten Nacht belustigt haben, jetzt 36 Stunden in dem Zimmer stehen, findet sich Wilhelm in dem Verdacht, daß der Gast der vorigen Nacht Philine war, bestärkt, — und Goethe meint: „Wir sind auch genötigt, uns zu dieser Meinung zu schlagen, besonders da wir die Ursachen, welche ihn hierüber zweifelhaft machten und ihm einen andern sonderbaren Argwohn einflößen mußten [!], nicht entdecken können." Schiller aber schreibt an Goethe 15. 6. 1795: „Bei der letzteren Erscheinung habe ich aber doch auch an Mignon gedacht, die an dem heutigen Abend sehr viele Offenbarungen über ihr Geschlecht scheint erhalten zu haben." — Im weiteren Verlauf des Romans erklärt Friedrich (VIII 6): jener nächtliche Besuch sei Philine gewesen, sie habe es ihm selbst erzählt.

Bald darauf wird Mignon kränklich; sie möchte nicht zu Therese, um etwas für ihre Bildung zu tun, findet sich gebildet genug, „um zu lieben und zu trauern". Lieber geht sie zu dem Harfenspieler, „der arme Mann ist so allein"; „er hat mir in schrecklichen Augenblicken beigestanden, es weiß niemand, was ich ihm schuldig bin". (Ob in diesen Worten ein Hinweis liegen soll, daß sie eine dunkle Ahnung seiner Vaterschaft hat, lasse ich gänzlich dahingestellt.) Endlich kommt sie zu Therese, wo sie sich zu verzehren scheint; man glaubt aber, daß Wilhelms Gegenwart dem Übel noch Einhalt tun könne. Als Wilhelm kommt, findet er sie zum erstenmal in Frauenkleidern.

Mignon hat dem Arzt gestanden, daß sie jene Nacht bei

dem Geliebten zubringen wollte, ohne daß sie dabei etwas weiter „als eine erfreuliche, glückliche Ruhe zu denken wüßte"; der häufig genossene Wein gibt ihr den Mut, sie will sich in der unverschlossenen Stube verbergen, als sie ein weißes, weibliches Wesen in das Zimmer schleichen sieht. Ganz als Weib erscheint sie jetzt, als „die heftigen Empfindungen einer leidenschaftlichen Eifersucht sich zu dem unerkannten Verlangen einer dunklen Begierde mischten"; sie eilt zu dem Alten unter das Dach und bringt die Nacht unter entsetzlichen Zuckungen hin. Als Therese mit dem Ausruf: „Mein Geliebter! mein Gatte!" Wilhelm in Mignons Gegenwart unter den lebhaftesten Küssen um den Hals fällt, endet ein Herzkrampf ihr Leben.

In dem „einzigen Gemüt"[1] der Mignon herrscht ein Zug vor: die Sehnsucht nach dem Süden, nach Italien, nach ihrer Heimat; es friert sie im Norden, sie interessiert sich auf der Landkarte nur für die südlichen Städte, sie erinnert sich der Zitronenwälder, der Berge, des Hauses mit den Marmorbildern, die sie zu fragen scheinen: „Was hat man dir, du armes Kind, getan?" Daß sie in irgendeiner Art Kenntnis von ihrer Abnormität hat, beweist in sehr eigentümlicher, eigentlich wenig rationeller Weise, wie Goethe ihr Verhalten dem Chirurgus gegenüber beschreibt, der ihr nach dem Kampf mit den Räubern den Arm verbinden will: sie fürchtet, er könne erkennen, daß sie ein Mädchen sei, als welches sie von ihrer gesamten Umgebung angesprochen wird, während dieser Arzt sie stets für einen Knaben gehalten hatte. Wie der Harfenspieler „ein grauenvolles Geheimnis" bewahrt, so trägt Mignon ebenfalls ein Geheimnis im Busen, eine Ahnung von dem „praktisch Ungeheuren, dem furchtbar Pathetischen" in ihrem Schicksal (Schiller an Goehe 2. 7. 1796).

[1] Worte des Arztes (VIII 3).

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen;
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu[1],
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Die zweite Strophe scheint darauf hinzudeuten, daß Mignon nicht imstande ist, eine in ihr liegende Spannung zu lösen, wie die dunkle Nacht in regelmäßiger Folge sich erhellt, wie der Berg die eingeschlossenen Quellen freiläßt, ein jeder im Arm des Freundes Ruhe findet unter Freigabe eines lastenden Geheimnisses. Ein Schwur schließt ihr die Lippen zu, und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Dieser Gott erlöst sie endlich im Tode von diesem Druck. Die reizenden Verse ihres letzten Liedes gipfeln in dem Trost, den sie im Sterben findet:

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,

und sind für mich immer eine sehr wesentliche Bestätigung meiner Auffassung gewesen; ja, ich weiß nicht, wie man sie auf eine andere Weise verstehen kann. Ihr ganzes Leben hat sie unter der Frage: ob Mann, ob Weib und dem Kampf zwischen beiden gelitten; jetzt hat das ein Ende:

Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

---

[1] Vgl. die Erzählung des Arztes VIII 3.

Goethes Gedicht ‚Vermächtnis‘

Von Richard Paasch (Berlin)

Im ‚Gott und Welt‘ überschriebenen Abschnitt seiner Gedichte hat Goethe zusammengestellt, was er über das Wesen der Dinge, Ursprung des Seins, Naturvorgänge und Bestimmung des Menschen zu verschiedenen Zeiten seines Lebens in Verse gebracht hatte.

Das älteste dieser Gedichte ist die im Jahre 1798 an Christiane Vulpius gerichtete ‚Metamorphose der Pflanzen‘, welcher der Dichter die ‚Metamorphose der Tiere‘ erst einundzwanzig Jahre später folgen ließ. Das ‚Proœmion‘ ist 1816, die orphischen ‚Urworte‘ sind 1817 entstanden. ‚Weltseele‘, dessen begeisterten Schwung man nach Erwähnung des heiligen Schmauses in der ersten Strophe auf irgendein esoterisches, vielleicht freimaurerisches, Fest zu beziehen geneigt sein könnte, wurde 1802 für das sogenannte Mittwochskränzchen gedichtet, das vorübergehend einen engeren Kreis von Freunden und Freundinnen, darunter Schauspieler der von ihm geleiteten Hofbühne, um Goethe versammelte. Aus dem Jahre 1829 stammt das ‚Vermächtnis‘, das, wie die Überschrift schon andeutet, als Niederschlag und endgültiger Ausdruck von Betrachtungen gelten soll, die er uns, wie ein vererbbares Gut, als eine Richtschnur für eigenes Denken hinterlassen zu können glaubt.

Da diese Verse nicht frei von Unklarheiten sind, die bereits auch verschiedene Deutungen erfahren haben, soll in Folgendem der Versuch gemacht werden, zu ihrer Aufhellung beizutragen.

Ich lasse zunächst das Gedicht selbst folgen, wobei ich durch gesperrten Druck, der also nicht von Goethe herrührt, hervorhebe, was nach meiner Auffassung zu betonen ist.

Vermächtnis

1. *Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!*
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am *Sein* erhalte dich beglückt!
Das Sein ist *ewig*: denn *Gesetze*
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

2. Das *Wahre* war schon *längst* gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden;
Das alte Wahre, faß' es an!
Verdank' es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr, die Sonne zu umkreisen,
Und dem Geschwister wies die Bahn.

3. Sofort nun wende dich nach *innen*:
Das *Zentrum* findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen:
Denn das selbständige *Gewissen*
Ist Sonne deinem *Sitten*tag.

4. Den *Sinnen* hast du dann zu *trauen*,
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein *Verstand* dich *wach* erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig
Und wandle, sicher wie geschmeidig,
Durch Auen reichbegabter Welt.

5. *Genieße mäßig* Füll' und Segen;
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist *Vergangenheit beständig*,
Das *Künftige voraus* lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

6. Und war es endlich dir gelungen,
Und bist du vom Gefühl durchdrungen:

Was fruchtbar ist, allein ist wahr;
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle dich zur kleinsten Schar.

7. Und wie von Alters her, im Stillen,
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf,
So wirst du schönste Gunst erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswertester Beruf.

Um es vorwegzunehmen: Goethe sucht mit diesen Strophen den Zwiespalt zu überbrücken, der sich zwischen seinem Pantheismus und den ethischen Forderungen aufgetan hatte, die sich für ihn aus dem Eindringen Kantischer Maximen in seinen Ideenkreis ergaben. Hatte sich seine Weltanschauung im wesentlichen im Sinne Spinozas und Giordano Brunos entwickelt, so war sie doch seit seinen engeren Beziehungen zu Schiller durch dessen steten Hinweis auf den Königsberger Philosophen nicht unbeeinflußt geblieben, zumal dessen Name mit der Hypothese verknüpft war, die als Kant-Laplacesche Schöpfungstheorie Gemeingut weiterer Kreise zu werden anfing.

Die Ausführungen beginnen mit der kühn herausfordernden Umkehrung der Behauptung, mit der das vorangehende Gedicht ‚Eins und Alles' (entstanden 1821) endigt. Aus derselben Prämisse ‚Das Ewige regt sich fort in allen' war dort geschlossen worden: „Denn alles muß in Nichts zerfallen, / Wenn es im Sein beharren will". Und unmittelbar darauf läßt Goethe den neuen Sang anheben: „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen! / Das Ew'ge regt sich fort in allen." Er begründet das mit der von unserm Gefühl geforderten Ewigkeit des Seins, mit dem vorgeahnten Gesetz von der Erhaltung der Kraft und verwendet dabei hübsch den Doppelsinn des griechischen Wortes Kosmos,

das Schmuck und Ordnung zugleich bedeutet und daher für das beides aufweisende All gebraucht wird: „Gesetze bewahren die lebend'gen Schätze, aus welchen sich das All geschmückt!"

Könnte man aber das Gedicht ‚Weltseele' in gewissem Sinn als eine Kosmogonie und ‚Eins und Alles' als eine Entwicklungslehre bezeichnen, so werden diese beiden Probleme in der zweiten Strophe unsres ‚Vermächtnisses' nur eben gestreift, insofern, als in ihr vom Kreislauf der Planeten, insbesondere der Erde um die Sonne, die Rede ist. Das Kopernikanische Weltsystem wird im Gegensatz zum Wissen der Alten erwähnt, wiewohl auch diese schon in bezug auf Wesentliches aufgeklärt gewesen seien. „Das Wahre war schon längst gefunden." Aristarch von Samos, um 270 v. Chr., hatte gelehrt, daß die Erde sich um ihre Achse drehe und gleichzeitig in einem gegen den Äquator geneigten Kreis um die Sonne laufe. „Das alte Wahre, faß' es an!" Wie Richard Wagner fordert uns Goethe auf, die alten Meister zu ehren, sodaß sich für mich in dem „Verdank' es, Erdensohn" ein Anflug gönnerhaften Zugeständnisses zu verbergen scheint, als ob er sagen wolle: Immerhin darfst du auch für die neue Belehrung und Ergänzung unsres Wissens dankbar sein! Goethen wird hierbei auch der Gegensatz zwischen intuitivem Erkennen und sogenannter exakter wissenschaftlicher Methode vorgeschwebt haben, der in der Geschichte der Wissenschaften häufig genug zutage tritt. Die Nachwelt feiert den Entdecker. Seine Vorläufer läßt sie unbemerkt. Der von Calvin als Ketzer verbrannte geniale spanische Arzt Michael Servetus beschreibt in einer theologischen Abhandlung den Kreislauf des Blutes, ganz beiläufig, fünfundsiebzig Jahre bevor William Harvey ihn der Zunft als Resultat umfangreicher anatomischer Forschungen verkündet.

die nicht ausdrücklich genannte Erde, als deren Geschwister die Planeten bezeichnet werden, muß man sich aus dem „Erdensohn" ergänzen, wie zu diesem Zweck der Leser angeredet wird. Hierbei soll diesem gleichzeitig auch seine Stellung dem All gegenüber zu Bewußtsein kommen. Wähnte doch Faust den Erdensohn abgestreift zu haben, als er sich dem Erdgeist gegenüber schon mehr als Cherub zu sein vermessen hatte!

Auf die verschiedenartige Auslegung zurückzukommen, die in dieser Strophe dem „Weisen" zuteil geworden ist, behalte ich mir noch vor. Zunächst benutzt der Dichter das Bild der von den Planeten umkreisten Sonne zu einer Anwendung auf den Mikrokosmos als das Spiegelbild des Weltganzen im Innern des Menschen, indem er sich das All, ganz im Kantischen Sinne, im Menschen wiederholen läßt und das Gewissen als die Sonne bezeichnet, um die sich bewege, was die Welt unsres sittlichen Empfindens ausmache. Der gestirnte Himmel über uns und das Gewissen in uns — nach Kant die untrüglichen Beweise für eine unser Fassungsvermögen und unsre Einsicht überschreitende Transzendenz!

Ist er aber bis hierher Kantischer Anschauungsweise gefolgt, so betont Goethe dagegen in der folgenden vierten Strophe um so entschiedener, daß er in bezug auf die Lehre von der Unzulänglichkeit unsrer Sinneswahrnehmungen von Kant abweiche. Er spricht es als seine feste Überzeugung aus, daß wir unsern Sinnen trauen dürfen, sobald wir sie durch den Verstand genügend zu überwachen imstande sind. Das ist echt Goethisch und der Angelpunkt des ganzen Gedichts. Auf dem hier berührten Gegensatz fußend, nennt Friedrich Nietzsche Kant gelegentlich den Antipoden Goethes. Goethe habe Totalität gewollt und das Auseinander von Vernunft, Sinnlichkeit, Gefühl und

Wille bekämpft, das durch Kant in abschreckendster Scholastik gepredigt werde. Dem widerspricht auch die nun folgende etwas hausbackene Lobpreisung der Vernunft nicht, wobei aber die Idealität der Zeit auf die prachtvolle, unserm Intellekt angepaßte Formel gebracht wird:

Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Haben wir nun gesehen, daß Goethe sich in der dritten bis fünften Strophe ganz augenscheinlich mit den Begriffen auseinandersetzt, die das Wesen der Kantischen Moralphilosophie ausmachen — Gewissen, Verstand, Vernunft, Idealität der Zeit —, so dürfen wir bei dem „Weisen" der zweiten Strophe vielleicht ebenfalls an Kant denken, dessen Name ja, wie ich schon erwähnt habe, bereits mit der auf den Kopernikanischen Entdeckungen aufgebauten Schöpfungshypothese verbunden wurde, wenn Goethe hier nicht etwa trotzalledem Kopernikus gegen Kant ausspielt, indem er ihn eben schon zu jenen Alten zählt, von denen das Wahre schon längst gefunden sei.

Dem gegenüber habe ich häufig die Ansicht vertreten gefunden, Goethe kennzeichne als Weisen in diesem Zusammenhang weder Kopernikus noch Kant, sondern — Gott, den Schöpfer, selbst! Ich halte das für gänzlich ausgeschlossen. Zugegeben, Goethe gehe einer unumschriebenen Benennung der Gottheit im allgemeinen gern aus dem Wege — „Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist alles" — zugegeben auch, daß uns Bezeichnungen wie Gott der Gerechte, Gott der Allwissende, die Weisheit Gottes geläufig seien, die Bezeichnung Gottes als des Weisen schlechthin, wie wir von den sieben Weisen, den Weisen aus dem Morgenlande, von Merlin dem Weisen und Friedrich dem Weisen sprechen,

will mir als ganz unpassend erscheinen. Goethe bedient sich im übrigen ja oft genug einer unmittelbaren Anrede an Gott. „Bedecke deinen Himmel, Zeus, mit Wolkendunst", läßt er Prometheus ausrufen, „Großer Brahma, Herr der Mächte" den Paria und „den Vater oben" nennt ihn vertrauensvoll der Dichter selbst in ‚Cirrus', einem seiner Wolkenlieder. Andrerseits sind seine Umschreibungen durchsichtig, wenn er vom Allumfasser, dem Allerhalter spricht, „der Alles schafft und schuf" (‚Eins und Alles'), von ihm, „der sich selbst erschuf" (‚Proœmion'), oder, wenn er ihn den „ewigen Meistermann" nennt, der, nach einem seiner Lieblingsbilder, als Weber in die Kette des Naturgeschehens den Einschlag macht (‚Antepirrhema'). In ‚Eins und Alles', das dem ‚Vermächtnis' vorangeht, ist nun aber auch von den Meistern die Rede, die „zu dem, der alles schafft und schuf," leiten. Und diesen Meistern setze ich den Weisen unsrer Stelle gleich. Die Lehre vom Kreislauf der Erde um die Sonne, von den Alten vorgeahnt, von Kopernikus errechnet und von Kant zur Grundlage einer Weltanschauung gesteigert, läßt ihren Vertreter als einen Weisen erscheinen, dem wir Dank schulden. Man erinnere sich dabei, daß ich in der Wahl des Wortes „verdanken" an dieser Stelle einen Schimmer von herabmindernder Anerkennung finden zu müssen glaube. Auch aus diesem Grunde darf ich nicht gelten lassen, daß unter dem „Weisen" hier der „uralte, heilige Vater" selbst zu verstehen sei.

Die Zurückhaltung im Lobe, die in der starken Betonung des alten Wahren gefunden werden muß, das „edle Geisterschaft verbunden" habe, wird aber durch die rückhaltslose Anerkennung wieder gut gemacht, die der Dichter mit den Worten „Woran kein Edler zweifeln mag" der Kantischen Sittenlehre spendet. Es muß hervorgehoben

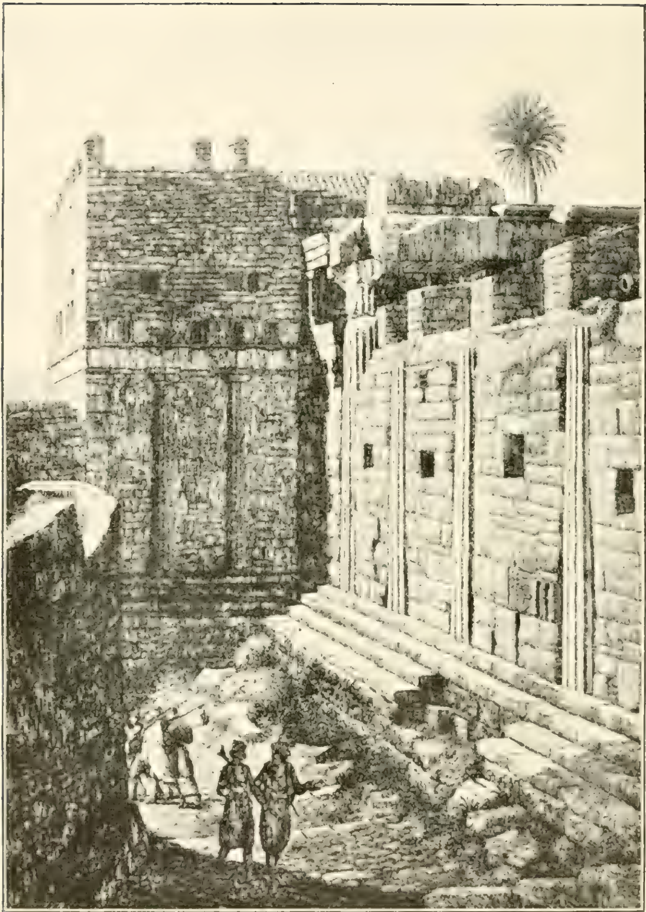
werden, daß Goethe das Beiwort „edel" stets nur für die Höhe des Menschentums gebraucht. Wir erinnern uns an Aussprüche wie „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut", „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an"; und wenn der Paria bekennt: „Edel sind wir nicht zu nennen", so tut er das, weil er seine Niedrigkeit als über ihn vom Schicksal verhängten Fluch im Gegensatz zu seinen bevorzugten Menschenbrüdern empfindet.

Edle Geisterschaft also hat sich von je im Dienst des Wahren verbunden gefühlt. Kein Edler zweifelt daran, daß sein Ich im Gewissen einen untrüglichen Maßstab für alle sittlichen Werte besitze, und so gelingt es uns, gefühlsweise zur Erkenntnis zu kommen: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr!" Hier ist der Berührungspunkt mit Goethe-Fausts Endziel alles Strebens: nicht in unfruchtbarer Spekulation, sondern in Werte für Mit- und Nachwelt schaffender Tätigkeit Befreiung und Aufschwung zu finden. Das alte Wahre! Schon in der Bibel heißt es: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Wenn wir daraufhin aber „das allgemeine Walten", die Umwelt, prüfend mustern, werden wir inne werden, daß zu Hütern dieses alten Wahren immer nur ein Kreis Auserlesener berufen gewesen ist. Leben und leben lassen, Alles prüfen, das Beste behalten und in einer kleinen Schar Auserwählter mitarbeiten an der Weiterentwicklung echter Kultur! Denn darauf kommt der Inhalt der sechsten und siebenten Strophe hinaus: abgesondert und individuell — „nach eignem Willen" — haben Philosoph und Dichter von altersher geschaffen ein Liebewerk, das heißt ein Werk ihrer Liebe, ihrer in Altruismus aufgehenden Seele, um, im Sinne des Kulturproblems, ein gesteigertes Menschentum vorzubereiten. Und wieder nennt der Dichter hier am Schluß „edle Seelen" diejenigen, deren zukünftiges Höhendasein in genialer In-

tuition vorherzuempfinden das Glück der Auserwählten von heute ausmache. „Denn edlen Seelen vorzufühlen ist wünschenswertester Beruf.“ Liegt doch am Ende das Wesen jeglichen Genies in der Tatsache begründet, daß sein Erscheinen die Entwicklung kommender Geschlechter vorwegnimmt. Es bereitet den Übermenschen vor, wenn wir diesen Ausdruck mit Nietzsche auf die Erfüllung des Traumes anwenden, daß die Menschheit in ihrer Entwicklung über sich selbst hinauswächst.

Goethes ‚Vermächtnis‘ hat sich uns also als ein Bekenntnis im vollen Sinne des Wortes erwiesen, indem es uns über seine Weltanschauung und Lebensauffassung nach jeder Richtung hin rückhaltslos Aufschluß gibt. Es ist das Urteil des Dichters, als des Vertreters von Anschauung, Erfahrung und Lebensklugheit, über die Erkenntnistheorie des kritisch-idealistischen Philosophen.

Obwohl Goethe einige seiner schwerer verständlichen Gedichte selbst mit Erläuterungen zu versehen für nötig erachtet hat, unter ihnen die tiefen ‚Urworte‘, die nichtsdestoweniger nach Form und Inhalt zu seinen reifsten und vollendetsten Schöpfungen gehören, vermag ich diesen das ‚Vermächtnis‘, rein künstlerisch betrachtet, nicht gleichzustellen. Inbezug auf Wortklang und Bilderreichtum wird es auch von anderen Goetheschen Altersdichtungen überstrahlt. Gedanklich aber wird es uns als eins der beachtenswertesten Zeugnisse seiner gereiften Einsicht erscheinen müssen, der Stelle würdig, die er ihm unter seinen von Gott und Welt handelnden Betrachtungen eingeräumt hat.



Ausschnitt aus dem Propyläen-Bilde
Joseph Thürmers vom Jahre 1819

Goethes Akropolis-Palmen

Von Heinrich Sitte (Innsbruck)

(Mit einer Tafel)

Glücklich lenkte gleich am Anfang meiner archäologischen Universitätsstudien eine oft zitierte Stelle über die „Elginischen Marmore" meine Aufmerksamkeit dauernd auf Goethes ‚Tag- und Jahres-Hefte' von 1749 bis Ende 1822. Bald hatte ich jene wahlverwandt schönen Worte über die „Bau- und Bildwerke Griechenlands" in den vom Jahre 1820 berichtenden Blättern gefunden.

Bei diesem erstmaligen Suchen nach der reinen, hohen Quelle wurde damals aber auch mein Bemühen sofort reich belohnt durch einige Sätze, welche mit der ihnen fast allein innewohnenden Kraft meinem weiteren Streben auf dem Gebiete der griechischen Kunstgeschichte Ziel und Richtung weithin gaben (1818): „Für die Einsicht in höhere bildende Kunst begann dieses Jahr eine neue Epoche. Schon war Nachricht und Zeichnung der Äginetischen Marmore zu uns gekommen, die Bildwerke von Phigalia sahen wir in Zeichnungen, Umrissen und ausgeführten Blättern vor uns, jedoch war das Höchste uns noch fern geblieben; daher forschten wir dem Parthenon und seinen Giebelbildern, wie sie die Reisenden des 17. Jahrhunderts noch gesehen hatten, fleißig nach und erhielten von Paris jene Zeichnung kopiert, die damals zwar nur leicht gefertigt, doch einen deutlichern Begriff von der Intention des Ganzen verschaffte, als es in der neuern Zeit bei fortgesetzter Zerstörung möglich ist."

Unendlich fruchtbare, vielseitigste Anregung wurde mir

so aus dieser gedankenreichen Schrift zuteil, als ich sie gleich nach solchen Proben ganz von Anfang bis zu Ende durchflog, Jahr für Jahr durchforschte und seither immer von neuem wieder vornahm. Damals las ich dort auch mit Staunen eine Stelle, die Kunde gibt von einer besonders innigen Beziehung zwischen Goethe und der Akropolis (1813): „.. und in jene alten Zeiten führte mich unmittelbar ein höchst willkommenes Geschenk. Herr Bröndsted beschenkte mich im Namen der zu so bedeutenden Zwecken nach Griechenland Gereisten mit einem zum Spazierstabe umgeformten Palmenzweig von der Akropolis; eine bedeutende griechische Silbermünze vertrat die Stelle des Knopfes."

Palmen auf der Akropolis?! Palmen, die mächtig genug waren, um aus ihren Zweigen einen Spazierstock herzustellen? Niemals hatte ich bis dahin von Palmen auf der Akropolis etwas gelesen oder auf älteren Abbildungen gesehen; das Klima der Akropolis vollends, wie ich es dann später kennen lernte, schien mir viel zu rauh und windig, als daß jemals Palmen dort oben zu besonderer Größe sollten gedeihen können. Immer argwöhnte ich, man habe nur aus höflicher Gefälligkeit eine Palme dorthinauf verpflanzt, um Goethe aus Athen noch eine besonders erhöhte Freude zu bereiten. Aber endlich sollte ich die so mißtrauisch angezweifelten Goethe-Palmen auf der Akropolis doch wiederfinden!

Ein freundlicher Zufall gewährte mir heuer im Frühjahr Einblick in Ernst Reisingers ‚Griechenland, Landschaften und Bauten, Schilderungen Deutscher Reisender' (1916). Da fiel mir eine prachtvolle, dort auf Tafel 7 wiedergegebene Radierung des Münchener Architekten Joseph Thürmer besonders auf; sie veranlaßte mich, seine mir sonst nur durch kurze Erwähnungen bekannten ‚Ansichten von Athen' aus dem Jahre 1819 zu suchen. In der Bibliothek der Akademie der bildenden Künste in Wien

fand ich dann ein Exemplar des seltenen Kupferwerkes, sah unter den durchaus guten Blättern eine von Michaelis nicht erwähnte Parthenon-Westfassade, ferner das Olympieion mit den Resten der auf seinem Gebälk erbauten Behausung eines „Säulenheiligen", noch manches andere reizende Bild des damals unter türkischer Herrschaft stehenden Athen, und — auf mehreren dieser Tafeln: Palmen bei den Propyläen auf der Akropolis!

Bei mir war aber, wiewohl ich ja seit der Nachricht Goethes aus dem Jahre 1813 für diese Zeit solche Bilder eigentlich erwarten mußte, die Skepsis Palmen auf der Akropolis gegenüber so fest eingewurzelt, daß ich auch angesichts der Zeichnungen Thürmers noch immer Zweifel an der vollen Wahrheit dieser Kunde hegen wollte.

Thürmer war Architekt; er beobachtete an Ruinen jedes architektonische Detail mit mehr als photographischer Genauigkeit; aber beim figuralen Schmuck der Metopenfelder der Parthenon-Westfassade hatte er Motive von der Kentauromachie der Südseite herübergenommen, um einige ihm nicht verständliche Amazonomachieplatten zu ergänzen. Thürmer kam aus Rom, wo er Ruinen, Bauten und Palmen so oft in enger Verbindung gesehen hatte, daß er vielleicht auch hier den schönen Zusammenklang nicht missen wollte. Kurz, ich mußte weitere Beweise suchen.

Bei einer neuerlichen Durchsicht aller mir hier zu Gebote stehenden Reisewerke fand ich denn auch wirklich weitere Belege für das Vorkommen von Palmen auf der Akropolis bei dem auch zeitlich nahestehenden Dodwell. Er hatte Griechenland in den Jahren 1801, 5 und 6 besucht und in drei Werken über seine Reise berichtet. 1819 erschien seine ‚Tour through Greece', in deren erstem Bande auf Seite 358 einige Worte der Flora der Akropolis gewidmet sind: „There are few trees within the citadel,

and those are of small size, consisting of some cypresses, two or three palms, and some fige trees. The Disdar has a garden of very moderate dimensions, containing some flowers and vines." Also „zwei oder drei Palmen von geringer Größe" wurden doch auch von einem zweiten Reisenden aus jenen Tagen festgestellt. Aber sie müssen damals wirklich noch recht klein gewesen sein; nur mit Mühe entdeckte ich schließlich auf einer von Dodwells ‚Views in Greece' neben dem Parthenon, dem Erechtheion und den vielen türkischen Häuschen ganz links im Bilde ein kleines Palmbäumchen. Von fachlicher, botanischer Seite wurde mir dann auf meine Anfrage erklärt, daß Palmen in der Zeit von 1801 oder 6 bis 1819 unter den klimatischen Verhältnissen auf der damals von Festungsmauern umgebenen Akropolis ganz leicht zwischen den türkischen Häusern bis zu jener Mächtigkeit gedeihen konnten, in der sie Thürmer verewigt hat.

So konnte endlich jeder beunruhigende Zweifel über Bröndsteds Geschenk von 1813 vollkommen überwunden werden; auch dieser unscheinbare, aber doch recht innig anmutende Zug im Leben Goethes war zu ruhig reiner Freude völlig klargestellt; andächtig las ich angesichts des Propyläenbildes mit der so bedeutend herübergrüßenden Palme immer wieder die ersten Abschnitte der Einleitung zu den ‚Propyläen'. Eine glückliche Fügung ließ in der langen Friedenszeit, welche der Akropolis vom Ende des 17. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts unter türkischer Herrschaft beschieden war, Palmen dort oben wachsen. So konnte von so kunstgeweihter Stätte dann ein Zweig nach Weimar hin gelangen in die Hände, die sich um die reine Wahrung des hohen Andenkens an Griechenland so treu bis an ihr Ende stets bemüht hatten; „und in jene alten Zeiten führte mich unmittelbar ein höchst willkommenes Geschenk".

Mitteilungen
aus dem
Goethe- und Schiller-Archiv

Gedichte Knebels an Goethe

Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf

Nicht nur in großen Dingen, auch in den kleinen des Alltags hat Goethe sich als ein Meister der „Lebenskunst" erwiesen. Von den frühesten Jahren an bis in seine letzten Tage schlingt sich ununterbrochen in seinen Gedichten „an Personen" ein Gewinde lieblicher Blüten und Blätter, mit denen er festliche Stunden, denkwürdige „Epochen" naher und ferner Freunde bekränzt, durch anmutige Verse sie feiernd, mit sinnreichem Spruch, gemütvoller Betrachtung in Reimen sie weihend und, wenn auch oftmals in anspruchslosester Weise, doch immer sie mit zarter Hand dem Alltag entrückend. Kein Wunder, daß wir unter denen, deren Lebenstage Goethe in solcher Art geschmückt hat, demjenigen wiederholt begegnen, mit dem er, seit jenem denkwürdigen Zusammensein im Dezember 1774, länger als ein halbes Jahrhundert in Freundschaft verbunden war: Karl Ludwig v. Knebel.

Ob Knebel es ist, den Goethe in seinem Gedicht ‚Ilmenau' so anschaulich als „markige Gestalt aus altem Heldenstamme" zeichnet, bleibt ungewiß; zweifelhaft auch, ob auf ihn jene derben Verse ‚An den neuen Sankt Antonius' gehn, die der Dichter gewiß in seinem „Walpurgissack" verborgen hat. Sicherlich aber gehört Knebel zu den „gar manchen werten Freunden", die Goethe in seinem ‚Novemberlied' begrüßt, denn Knebels Geburtstag fiel auf den 30. November. Diesem festlichen Tage, der ihm 1744 seinen „alten Weimarischen Urfreund" schenkte, ist sowohl das Gedicht „Lustrum ist ein fremdes Wort!" gewidmet (1817), als auch der Vierzeiler „Dir in's Leben, mir zum Ort" (1825), in dem der 76jährige sein Verhältnis zu dem 81jährigen „teuern Lebens-

genossen" und „Mitarbeiter im Weinberge" feiert als eine „Freundschaft sonder gleichen"[1].

Knebel, nicht nur voll feinen Verständnisses für Sprache und Dichtkunst, sondern auch begabt, sich selbst mit Anmut und Würde dichterisch auszusprechen, hat nicht unterlassen, auch seinerseits den großen, neidlos bewunderten Freund bei festlichen Anlässen in gebundener Rede zu begrüßen. Zwei seiner Gedichte sind längst bekannt: das eine, mit den Worten „Kränze jeglicher Art hast du dir geflochten" beginnend, erschien zuerst 1815 in seiner ‚Sammlung kleiner Gedichte' S. 56; das andre, eine Huldigung zu Goethes 76. Geburtstag, 28. VIII. 1825, findet sich in dem Heft ‚Jahresblüthen von und für Knebel', das zur Feier von Knebels Geburtstag, 30. XI. 1825, erschien, Bl. 5 (beide Gedichte sind abgedruckt in ‚Knebels literarischem Nachlaß und Briefwechsel' 1, 47. 58).

Drei weitere Gedichte Knebels an Goethe, die hier mitgeteilt werden, befinden sich in demjenigen Teil seines Nachlasses, der zu Weihnachten 1919 durch hochherzige Schenkung seiner Enkelin, Frau Dr. Malvina Buchholz in Jena, Eigentum des Goethe- und Schiller-Archivs geworden ist (vgl. Jahrbuch der G.-G. 6, 303). Ebenda findet sich auch Knebels Epigramm ‚An Herrn David', das hier angeschlossen sei, weil es gleichfalls Knebels hohe Verehrung für Goethe zum Ausdruck bringt.

---

[1] Als „Mitarbeiter im Weinberge" bezeichnet Goethe Knebeln in der Widmung des für diesen bestimmten Exemplars seines Dankgedichts „Sah gemalt, in Gold und Rahmen" vom 15. IX. 1819 (vgl. Werke 5 II, 27). — Erwähnt seien auch die ‚Versus memoriales' aus dem Sommer 1809, in denen Goethe das „Natürliche System des Organisch-Gebacknen nach Knebel" launig besingt (das Hauptgewicht auf die trefflichen Fische aus „des Freundes Küche" legend) und namentlich das Epigramm auf Knebels Schreibtisch (‚Deinem Schreibtische') aus dem Mai 1782, das im ersten Distichon eine schöne Charakteristik vom Wesen des Freundes gibt (Denken, Freundschaft, stiller Genuß der Welt).

An Göthe.

Du bist entfernt von Rom,
O Freund, laß dich's nicht kränken;
Vermissest du die schöne Spur
Von Kunst und Altertum, so sollt ich denken,
Du hieltest dich an die Natur,
Und was sie in des Lebens Kreis
Stets neu hervorzubringen weiß.

Ich hoffe, du wirst uns verstehn,
Ist auch ein Liebchen nicht so schön
Wie Venus Medicis, so kann sie dir
Mit offnem Arm, mit holdem Aug dafür
Entgegen gehn.

Wir geben's zu, es ist ein großes Glück,
Ein Meisterstück
Zu kennen, ja hervorzubringen;
Wir wünschen auch, es möge dir gelingen.

Allein was half's Pygmalion,
Daß er sich an dem Marmor quälte;
Er hatte wenig oder nichts davon,
Bis Venus erst das Werk beseelte.

An das Exempel denke du,
Und wende dein Gebet nur grad der Göttinn zu,
So kannst du ihre schönsten Gaben
Viel kürzer und viel näher haben.

Eigenhändig auf dem ersten Blatt eines Quartbogens; auf dem zweiten Blatte steht ein Gedicht Knebels ‚An Herrn Professor Moritz'. Karl Philipp Moritz war Anfang Dezember 1788 in Weimar eingetroffen, Knebel lernte ihn daselbst am 4. kennen (vgl. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde 3, 308). Beide Ge-

dichte scheinen in Zusammenhang zu stehn und im Namen einer heitern Gesellschaft verfaßt zu sein; dem „uns", „Wir geben's zu", „Wir wünschen" in Vers 8. 13 und 16 des Gedichts an Goethe entspricht ein „wir" und „unsre Zunft" in dem Gedicht an Moritz, das die Aufforderung enthält: Moritz, „vieler Sprachen Meister", möge sich dem Werben weiblicher Huldinnen willig hingeben, damit ihm „dann an einem stillen Ort" die „schönste Sprache" (die Sprache der Liebe) gelehrt werde. Ob in der Aufforderung an Goethe: sich ganz der Gegenwart und in ihr der „schönsten Gaben" der Venus zu erfreuen, eine Anspielung auf das Verhältnis zu Christiane liegt, bleibe dahingestellt. Jedenfalls wird das Gedicht noch im Jahre 1788 entstanden sein, spätestens im Januar 1789.

An Göthe

Jena, den 19. October 1813 [1814].

Unter dem bunten Gewühl der Länderbesuchenden Menge
Sucht vor allen mein Blick Dich nur, den Einzigen auf:
Kommt mir einmal der Wink von Deinem erheiterten Wohlsein,
Scheint mir die gute Sach' auch schon gerettet durch Dich.
Reise glücklich und froh, und besuche die heimische Gegend;
Wo Dir die Rosen geblüht, grünt nun der Lorbeer Dir auf.
Aber vergiß auch nicht, daß auf Deine Freude die Freunde
Glauben zu haben ein Recht — sei's nur im Wunsche für Dich.

In Ermanglung des Gebrauches der eigenen Hand, durch meinen Sohn.

Carl von Knebel.

Abschrift von Knebels ältestem Sohne Karl (vgl. S. 252). — Das Gedicht kann unmöglich dem Briefe Knebels an Goethe vom 19. X. 1813 (Briefwechsel 2, 99) beigelegen haben, denn damals,

im Herbst 1813, dachte Goethe nicht daran, die „heimische Gegend“ zu besuchen; „1813“ muß Schreibfehler sein für „1814“. Ende Juli dieses Jahres, zur Zeit von Goethes Abreise in den Rheingau (25. Juli), werden die Verse entstanden, aber aus irgend einem Grunde nicht zur Absendung gekommen sein; nachträglich mag Knebel sie dann wiedergefunden und als Willkommengruß für den Heimkehrenden am 19. X. nach Weimar geschickt haben. Goethe fand das Gedicht bei seiner Rückkehr am 27. X. vor, und wenn er in seinem Brief an Knebel vom 2. XI. schreibt: „Damit ich .. mich für deinen freundlichen rhythmischen Empfang einigermaßen dankbar erweise“, so sind damit die obigen Verse gemeint; was auch dadurch bestätigt wird, daß Goethe in diesem Brief auf die Nachschrift unter dem Gedicht mit den Worten erwidert: „Sehr ungern vernehme ich, daß du an einem unbequemen Übel leidest, und hoffe bald durch meine Gegenwart und mancherlei Unterhaltung dir es wenigstens auf eine Zeit vergessen zu machen“.

Göthe,
am 28ten August
1824.

Phidias' Ruhm ist Dein. Er schuf aus dauerndem Marmor
Herrliche Male der Kunst, künftigen Zeiten zum Ruhm;
Und Du schufst uns Werke des Geist's auf vergänglichen Blättern,
Würdig der Nachwelt noch, später als Marmor und Erz.
Knebel.

Eigenhändig mit lateinischen Buchstaben (darunter, gleichfalls eigenhändig, ein Epigramm ‚Der Hausberg, bei Jena‘, aber nicht das in Knebels literar. Nachlaß und Briefwechsel 1, 78 gedruckte).

An Herrn David.

Stolzer Künstler, du denkst im Marmor sein Bild zu erhalten!
Lese die Schriften durch, dauernder sind sie als Stein.

Eigenhändig (dazu mit Blei die Bemerkung von Knebels Sohn Karl: „zu Göthes Büste"). — Die von dem französischen Bildhauer David d'Angers 1829 in Weimar geschaffene Büste Goethes war, nach der Ausführung in Marmor, im Sommer 1831 in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aufgestellt worden, wo Goethe sie am 9. VIII. besichtigte. Knebel hat sie schwerlich selbst gesehen, da er in den letzten Lebensjahren Jena nicht mehr verließ; wohl möglich, daß der alte Urfreund beim Anblick dieses im besten Sinne echt französischen Kunstwerks sich ähnlich kurz und bündig geäußert haben würde, wie es der Dargestellte selbst, einer glaubwürdigen Sage nach, getan haben soll: „Hm, hm — kurios!" (Vgl. Paul v. Bojanowski: David d'Angers in Weimar und seine Kolossalbüste Goethes, Deutsche Rundschau, Januar 1917, S. 70.)

Briefe an Goethe aus Österreich-Ungarn

Herausgegeben von August Sauer (Prag)

[1]13. Johann Ladislav Pyrker

In der Bibliothek eines Oheims, in dessen Hause ich glücklichste Jugendtage während mancher Sommerferien verlebte, befand sich eine Cottasche Klassiker-Sammlung, worin an der Seite Schillers und Goethes auch Klingers Romane, Thümmels Reisen und Pyrkers Epen ihr stilles Nachleben führten. Mit wahrer Eselsgeduld würgte ich die beiden Heldengedichte ‚Tunisias‘ und ‚Rudolphias‘ bis zum letzten Ende hinunter und schalt meinen Unverstand, der mich die Größe dieses angeblichen Klassikers nicht erfassen lassen wollte. Als ich später die Anekdote las, daß der Patriarch von Venedig seinem Verleger die literarische Heiligsprechung dadurch vergolten habe, daß er ihm ein prächtiges Viergespann zum Geschenk gemacht habe, meinte ich, daß eher der irregeleitete Leser als der Drucker und Verleger diese Entschädigung verdient hätte; und als mir gar Jakob Grimms Bekenntnis an Weigand während der Vorarbeit zum Wörterbuch zu Gesicht kam (E. Stengel 1,166):

[1] Vgl. 5, 161/84. Daselbst ist zu Seite 167 ff. nachzutragen: Der Brief Castellis an Goethe ist bereits gedruckt von Karl Ruland in der ‚Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals‘ Wien MCM (Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. XIV, Nr. 9) S. 28. Ebendort S. 27 ist auch das Gedicht Castellis an Goethe unter der Überschrift ‚Der Schüler an den Meister‘ und mit dem Datum „Weån ån haling Bfingsd-Sunda 1828“ facsimiliert; es wurde zuerst gedruckt in der ‚Wiener Zeitschrift‘ Nr. 62 vom 21. Mai 1831, S. 498 f. — An Riemer sandte Castelli gleichzeitig mit dem Brief an Goethe ein Begleitschreiben vom 15. Juli 1831, das in der Neuausgabe von Castellis Memoiren durch Jos. Bindtner (München 1914) 2, 513 abgedruckt ist. Dadurch ist auch unser Brief genau datiert.

„Gewisse Schriftsteller kann ich gar nicht über mich bringen anzuführen, namentlich den langweiligen Pyrker mit seiner ‚Tunisias‘ und schmeiße alle Zettel aus ihm ohne Erbarmen weg“, empfand ich etwas wie Genugtuung. Immerhin erleichterte mir diese Jugendsünde die Aufgabe, Pyrkers Charakteristik für die ‚Allgemeine Deutsche Biographie‘ zu schreiben, die für jeden andern eine Strafe gewesen wäre. Nach meiner heutigen Auffassung erscheint mir die Tätigkeit des von den äußersten Grenzposten des Deutschtums herstammenden Dichters im Zusammenhang völkischer Kulturarbeit durchaus nicht unwichtig. Er war ein ernster Arbeiter; er verpflanzte das hohe Epos Miltons, Klopstocks in die katholische Welt, führte es wieder zu Tasso zurück. Er erreichte, mit schwächerer Kraft, was etwa Stolberg erträumt hatte. Er versuchte in der Legende für die Katholiken das zu leisten, was Herder und Kosegarten für die Protestanten geleistet hatten. Einen Wilhelm Grimm der Legende zu ersetzen, lag leider nicht in seiner Begabung. Ernst, Würde, Pathos ist ihm nicht abzustreiten. Er behandelte Stoffe, die für Österreich und Ungarn die wichtigsten und zeitgemäßesten waren, und wurde Körners Vorläufer für den ‚Zriny‘, Grillparzers Vorläufer und Mitbewerber für den ‚Ottokar‘. Er war ein Mäzen großen Stiles, er förderte die begabtesten jungen Künstler seines Heimatlandes, ermöglichte Grillparzer wie Schubert die ihnen so notwendigen Erholungsreisen. Er galt als freisinnig, erwies sich aber in den Kreisen der Liberalen, die in den Vierziger Jahren die Revolution bescheiden und besonnen vorbereiteten, als politisch nicht ganz zuverlässig, so daß eine Entfremdung gegenüber seinen früheren Freunden eintrat und ziemlich scharfe Urteile über ihn fielen. 1849 ist er gestorben.

Sein Briefwechsel mit Goethe ist nur verständlich, wenn man sich gegenwärtig hält, daß der zu Langh in Ungarn 1772 geborene Dichter nacheinander Abt von Lilienfeld, Bischof von Zips, Patriarch von Venedig, Erzbischof von Erlau gewesen ist, daß er also für Goethe in erster Reihe der hohe Kirchenfürst eines frem-

den Staates und einer fremden Religion war, dem man auch schwächere ernst gemeinte Dichtungen verzeihen müsse, während dieser vielleicht gern seinen Heiligenschein hergegeben hätte, wenn ihm der Dichterfürst einen Lorbeerkranz ums Haupt geflochten hätte, wie dem Oberon-Dichter und dessen italienischem Vorbild, dem Meister Ariost. Goethe war außerdem durch seinen Verkehr mit andern katholischen Kirchenfürsten, wie mit dem Abt Reitenberger, geschult genug in der taktvollen Behandlung solcher Persönlichkeiten, um nirgends anzustoßen und zu verletzen. Pyrker ließ sich allerdings von seinem propagandistischen Eifer wenigstens einmal zu Äußerungen fortreißen, die Reitenberger gewiß vermieden hätte. So ist der Briefwechsel auch für Goethes Verhältnis zum Katholizismus nicht ohne Bedeutung.

Von Goethes Briefen an Pyrker haben sich nur die Entwürfe in Weimar erhalten. Die Originale dürften vernichtet sein, wie das mit Nachlässen von Klostergeistlichen zu geschehen pflegt. Wenigstens habe ich mich — der Briefe Grillparzers wegen — zu wiederholten Malen und an verschiedenen Orten ganz vergeblich um die Auffindung von Pyrkers schriftlichem Nachlaß bemüht.

I.

Zipß in Ungarn den 28ten Jänner 820.

Eüere Excellenz!

Ich habe mir die Freyheit genommen durch die Beck'sche Buchhandlung in Wienn 1. Exemplar meines Gedichtes, Tunisias betitelt, Ew. Excellenz! darbringen zu lassen. Die innigste Verehrung für Deutschlands Ersten Schriftsteller, deßen Meisterwerken ich so viele vergnügte Stunden meines Lebens verdanke, möge diese Freyheit entschuldigen, und mir das Wohlwollen Hochdesselben nicht entziehen, weil ich, nur einen so schwachen Beweis jener Verehrung darzubringen vermochte!

In dem schönen Gebirgslande Oestreichs, wo ich durch 27. Jahre Mitglied des Stiftes Lilienfeld war, und demselben zuletzt als Prälat vorstand, habe ich jenes Werk geschrieben, und konnte nur durch die Ernennung zum Bischofe des Zipßer Sprengels, bewogen werden es so bald aus den Händen zu geben. Von seinem Werth, oder Unwerthe möge es selber zeugen. Ich übergebe es Ew: Excellenz! mit dem aufrichtigsten Wunsche: daß der Himmel Ew: Excellenz noch lange zur Freude unsers gemeinsamen Vaterlandes erhalten wolle! und verharre mit größter Hochachtung

Ew: Excellenz!

ergebenster Diener
Johann L. Pyrker
Bischof.

Das übersandte Werk war: ‚Tunisias. Ein Heldengedicht in zwölf Gesängen. Wien 1819', dessen Entstehung Pyrker im zweiten Briefe erzählt. In Lilienfeld hatte Pyrker seit 1792 gelebt, seit 1812 als Abt; seit 1818 war er Bischof von Zips. Das Buch war von der Verlagsbuchhandlung Carl Ferd. Beck in Wien mit einem Briefe vom 23. Nov. 1819 im Auftrage des Verfassers eingesendet worden und war am 26. Jan. 1820 eingetroffen (Briefe 32, 379). Goethe antwortete höflich, aber ausweichend und hinhaltend am 3. April 1820 (Briefe 32, 226), woraus Pyrker die Hauptstellen in Nr. II zitiert.

II.

Eüere Excellenz!

Bald, nachdem ich im verflossenen Jahre Hochdero verehrtes Schreiben erhielt, ernannten mich Se Maj. der Kaiser zum Geh: Rath, und Patriarchen von Venedig. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich in den letzten Tagen vor meinem Scheiden aus Zipßen: in den Tagen vielfältiger Ge-

schäfte, und heimlichen Unmuths über diese, zwar huldvollen, aber zugleich schmerzliche Versetzungen aus Lagen und Verhältnißen, die mir werth geworden waren, — die Muse günstig finden, und mit ihr nach einigen Ausflügen in die h. Vorzeit, daher nicht ohne ein holdes Geschenk zurückkehren würde. — Schon lange hatte mir Helias der Thesbit als ein höchst poetischer Stoff vorgeschwebt; minder wußte ich, wie sich Elisa als ein Ganzes darstellen ließe; aber desto mehr freúte ich mich der Makkabäer, und so möchte ich denn, nach der Äußerung eines würdigen Freundes, jenem Ziele näher gekommen seyn, von welchem, wie sich Ew: Excellenz im Diwan und im Werke Aus meinem Leben etc. erklärten: so manche Andre, die sich in das Gebieth der biblischen Urwelt wagten, ferne geblieben sind. In dieser ermuthigenden Hofnung nehme ich mir die Freyheit Eúerer Excellenz das beyliegende Exemplar zum Zeichen der innigsten Verehrung zu übersenden.

So sehr mich Hochdero verehrte Zuschrift, und darinn die Äußerung erfreute: daß meine Tunisias bey einer größeren Muße — etwa bey einem ländlichen Aufenthalte näher betrachtet werden solle: „was ich dem Gegenstande „abgewonnen, was ich ihm verliehen habe? ob Anlage und „Ausführung etwa nach bekannten Mustern und Formen „gebildet seyen, oder ob ich nach einem eigenen System „gearbeitet, nach welchem ich denn auch beurtheilt seyn „wolle? — bey welcher Entwickelung sodann nicht sowohl „ein Urtheil, als eine Darstellung der Arbeit sich ergeben „dürfte" ... eben so niederschlagend war für mich der Nachsatz: ... „der Aufgaben wären so viele, daß Ew: Excellenz mit dem besten Willen oft in der Verlegenheit seyen im Rückstande zu bleiben .." — Im Jahre 810. entwarf ich den Plan jenes Gedichtes. Erst in den letzten vier Jahren meines Aufenthaltes zu Lilienfeld — vom J. 816. bis 819. —

begann, und vollendete ich es in karg zugemessenen günstigen Stunden. — Oft, wenn ich mich noch ferne vom Ziele sah, und dennoch glühend darnach rang, dachte ich mir: „Wenn doch nur Göthe — nur Göthe noch lebte wenn du es vollendet haben wirst!! sein Beyfall wäre dir der höchste, und würde zugleich jener der Mitwelt seyn, denn jenen der Nachwelt sollst du hoffen dürfen." — und darauf jene Äußerung lesen zu müßen! — Glückliche Zeiten und Umstände, deren sich Ew. Excellenz (Sämtl: Werke 19ter B:) bey Erscheinung Ihres Götz und Werther, rühmen konnten! In Sartoris bereits verstorbenen werthlosen Wiener-Vaterländischen Blättern ward meinem Gedichte zuerst alles Glück abgesprochen; — doch machten seiner alle übrigen inländischen krit: Blätter ehrenvolle Erwähnung, und der Verleger fand seine Rechnung dabey, indem er nach einiger Zeit eine, in Hinsicht der Druckfehler verbesserte Auflage veranstaltete, und sie, da ich fern war, mit einer Vorrede und Inhaltsanzeige versehen ließ. Die bedeutendsten Blätter liegen hier bey, damit sie dem erhaltenen Bande eingeschaltet werden mögen. Mehrere ausländische, mir unbekannte Gönner, z: B: beinahe in allen zu Dresden herauskommenden period: Blättern; im Leipziger Repertorium, — im Morgenblatt; — und zuletzt auch in den Götting. gelehrten Anzeigen, lieferten kurze rezensirende Anzeigen der Tunisias, aber keine ausführlichere Rezension, wie die obengenannte, mir so ersehnte Darstellung gewesen wäre. Alle sprachen mit Achtung von ihr; doch kann ich so manche von ihren Aussprüchen nicht als richtig erkennen. In den Götting. A. heißt es z. B.: „Klopstock sey mein Muster gewesen." — er war es in keiner Hinsicht; doch Homer war es, insofern er mich lehrte alles was ich von jeher sah und hörte, und ahnte, und wußte und empfand, in anschaulichen, mit dem zarten Duft der Phantasie umhüllten Bil-

dern darzustellen, und da ich darinn, was sich unser verewigte Schiller bey dem Entwurf zu einer Epopöe vornahm, so viel möglich die Zweige neuerer Kultur berührte, und als poetische Ausbeüte davon niederlegte, so wäre Manches vielleicht einer genauern Darstellung nicht unwerth. Ferner heißt es in obigem Blatte: „Von der historischen Wahrheit muß man ein wenig hinwegsehen, wenn man in die Begeisterung des Dichters eingehen will" — etc. — weil die Expedition Karl V. keinen bedeütenden Erfolg hatte! — Nein — ich kenne keinen schöneren Stoff als den Kampf für die Freyheit viel Tausender Menschen — durch einen christlichen Kaiser — auf Karthagos Stätte!! — Ich weiß daß ich gegen das eigentlich gelehrte Deutschland im Nachtheil stehe, da ich als Katholik! — Karl den V.! — zum Helden meines Epos wählte! — Allein in welch ganz andern Lichte stünde dieser Kaiser von jenem gezeichnet da, wäre die Reformazion früher, später — oder — so Gott wollte! — nie erfolgt; oder hätten Männer von Geist und Gemüth wie Erasmus Rotterdam, und Melanchton „reformirt", so wäre keine Spaltung im Glauben, und keine in den Herzen deutscher Männer erfolgt! doch, — Gott führe uns einstens wieder zusammen!!!

Verzeihen Ew. Excellenz daß ich — einer von den Tausenden Ihrer Verehrer — es nochmal wagte Sie zu belästigen. Der Himmel erhalte Sie noch lange zum Ruhm unsers Vaterlandes!

Venedig den 10ten Oktober 821.

Johann Ladislav Pyrker

Patriarch.

Das übersandte Werk ist: ‚Perlen der Heiligen Vorzeit. Ofen 1821', darin: ‚Helias der Thesbit, in drey Gesängen', ‚Die Makkabäer, in drey Gesängen', Tageb. 8, 315 in die Bücher-Vermeh-

rungsliste eingetragen; ebenso „Cartone zur Tunisias, als zweyte Auflage gültig“. — Sämtl. Werke 19. Bd. ‚Dichtung und Wahrheit‘ 3. Teil. — Die verdienstvolle Zeitschrift ‚Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. Herausgegeben von mehreren Geschäftsmännern und Gelehrten‘ bestand seit 1808, sank aber unter der Leitung von Franz Sartori (1782/1832) zur Bedeutungslosigkeit herab und ging 1820 ein. Die nicht unterzeichnete Besprechung im Jahrgang 1819, 2. Bd. ‚Chronik der österreichischen Literatur‘ Nr. 86, S. 341 f. ist trotz der Anerkennung für den Fleiß des Verfassers und trotz des Lobes einiger Einzelheiten völlig absprechend; der Verfasser hätte besser getan, eine vollständige Geschichte dieses merkwürdigen Zuges von Kaiser Karl geschrieben zu haben; denn zum Heldengedichte und zum Gedichte überhaupt fehle der Fabel die Erfindung und das Romantische; für wen solle man sich in dem Werke interessieren? es blieben dem Verfasser nichts übrig als ermüdende poetische Beschreibungen; das beschreibende Talent ersetze aber nicht den Mangel eines schaffenden. „Das Ganze läßt uns durchaus kalt und ohne Teilnahme.“ — Bei den „zu Dresden herauskommenden periodischen Blättern“ denkt Pyrker an die ‚Dresdner Abendzeitung‘, in der 1820 („Wegweiser“ Nr. 8) eine größere Besprechung erschien. — Im Stuttgarter ‚Morgenblatt‘ 16., 20. und 23. Juni 1820 (Literaturblatt Nr. 48/50) sind Homer und Klopstock als seine großen Muster genannt, „ohne daß man ihn einer sklavischen Nachäffung beschuldigen könnte“. Einige Liebenswürdigkeiten werden durch höhnische Bemerkungen über die „Sortierung“ der Geister, über Nachahmung von Voßens ‚Luise‘ an falscher Stelle u. a. wett gemacht, und der Herausgeber, Adolf Müllner, fügt in seiner hämischen Weise eine Anmerkung hinzu, in der er insbesondere das Metrum tadelt. — Die Besprechung in den ‚Göttingischen gelehrten Anzeigen‘ 1821, 1, 406 ist im Ganzen nicht ungünstig und hebt als bemerkenswert hervor, daß der Dichter ein angesehener katholischer Prälat sei, und daß das Werk

auch in einiger Entfernung von dem eigentlichen Sitze der deutschen Literatur sich so entwickeln konnte. Die Stelle, auf die sich Pyrker bezieht lautet: „Von der historischen Wahrheit muß man ein wenig wegsehen, wenn man in die Begeisterung des Dichters eingehen will, denn so glänzend Karl's Unternehmung auch endigte, hatte sie doch bekanntlich gar keinen bleibenden Erfolg. Aber der Verfasser hat auch durch die epische Magie, gewöhnlich Maschinerie genannt, dem Stoffe glücklich nachgeholfen. Daß Klopstock sein Muster war, erkennt man in der Art, wie er die überirdischen und unterirdischen Mächte nach christlichen Begriffen aufführt, eben sowohl, als in der ganzen Form und dem Tone des Gedichts."

Was Goethes Aufmerksamkeit in oder besser an diesem Briefe erregte, konnte Pyrker nicht ahnen: das Wappen; er schickte es an Vulpius und erbat sich von ihm Auskunft über die Würde eines Patriarchen von Venedig, die ihm nie vorgekommen sei; er kenne nur einen Patriarchen von Aquileja (Briefe 35, 159). Eine Antwort war geplant (Tageb. 8, 305, Agenda 1. Nov. 1821), kam aber wohl nicht zustande.

III.

Eůere Excellenz!

Haben bereits meine Tunisias, und Perlen der h. Vorzeit erhalten; ich nehme mir die Freyheit auch noch meinen Rudolph v. Habsburg mit dem Wunsche zu übersenden, daß er recht bald gelesen, Hochdero Beyfall erhalten möge!

Eůerer Exzellenz!

ergebenster Diener
J L Pyrker
Patriarch.
Sr Maj. wirkl: Geh. Rath.

Venedig den 2ten Nov: 824.

Das übersandte Werk war: ‚Rudolph von Habsburg. Ein Heldengedicht in zwölf Gesängen. Wien 1824.' (Tageb. 10, 339.

Die in Nr. IV erwähnte Bestätigung vom 1. Januar 1825 (Tageb. 10, 1) ist nicht erhalten. Wenn aber das Register zur Weimarischen Brief-Ausgabe die Stellen richtig deutet, so muß Pyrker das Werk auch dem Großherzog übersandt und dieser Goethe darauf aufmerksam gemacht haben. Die Antwort ist freilich wieder ausweichend; das darin vorkommende Wort „Hefte" würde die Beziehung auf Pyrker bestätigen, weil er sie zu dessen Schmerz auch im Briefe an ihn gebrauchte, obwohl diese Bezeichnung hier wirklich höchst unpassend ist; denn „Anblick" sagt Goethe, weil Pyrkers Werke in prachtvoller Ausstattung erschienen und dem Großherzog gewiß ein besonders schön gebundenes Exemplar verehrt worden war: „Daß der Anblick des neuentstandenen Gedichtes mir höchst erfreulich gewesen verfehle nicht alsobald schuldigst anzuzeigen, indem er mir zugleich die fortwährende dichterische Thätigkeit eines hochverehrten Mannes und die Fortdauer seines höchst schätzbaren Andenkens bewährte. Möge noch manches Schöne und Gute wie bisher so auch fernerhin gelingen und edlem vaterländischen Stoff eine würdige Behandlung zu Theil werden. Mir und meinen Freunden wird das jüngst Übersendete in literarischen Abendzirkeln gewiß zum Vergnügen gereichen, wie uns die früheren Hefte bereits eine vorzügliche Unterhaltung gewährten. Denn das ist es eigentlich was die Freunde der Literatur und Kunst verbindet, daß die Aufmerksamkeit immer auf die Bemühungen der Mitlebenden gerichtet bleibe, die uns gar kräftig von dem fortdauernden Wirken und Bestreben der Geisteswelt ein Zeugniß ablegen" (13. Dez. 1824; Briefe 39, 36).

IV.

Eüere Excellenz!

Haben vor ungefähr einem Jahre den Empfang meines Heldengedichtes, Rudolph v. Habsburg, zu bestättigen die Güte gehabt. Seitdem hat Herr Voß im Sophronizon, d. J. 2tem Hefte, eine höchst günstige Recension, worinn er

mir den classischen Lorbeer gereicht haben will, darüber bekannt machen lassen; und H. Merian schrieb aus Paris an seine Mitarbeiter am Tripart: de Analog: Lingu: — „So haben wir denn an Pr's Rud: v. Habs: Gott sey gedankt! ein deutsches Heldengedicht, dessengleichen kein anderes Volk, das griechische ausgenommen, aufzuweisen hat. Ja, der hat's vollbracht, und Alles überflügelt was nach Homeros gekommen!" — Wenn dem so ist, so hätte ich freilich auch hienieden — „gelebt für alle Zeiten!" Solch ein günstiges Schicksal versprach der, erst jüngst in Rom verstorbene Dichter, Mahler Müller, etwa 20. oder 30. Jahre nach meinem Tode erst, meinen beyden Heldengedichten, wenn, wie ich mir seine Worte erklärte, der Author über seinem Werke vergessen seyn wird, und es keinen Anstoß mehr gibt, daß solches ein Oestreicher, ein Mönch, ein Bischof, mit einem Worte: ein Katholik! geschrieben habe! Jener, welchem selber der höhere Genius einwohnt, weiß es am besten, wie solche Werke zu Tage gefördert werden; da bleiben Stand und Würde links und rechts liegen, und nur das Letztere mag uns vielleicht zu einem höheren Lichtpunkt heben. — Aber hierinn das To be, or not to be, that is the question worüber die Nachwelt entscheiden mag; für jetzt nehme ich mir die Freyheit Eüerer Excellenz die dritte, durchaus verbesserte, und mit erläuternden Anmerkungen bereicherte Ausgabe meiner Tunisias mit dem Wunsche zu übersenden, daß selbe gütig aufgenommen werden möge! Es ist das Werk früherer Jahre, und nach meiner Meinung blühender, reicher und mannigfaltiger als Rudolphias, doch wird diese schon seines Helden wegen, den Vorrang vor jener haben. In Hochdero letztem Schreiben ist von früher erhaltenen Heften die Rede; so mag allenfalls das Werk: Perlen der h. Vorzeit, wegen seines minderen Umfangs heißen, aber die Tunisias ist doch wohl ein tüchtiger Octav

Band! — Ach! er wird — nach den Worten eines früheren Schreibens vom J. 1820. — „die Zeit ist flüchtig, die Kräfte mäßig, der Aufgaben viele, und ich sehe mich daher oft in Verlegenheit mit dem besten Willen im Rückstande zu bleiben." — zu urtheilen, etwa ungelesen geblieben seyn! Man schrieb mir, daß Ew. Excellenz Hagens Olfried und Lisena, in den Heften über Kunst und Alterthum, einer vorzüglichen Aufmerksamkeit gewürdiget hätten, und jenes Produckt soll doch tief unter meinem Rudolph stehen! Diese Bemerkung soll übrigens, nichts weniger als eine Anregung seyn dieselbe für mich zu bewirken; ich beklage nur daß ich Eüerer Excellenz nicht näher stand mich über so Manches vorher berathen zu können. — Der Herr Minister Saurau sagte mir letzthin in Wien, daß unser gute Kaiser nach Ihrem Wunsche eine ausgezeichnete Begünstigung der Orig: Aufl: Ihrer sämtl. Werke in den oestr: Staaten habe erfolgen lassen, und sprach mit Vergnügen von dem Briefe, den er darüber von E.E: erhielt.

Mit der größten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Eüerer Excellenz!

ergebenster Diener

Venedig den 31t Okt: 825. J L Pyrker

Patr.

Die rühmende Rezension im ‚Sophronizon' 7 II, 1, 12 ist nicht unterzeichnet und rührt nicht von Voß selbst her; sondern der Herausgeber, Paulus, teilt mit, daß Pyrker das Werk mit einem Briefe vom 2. Nov. 1824 an Voß geschickt habe „,in dankbarer Anerkennung dessen hoher Verdienste um die deutsche Literatur und insbesondere der Anleitung im Bau des Hexameters', die als von Ihm gegeben sich der Dichter anzueignen suchte. Ein richtiges Selbstgefühl sagte dem Schöpfer dieses in unserer Zeit sich sehr auszeichnenden Epos, daß Voß der Mann sey, der seinen

Werth rein und ganz anerkennen werde. Mit einer Theilnahme und Freude, wie sie die jetzigen Stimmgeber auf dem deutschen Pindus nur gar zu selten veranlassen, bietet unser Homeride den Geistesverwandten die Rechte. Wie sicher des classischen Lorbeers Dieser seyn darf, beweist die sinnvolle Anlage des Ganzen sowohl, als die sachgemäßeste Ausführung fast aller einzelnen Theile der vielgewandten, lebendigen Einheit." Der aufgeklärte Rezensent preist den nichtromantischen Dichtungsfreunden das Werk als „seltene ächtgenialische Erscheinung" an und lobt es besonders als Zeitgemälde, wie er überhaupt den Historiker fast über den Dichter zu stellen gewillt ist.

Die dritte Auflage der ‚Tunisias' erschien mit der Jahreszahl 1826; in Goethes Bücher-Vermehrungsliste ist sie erst unter dem 26. Jan. 1826 verzeichnet (Tageb. 10, 301). — Der Brief an den Grafen Franz Joseph Saurau vom 26. oder 27. Sept. 1825 ist in der Weimarischen Ausgabe 40, 75 nach dem Konzept, in der Österreichischen Rundschau 55, 265 nach dem Original gedruckt.

V.

Eüere Excellenz!

Haben durch die Beckische Buchhandlung in Wien, die neüeste Auflage der Tunisias erhalten, wohin ich das Begleitungsschreiben früher eingesandt hatte. Erst seit Kurzem ist mir selber jene Auflage zu Gesichte gekommen, und ich schrieb sogleich an die Buchhandlung, daß die Vorrede des Herausgebers, auf mein ausdrückliches Verlangen, zurückgenommen werden solle, was bey dem noch kaum begonnenen Absatze leicht geschehen kann. Erweisen mir Ew: Excellenz die Gefälligkeit sie auch aus Ihrem erhaltenen Exemplare herausschneiden zu lassen; sie ist nur eingeschoben, und durch das leichte Wegradiren der Zahl X. auf den vier Seiten der Inhaltsanzeige, die bezeichnende Zahl der ersten Blätter mit dem Tittelblatt in Einklang zu bringen. Mit

der Bitte um Entschuldigung der Freyheit die ich mir nahm, verharre ich mit größter Hochachtung

Eúerer Excellenz!
gehorsamster Diener
Venedig den 27t Dez. 825. J L Pyrker
P.

[Nachträgliche Erläuterung siehe auf S. 192. — Anm. d. H.]

VI.

Eúere Excellenz!

Erwähnen in Ihrem West-östlichen Divan Ihrer vieljährigen Studien der heiligen Bücher der Hebräer, besonders der fünf Bücher Mosis; ich hoffe daher, daß Ihnen die Perlen der h. Vorzeit in der neuen, vollständigen Ausgabe, da den früheren nun auch Moses, Samuel und der Sieg des Jud: Makkabäus zugewachsen sind, schon aus obigem Grunde nicht unwillkommen seyn werden. Noch wird zu Ende dieses Jahres die neúe, vollendete Ausgabe meines Rudolph v. Habsburg, mit welcher meine lit: Arbeiten geschlossen sind, folgen; somit werde ich durch diese Sendungen Ihren hohen Verdiensten gehuldigt haben, und verharre mit inniger Hochachtung

Ew: Excellenz!
gehorsamster Diener
Venedig den 20ten Aug. 826. J L Pyrker.
An S: des H. GehR: v. Göthe Excellenz!

‚Perlen der heiligen Vorzeit. Von Johann Ladislav Pyrker. Zweyte, vollständige Ausgabe. Wien. Bey J. G. Heubner, und im Bûreau des wohlthätigen Frauenvereins in Ofen. 1826' (‚Moses', ‚Samuel', ‚Helias der Thesbit', ‚Elisa', ‚Die Makkabäer' mit dem neuen 4. Gesang: ‚Judas Makkabäus. Sieg.'). — Die „Neue vollendete Auflage" der ‚Rudolphias' erschien in Wien mit der Jahreszahl 1827, am 13. April 1827 in Weimar angekommen, Tageb. 11, 45. Am 3. Okt. 1827 sandte Goethe

dieses Werk an den Philologen Göttling, der zu einer Reise nach Italien rüstete, mit der Bitte, es „mit Aufmerksamkeit zu lesen und sich dadurch zu einem Besuch bey dem Dichter zu bereiten, indem ich Ihnen bey Ihrer vorseyenden Reise ein Schreiben an den hochwürdigsten Verfasser mitzugeben gedenke, welches Ihnen und Ihrem werthen Weggenossen, wie ich hoffe, eine günstige Aufnahme bereiten soll." Dieses Schreiben ist nicht erhalten. Dagegen ein fast gleichzeitiges Empfehlungsschreiben für die Fürstin Scherbatoff (Briefe 43, 96), das aber seine Adresse nicht erreichte. — Pyrkers literarische Arbeiten waren damit keineswegs geschlossen, sondern es folgten noch: ‚Legenden der Heiligen' 1842, ‚Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel' 1842/3 und ‚Lieder der Sehnsucht nach den Alpen' 1845.

VII.

Eüere Excellenz!

Als ich mich im letztverflossenen Monat Hornung in Angelegenheiten unsers Landes in Wien befand, sagte mir unser Orientalist, Herr Hofrath v. Hammer, daß die, eben dort anwesende, russische Fürstinn Sherbatof, nach ihrer Äußerung, im J. 1827. einen von Ew: Excellenz an mich gerichteten Brief nach Venedig mitgenommen, und weil sie mich dort nicht mehr fand, selben eröffnet, und für sich behalten habe. Ich ersuchte Herrn v. Hammer mir jene kostbare Handschrift, oder wenigstens eine Kopie davon, zu verschaffen, allein, so viel er sich mündlich und schriftlich dafür verwendete, so war Alles vergebens. Ich berichte dieß Eüerer Excellenz, damit ich entschuldigt sey, Hochdenselben für jenen Brief, den ich leider nicht erhielt, als einen Beweis unschätzbarer Aufmerksamkeit, nicht sogleich den wärmsten Dank abgestattet zu haben! — Die Nachrichten in den öffentlichen Blättern von Ew: Excellenz Wiedergenesung hat mich mit der lebhaftesten Freüde erfüllt, und

heiß ist mein, und Aller Wunsch, daß Ihrem theuern Leben das fernste Ziel gestellt seyn möge!

Mit der größten Verehrung habe ich die Ehre zu seyn

Eüerer Excellenz!

ergebenster Diener

Erlau den 22ten März 31. Joh Lad Pyrker

Patr. Erzbischof.

Dieses Schreiben legte sich Goethe gleich nach Empfang zur Beantwortung zurecht (Tageb. 13, 267); es kam aber erst am 17. August zu einem verbindlichen Briefe und zur Übersendung eines Exemplars der neuen Auflage der ‚Iphigenie‘, mit einer auf den 28. August vordatierten kurzen Widmung: „Dem verehrten Dichter der Tunisias dankbar. J. W. Goethe.“ Diese Sendung verzögerte sich auf der Post. Pyrker ließ durch Deinhardstein anfragen. Gleichzeitig, als Goethe diesem antwortete (2. Dez. 1831; Briefe 49, 70), kam die Sendung bei Pyrker an, der sofort einen Dankbrief entwarf, ein schönes Denkmal seiner überströmenden Goethe-Verehrung und ein Zeichen dafür, daß das eine, Goethe mühsam abgerungene, wohlwollende Wort Labsal und Trost für den so lange nach Anerkennung und Beifall Lechzenden bedeutet haben muß.

VIII.

Eüere Excellenz!

Durch den gestern hier durcheilenden Postwagen erhielt ich das überaus theure Geschenk, welches mir Ew: Excellenz in Iphigenien, dieser zarten, schönsten Blüthe der deutschen Literatur zu senden die Güte hatten. Meine Phantasie, von jeher gewohnt werthe Gegenstände einem Bilde zu gesellen, sah diese Iphigenie stets, umstrahlt von heiligem Morgenschimmer, durch lichte Tempelhallen wandeln; den Tasso, Eleonoren vor seines Geistes Augen schauend, schwermüthig an den Stufen eines verfallenen Propyläums, im goldnen Abendscheine sitzen, und den Faust

eilen hin durch den nächtlichen Wald, und aufschaun zu den finstern Wolken, die sein Haupt wetterleuchtend umzieh'n — und über allen dreyen schwebte stets ein Kranz der die Stirne des Schöpfers jener unsterblichen Dichtungen umflicht. Dennoch verweilte jene auch oft mit früherer, häufig empfundener, den Thränen stets naher Lust, an der großartigen, höchst tragischen Szene, wo der edle Götz, von seiner Höhe gestürzt, mit wüstem Raubgesindel der Ritterschaft, ihm, altehrwürdige Rechte verfechten will. Es ist doch eine herrliche Sache darum der Verfasser solcher Werke zu seyn! Möge der Himmel ihn — daß er sich deß fort und fort erfreue, noch lange erhalten!

Indem ich also Ew: Excellenz für das mir übersandte Buch hiemit meinen wärmsten Dank abstatte, finde ich keine Worte jenen auszudrücken für die Zeilen, die Ew: Excellenz eigenhändig in dasselbe zu zeichnen die Güte hatten; nur bitte ich die Versicherung der größten Verehrung zu genehmigen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Eúerer Excellenz!

Erlau den 3ten Dez: 31. — geh: ergebenster Diener
J L Pyrker.

N. S.

Freyherr v. Cotta hat den Verlag meiner sämmtlichen, aus den 3. epischen Gedichten bestehenden, und von mir noch mit vielem Fleiß durchgesehenen Werke übernommen, und den Druck der Tunisias bereits begonnen. Ich ersuchte ihn: sogleich nach vollendetem Drucke 1. Exemplar an Ew: Excellenz, in meinem Nahmen, zu übersenden woben ich um geneigte Annahme bitte. —

Diese Gesamtausgabe: ‚Sämmtliche Werke. Neue durchaus verbesserte Ausgabe', in 3 Bänden mit der Jahreszahl 1832/33, gelangte nicht mehr in Goethes Hände.

— Nachträgliche Erläuterung zu Brief V: Die Vorrede des Herausgebers zu der dem „Sieger von Aspern" gewidmeten „Verbesserten Ausgabe" der ‚Tunisias' (Wien 1820) ist eine Rechtfertigung und Verteidigung des Gedichtes. Über die Art und Weise, wie Pyrker zu der Konzeption der „Geister" gelangt sei, wird ein Brief von ihm aus Hormayrs ‚Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst' (1816, Nr. 123/4) zitiert, worin er eine Stelle im ersten Brief an die Korinther XV, 24, als erste Anregung bezeichnet. Sie herauszuschneiden bat er wegen des überaus lobenden Schlusses, der leicht als Selbstlob hätte gedeutet werden können.

Mitteilungen
aus dem
Goethe-Nationalmuseum



Antike Münzen aus Goethes Sammlung
(etwas verkleinert)

Goethes Münzbelustigungen

Von Behrendt Pick (Gotha)

(Mit einer Tafel)

Vor einiger Zeit machte mich der Herausgeber dieses Jahrbuches auf die folgende Stelle in dem Briefe Goethes an Eichstädt vom 13. 7. 1816 aufmerksam: „Mögen Sie mir die Kupferplatte mit dem nächsten Boten übersenden, so könnte in meiner Abwesenheit die Vorbereitung zu meinem Hefte der „Münzbelustigungen" geschehen, welche wir herauszugeben willens sind"[1].

Goethe kam damit auf einen Gegenstand zurück, mit dem er sich einige Jahre zuvor sehr lebhaft beschäftigt hatte. Die Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung von 1810 brachte an ihrer Spitze eine von Schwerdtgeburth gestochene Tafel mit Abbildungen italienischer Medaillen, zu deren Erklärung ein Aufsatz der „Weimarischen Kunstfreunde" abgedruckt ist. Er war von Heinrich Meyer verfaßt, wie Goethe selbst am 18. 3. 1811 an David Friedländer schrieb; aber man kann aus vielen Äußerungen, besonders im Briefwechsel der beiden Kunstfreunde, schließen, daß auf diesem besonderen Gebiete der Kunst Goethe der bessere Kenner und durchaus der gebende Teil gewesen ist. Es war die Absicht, mehrere Programme derselben Art herauszugeben, und das für 1811 war auch bereits verfaßt, wohl von Goethe selbst; er brachte das Manuskript

[1] Auch im Tagebuch (5, 253) vermerkt Goethe an demselben Tage: „Münzbelustigungen". — Für diese und viele andere Nachweisungen bin ich Hans Gerhard Gräf herzlichen Dank schuldig.

nebst der wiederum von Schwerdtgeburth gestochenen Kupferplatte im Januar 1811 nach Jena mit und schickte es am 10. 1. an Eichstädt, den Herausgeber der Literatur-Zeitung[1]. Aber es ging ihm damit in der damaligen Kriegszeit ganz ähnlich wie heute uns bei dem herrschenden Papiermangel: der arme Eichstädt sah sich genötigt, Goethe um Aufschub zu bitten, und tat das gleich am folgenden Tage. Der Gang wird ihm schwer geworden sein; wir können uns davon eine gute Vorstellung machen, wenn wir die zugleich ärgerliche und humoristische Schilderung in Goethes Brief an Meyer vom 11. 1. 1811 lesen: „Indem dieses geschrieben ist, tritt Hofrat Eichstädt mit einer wahren Jammergestalt zu mir ins Zimmer, aussehend ohngefähr wie der alte Moor in Schillers ‚Räubern', da er aus dem Hungerthurm hervorgezogen wird, fängt mit einer Vorklage an von bösen Zeiten, detailliert die literarisch-merkantilische Not durch alle Rubriken und bittet, den Druck des Programms aufzuschieben, weil sie an allen Ecken und Enden sparen müßten. Ich gebe ihm darauf ziemlich trockne Resolution und erbitte mir das Manuskript zurück, welches er mir auch einhändigt, mit wiederholter Bitte, davon bis auf bessere Zeiten keinen andern Gebrauch zu machen. Ich gestehe aber aufrichtig, daß ich nicht der Gesinnung bin. Den Aufsatz über die Münzen müssen wir freilich zurücklegen. Ich will die neue Platte bezahlen und die vorjährige zu acquirieren suchen. Das gibt immer ein Fundament zu einem Werklein, das wir nach und nach ausarbeiten, und das zuletzt Cotta, der Allverleger, auch einmal verlegt."

Goethe ließ die Sache dann aber einige Jahre ruhen; von der Kupferplatte verschenkte er gelegentlich Abdrücke

[1] Die Vorbereitungen erwähnt Goethe im November und Dezember 1810 (Briefe 21, 414. 453). Vgl. auch Tag- und Jahres-Hefte 1809 (Werke 36, 54).

an Verehrer und Sammler, mit denen er in Tauschverkehr stand[1]; von einer Veröffentlichung ist aber erst im Jahre 1816 wieder die Rede. Damals erbat Goethe zunächst einige Abdrücke der ersten Kupferplatte von Eichstädt (29.6.), nach deren Empfang er am 9. 7. anfragt, ob Eichstädt ihm nicht die Platte selbst borgen oder überlassen wolle „zu einer Ausgabe des Katalogs meiner Münzsammlung". Er hatte schon früher den Wunsch geäußert, sich diese Kupferplatte zu sichern, wie eine Anfrage an Meyer von Ende November 1810 lehrt: „Wo ist denn die Platte vom vorigen Jahre hingekommen? Wir sollten sie, zukünftigen Gebrauchs wegen, nicht aus Händen lassen"[2]. Aber die Angelegenheit war ihm nicht wichtig genug, um deshalb sehr zu drängen, bis er im Sommer 1816 darauf zurückkam. Auf die eben angeführten Schreiben an Eichstädt folgte nach einigen Tagen die dringende Bitte, mit deren Wiedergabe unser Aufsatz beginnt, diesmal mit der Begründung, daß die Kupferplatte bei der Vorbereitung zu seinem Heft der „Münzbelustigungen" benutzt werden solle. Da die zweite Platte ohnedies Goethes Eigentum und nach Rückgabe des Programm-Manuskripts von 1811 gewiß in seinen Händen geblieben war, so wird auch hier die von 1810 gemeint sein, wenn auch ein anderer Zweck dafür angegeben wird, als vier Tage zuvor.

Goethe hat weder den Katalog der Münzsammlung noch das Heft der „Münzbelustigungen" veröffentlicht. — Ein Katalog erschien nach seinem Tode im zweiten Teile des Werkes von Chr. Schuchardt u. a. ‚Goethe's Kunstsammlungen' (1848), von verschiedenen Verfassern sehr ungleich

---

[1] So an David Friedländer 1811 und an den Medailleur K. W. Becker 1816 (Briefe 22, 65. 27, 74). — [2] Briefe 21, 453; das Datum berichtigt im Briefwechsel mit Heinrich Meyer 2, 293 (Schriften der Goethe-Gesellschaft Band 34).

bearbeitet, am besten noch die Renaissance-Medaillen von Julius Friedländer, am schlechtesten die antiken Münzen von Johann Jakob Leitzmann. Aber von den „Münzbelustigungen" war nicht wieder die Rede, bis Hans Gerhard Gräf auf den Gedanken kam, daß es doch vielen Goethe-Freunden erwünscht sein möchte, jetzt nach hundert Jahren noch eine Auswahl von Stücken aus Goethes Sammlung im Jahrbuch abgebildet und besprochen zu finden. Wenn er mir die Ehre der Herausgabe zugedacht hat, so beruht das auf dem zufälligen Umstande, daß ich räumlich der nächste dazu bin und häufiger als meine Fachgenossen Gelegenheit habe, einen Blick in Goethes Sammlungen zu tun. Daß ich gern dazu bereit war, ist ja kein Wunder; denn wen sollte es nicht reizen, Denkmäler und Kunstwerke zu sehen und sie sogar anderen vorzuführen, die einst Goethe so viel Genuß und Anregung geboten haben!

„Münzbelustigungen" wollte er die Schrift nennen; und es war selbstverständlich, daß dieses Wort auch in die Überschrift der vorliegenden Arbeit gesetzt wurde. Den heutigen Leser mutet es sonderbar an, und es war auch Anno 1816 im gewöhnlichen Sprachgebrauch schon veraltet. Aber Goethe war das Wort geläufig aus dem Titel eines Werkes, das er bei seinem Münzen- und Medaillenstudium immer wieder benutzte: Johann David Köhlers ‚Historische Münzbelustigungen', eine Sammlung von ebenso gelehrten wie weitschweifigen Aufsätzen zur Erklärung einzelner seltener Münzen oder Medaillen, die — wöchentlich ein Aufsatz — in 22 Bänden in den Jahren 1729 bis 50 erschienen sind. Goethe fühlte sich mit dem längst verstorbenen Verfasser (er starb 1755 als Professor in Göttingen) noch dadurch besonders verbunden, daß viele der von Köhler abgebildeten Stücke dem Ebelschen Medaillon-Kabinett entnommen waren, das dem seinigen ein-

verleibt war[1], und schätzte das gelehrte Werk als eine Fundgrube zur historischen Erklärung seiner Medaillen. Und das Wort „Münzbelustigungen", das übrigens auch sonst im 18. Jahrhundert zur Bezeichnung numismatischer Arbeiten vorkommt, hat es ihm offenbar angetan, denn er verwendet es nicht nur beim Zitieren von Köhlers Werk, sondern er und Meyer bezeichnen öfters ganz ungezwungen auch ihre gemeinsame Beschäftigung mit Münzen so, und selbst die Vorträge, die Meyer bei Hofe über Münzen hielt, nennt er vertraulich gern „unsere Münzbelustigungen". Wie würde es wohl wirken, wenn ein heutiger Professor eine Vorlesung statt als „Erklärung ausgewählter Münzen" als „Münzbelustigungen" ankündigte? —

Was Goethe zunächst im ersten Heft der geplanten Schrift vorlegen wollte, können wir mit einiger Sicherheit sagen: er würde allem Anschein nach die beiden Kupferplatten von Schwerdtgeburth darin vereinigt haben, von denen eben die Rede war, die erste mit Meyers im Programm von 1810 veröffentlichtem Text, die andere mit dem für 1811 bestimmten Aufsatz, den der arme Eichstädt aus Sparsamkeit nicht abdrucken konnte oder wollte. Die erste Tafel brachte zwei der größten italienischen Medaillen Goethes, Cosimo de'Medici (von Pisanello?) und Federigo del Montefeltro Herzog von Urbino (von Sperandio), Vorderseite und Rückseite[2]; die zugehörige Abhandlung ist noch heute wertvoll und zeigt, daß die „Weimarischen Kunst-Freunde" auf diesem Gebiete ihrer Zeit weit voraus

[1] Tag- und Jahres-Hefte 1807, in dem von Goethe nicht veröffentlichten, erst in der Weimarer Ausgabe: Werke 36, 389 abgedruckten Abschnitt. (Sollte mit Ebel, wie M. Hecker im Register zu Goethes Werken vermutet, der Nürnberger Münzsammler J. K. Ebner von Eschenbach gemeint sein?) — [2] Im Katalog Nr. 28 und 33; in dem Werke von A. Armand: Les médailleurs italiens 1, 10, 32 und 1, 71, 29.

waren. Die Abhandlung zur zweiten Tafel scheint verloren zu sein; aber die Kupferplatte befindet sich wie die erste im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. Sie zeigt Abbildungen von vier italienischen und einer deutschen Renaissance-Medaille, von einer beide Seiten: Alessandro und Costanzo Sforza (von Enzola), von den anderen die Vorderseite: die Päpste Alexander VI. (von Caradosso?) und Leo X., Giuliano Medici und — im Stil schlecht zu den andern passend — der Bamberger Domherr Hieronymus Fuchs (von Mathes Gebel)[1]. Goethe hatte, wie er in dem schon genannten Briefe von Ende November 1810 an Meyer schrieb, Schwerdtgeburth selbst geraten, nur die Köpfe zu nehmen; „die Rückseiten machen unendliche Mühe und sind nicht interessant genug"[2]. Daß von deutschen Schaumünzen gerade nur dieses Stück der Ehre der Veröffentlichung gewürdigt wurde[3], ist auffallend, da Goethe noch bedeutendere besaß; auch unter den italienischen wäre manche noch bessere zu finden gewesen, aber immerhin sind es lauter wichtige Stücke, und der Besitzer konnte sie wohl, wie er in dem schon erwähnten Briefe an Friedländer schrieb, unter seine „Kleinode" rechnen. Es würde nun nicht schwer sein, über diese fünf Medaillen eine Abhandlung von passendem Umfang zu schreiben, über die dargestellten Persönlichkeiten, die Künstler, die Behandlung, den Kunstwert allerlei Nützliches zu sagen. Das wäre auch gewiß diejenige Auswahl aus Goethes Sammlung,

[1] Im Katalog stehen die 5 Medaillen unter folgenden Nummern: 25, 225, 241, 92 und 1164; die vier italienischen bei Armand 1, 45, 11; 2, 63, 8; 2, 113, 24; 2, 94, 3; über die deutsche vgl. Anm. 3. — [2] Vielleicht sprach auch mit, daß bei der ersten Platte die Rückseiten dem Künstler weniger gelungen waren. — [3] Es ist auch bei C. Ruland: Die Schätze des Goethe-National-Museums, Blatt 12 f. abgebildet und S. 14 besprochen; vgl. auch G. Habich: Die deutschen Medailleure des 16. Jahrhunderts, S. 90.

die den besten Anspruch darauf hätte, in einem ersten neuen Beitrag zu den vor 100 Jahren geplanten „Münzbelustigungen“ veröffentlicht zu werden. Aber ein äußerlicher Umstand macht das unmöglich: die Kupferplatte ist zu groß für das Format des Jahrbuchs, sie läßt sich auch nicht halbieren, und eine Verteilung der Abbildungen im Text würde für jetzt zu kostspielig werden.

Es mußte also eine andere Auswahl getroffen werden, und da schien es mir berechtigt, für die erste Mitteilung eine Anzahl antiker Münzen zu wählen. Gewiß galt Goethes Vorliebe beim Sammeln, namentlich in späterer Zeit, den Medaillen und nicht den Münzen. Nicht nur die Auswahl für die beiden Kupfertafeln beweist das, sondern zahlreiche Äußerungen in den Briefen und Tagebüchern bestätigen es, und der Fachmann findet in Goethes Sammlung viel mehr wichtige und wertvolle Stücke unter den Medaillen als unter den Münzen[1]. Aber seine Freude an den antiken Münzen und sein Verständnis für ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Wert war nicht geringer, wie wir sehen werden; und wenn die Sammlung aus diesem Bereich auch nur wenige künstlerisch erfreuliche Stücke und streng genommen nur ein einziges wissenschaftlich wichtiges enthält, so verdient doch auch die antike Abteilung eine Beleuchtung, zumal es hier nicht unsere Absicht ist, den Numismatikern und sonstigen Altertumsforschern etwas Neues zu bieten, sondern den Goethe-Verehrern solche Stücke im Bilde vorzuführen und zu erklären, mit denen der Sammler Goethe selbst sich einst näher beschäftigt hat, hin und wieder vielleicht auch etwas zum besseren Verständnis einer Stelle in Goethes Schriften beizutragen.

In welchem Geiste Goethe antike Münzen gesammelt

[1] Vgl. Paul Schmidt-Neuhaus: Goethe in seinen Beziehungen zur Medaillenkunst (Berliner Münzblätter [1914] 5, 4 fg.)

hat, und wozu sie ihm vorzugsweise dienen sollten, ist am besten aus dem Briefe an Marianne v. Eybenberg vom 25. 4. 1803 zu entnehmen, in dem er ihr für die Übersendung von 25 antiken Münzen dankt, die ein ungenannter Kenner sehr sachverständig für ihn ausgewählt hatte. Er bittet sie, ihm gelegentlich auch Verzeichnisse verkäuflicher Münzen mit Preisangaben zu verschaffen, und fährt dann fort: „Zu unsern Zwecken ist nicht von raren Münzen die Rede, sondern nur von gut erhaltnen Exemplaren, aus denen, für bildende Kunst, bedeutenden griechischen und römischen Epochen." Dann wiederholt er, was er der Freundin schon in einem früheren Briefe „über dieses mein Studium" geschrieben hatte: „Da ich mich von dem Anschauen größerer Kunstwerke, hier in meiner Lage, entfernt sehe, so ist die Betrachtung von Münzen eine besonders belehrende Unterhaltung, indem man die Kunstgeschichte aus ihnen sehr gut studieren kann, besonders wenn sich das Auge am Marmor hinlänglich geübt hat. In früherer Zeit hatte ich selbst einiges gesammelt, hiesige Freunde [am Eingang des Briefes bezeichnet er sie als „unsere kleine Sozietät von Münzfreunden"] haben auch Neigung zu solcher Kenntniß und solchem Besitz, wir haben die erste Sammlung der Mionnetischen Pasten angeschafft, wodurch wir denn schon einen Blick in die Breite des bessern Vorhandenen thun können. Das große Gothaische Kabinett steht in unserer Nähe ... Bey diesen Umständen und Anlässen kann man denn schon nach und nach zu einiger Einsicht gelangen, um so mehr als das fürtreffliche Werk von Eckhel dieses ganze Wissen so sehr erleichtert." Es folgen dann noch einige Sätze über die Sammlung von Medaillen, die für uns hier nicht in Betracht kommen.

Begrenztes Ziel beim Sammeln und weitester Blick beim Studium, so steht Goethe den Münzen gegenüber, damals

und heut und für immer Sammlern und Forschern ein leuchtendes Beispiel. Mit besonderer Freude können wir sein Urteil über unseren Altmeister Eckhel vernehmen, den Begründer der wissenschaftlichen Numismatik, das mir wie gewiß den meisten Fachgenossen bisher unbekannt war. Sein unvergleichliches Werk, die 1792 bis 98 in acht Bänden erschienene ‚Doctrina numorum veterum', muß Goethe einen großen Eindruck gemacht haben. An Wilhelm v. Humboldt schreibt er am 27. 1. 1803: „... dann nahm ich Eckhels fürtreffliches Werk vor, und freute mich an der breiten Erfahrung, an dem schön geordneten Vortrag, an der großen Redlichkeit zum Geschäft und der daraus herfließenden durchgängigen Treue." Und noch viel höher hatte er den feinsinnigen Mann am Tage zuvor in einem Briefe an Schiller gepriesen, indem er von einem Anderen, Chladni, sagte: „Er gehört, wie Eckhel, unter die Glückseligen, welche auch nicht eine Ahndung haben, daß es eine Naturphilosophie gibt, und die nur, mit Aufmerksamkeit, suchen die Phänomene gewahr zu werden, um sie nachher so gut zu ordnen und zu nutzen, als es nur gehen will, und als ihr angebornes, in der Sache und zur Sache geübtes Talent vermag." — In der Tat ist es bewundernswert, mit welchem Glück der scharfsinnige und liebenswürdige Wiener Jesuit, indem er die Numismatik zu einer Wissenschaft erhob, zugleich auf anderen Wissensgebieten, die erst viel später systematisch begründet worden sind, schon zahlreiche Fragen zur Lösung gebracht hat. Sein Werk ist heute noch unentbehrlich, nur in geringen Teilen überholt; am wenigsten freilich bietet es gerade in der Richtung, die Goethe besonders interessierte, in der Würdigung der Münzen als Kunstwerke und in der Erkenntnis der Stilepochen. Aber es ist gerade von der Art, daß es Goethes überall nach Klarheit strebenden Geist anziehen und ihn

auf den Wegen weiter emporführen mußte, die er schon in jüngeren Jahren eingeschlagen hatte.

Es war in Italien, wo ihm auch für die Schönheit der antiken Münze und für ihre wissenschaftliche Bedeutung das Verständnis aufging. Wir können es fast auf den Tag feststellen. Noch am 3. 12. 1786 schreibt er in seiner ,Italienischen Reise' ohne besondere Wärme: „Auch die römischen Alterthümer fangen an mich zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte, alles drängt sich heran." Aber schon nach wenigen Wochen ist das Interesse lebhafter, und er zeigt das vollste Verständnis für einen wissenschaftlichen Plan. Er hatte die Sammlung des dänischen Altertumsforschers Dr. Münter kennen gelernt, mit dem er noch nach Jahrzehnten, als er Bischof von Seeland geworden war, in Verbindung stand, und erzählt davon am 20. 12. 1786: „Schöne Münzen hat er gesammelt und besitzt, wie er mir sagte, ein Manuskript, welches die Münzwissenschaft auf scharfe Kennzeichen, wie die Linnéschen sind, zurückführt. Herder erkundigt sich wohl mehr darum, vielleicht wird eine Abschrift erlaubt. So etwas zu machen ist möglich, gut, wenn es gemacht ist, und wir müssen doch auch, früh oder spat in dieses Fach ernstlicher hinein." Die erwähnte Arbeit Münters, der eine ganze Anzahl numismatischer Schriften herausgegeben hat, scheint nicht gedruckt zu sein, auch in Kopenhagen ist nichts davon bekannt, wie mir mein dortiger Kollege, Herr P. Hauberg, freundlichst mitteilt; daß der Gedanke Goethe so ansprach, ist ein schönes Zeugnis für seinen wissenschaftlichen Sinn. Und die Anregung wirkte fort, als er nach Süden weiter zog. In Neapel besichtigt er die damals auf Capo di Monte untergebrachten königlichen Sammlungen, darunter auch die Münzen; er bemerkt aber nur ganz allgemein (9. 3. 1787), daß hier durch

die Masse alles ganz anders wirkt, wie im Norden, wo die Seltenheit mitspricht: „Hier lernt man nur das Würdige schätzen.“ Im Kloster San Martino bei Palermo am 10. 4. 1787 fällt ihm besonders auf „eine Medaille mit dem Bilde einer jungen Göttin, das Entzücken erregen mußte“; leider ließ sich das Stück, vermutlich doch eine Münze von Syrakus, nicht gleich abformen. Aber der höchste Genuß bot sich ihm zwei Tage darauf; es ist der Mühe wert, den ganzen Bericht darüber hier wiederzugeben:

„Palermo, Donnerstag den 12. April 1787.

Man zeigte uns heute das Medaillen-Kabinett des Prinzen Torremuzza. Gewissermaßen ging ich ungern hin. Ich verstehe von diesem Fach zu wenig, und ein bloß neugieriger Reisender ist wahren Kennern und Liebhabern verhaßt. Da man aber doch einmal anfangen muß, so bequemte ich mich und hatte davon viel Vergnügen und Vortheil. Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig übersieht, wie die alte Welt mit Städten übersäet war, deren kleinste, wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, wenigstens doch einige Epochen derselben uns in köstlichen Münzen hinterließ. Aus diesen Schubkasten lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst, eines in höherem Sinne geführten Lebensgewerbes und was nicht alles noch mehr hervor. Der Glanz der sizilischen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus diesen geformten Metallen wieder frisch entgegen.

Leider haben wir andern in unserer Jugend nur die Familienmünzen besessen, die nichts sagen, und die Kaisermünzen, welche dasselbe Profil bis zum Überdruß wiederholen: Bilder von Herrschern, die eben nicht als Musterbilder der Menschheit zu betrachten sind. Wie traurig hat man nicht unsere Jugend auf das gestaltlose Palästina

und auf das gestaltverwirrende Rom beschränkt. Sizilien und Neugriechenland läßt mich nun wieder ein frisches Leben hoffen.

Daß ich über diese Gegenstände mich in allgemeine Betrachtungen ergehe, ist ein Beweis, daß ich noch nicht viel davon verstehen gelernt habe; doch das wird sich mit dem Übrigen nach und nach schon geben."

Alles das kann nicht besser gesagt werden. Man sieht, welchen Genuß diese schönen Münzen Goethe bereiteten, und welche Fülle von Gedanken sie ihm anregten; vor allem bestärkte ihn dieser Besuch in dem Entschluß, sich näher mit den antiken Münzen zu beschäftigen. In Sizilien hatte er noch einmal Gelegenheit, eine große Sammlung zu besichtigen, die des Fürsten Biscari in Catania, „nun schon etwas kenntnißreicher", von dem „dauerhaften Winckelmannischen Faden" geleitet und von dem Fürsten weiter belehrt (3. 5. 1787). Daheim dann in Weimar mußte Goethe sich mit der eignen Sammlung, mit der herzoglichen, der des Ministers v. Voigt und ähnlichen begnügen, wozu dann aber die unten zu besprechende große Abgußsammlung Mionnets kam[1]. Auf Reisen jedoch benutzte er jede Gelegenheit, Münzsammlungen zu sehen, wie die des Professors Beireis in Helmstedt[2]. Namentlich die Reisen am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815 boten mancherlei Gelegenheiten dazu; so besuchte er die Sammlung des Professors Wallraf in Cöln,

[1] H. G. Gräf macht mich darauf aufmerksam, daß Goethe gleich nach der Rückkehr aus Italien, am 7. 7. 1788, ein Werk über griechische Münzen: Pellerins ‚Recueil' aus der Weimarischen Bibliothek entliehen hat, von dem er zwei Bände noch im Jahre 1792 bei sich zu Hause hatte. — [2] Tag- und Jahres-Hefte 1805, Werke 35, 206 ff., über seine antiken Münzen S. 221 fg., über seine Abhandlung: wie echte und falsche Münzen zu unterscheiden seien, S. 222 fg., mit vielen treffenden Bemerkungen Goethes.

und mit besonderem Vergnügen las ich das hohe Lob, das er den schön aufgestellten Kunst- und Altertümersammlungen eines Namensvetters, des Kanonikus Pick in Bonn, spendet[1]. Ein weniger empfehlenswerter Herr war der Medailleur Karl Wilhelm Becker in Offenbach[2], mit dem Goethe dann auch Briefwechsel und Tauschverkehr unterhielt; denn dieser fürstlich Isenburg-Büdingische Hofrat Becker ist auch einer der gefährlichsten Münzfälscher gewesen, der zahlreiche Stempel zu Nachahmungen antiker und auch einiger späterer Münzen geschnitten hat. Übrigens scheint er Goethe keine seiner Fälschungen aufgehängt zu haben, so viel falsche Stücke die Sammlung auch enthält; sicher ist unter den falschen Griechen kein Stück von Becker, bei den Römern habe ich nicht so genau darauf geachtet.

Aber es wird Zeit, daß wir uns nun mit dieser eignen Sammlung Goethes beschäftigen. Die antike Abteilung umfaßt 759 Stücke, 121 griechische und 638 römische und byzantinische. Daß nicht viel Bedeutendes darunter ist, wurde schon gesagt; auch fehlt es nicht an Fälschungen, namentlich unter den großen Bronzemünzen der römischen Kaiser, aber das gilt für die meisten Sammlungen aus jener Zeit. Der Verfasser des Katalogs, der um die neuere deutsche Numismatik sehr verdiente Pfarrer Leitzmann, der von antiken Münzen wenig verstand, hat in der Regel die Fälschung vermerkt; er scheint aber nicht gewußt zu haben, daß Goethe viele dieser Stücke als neuere Arbeiten gekannt und sie absichtlich eingelegt hat; es sind die sogenannten Paduaner, Arbeiten des Medailleurs Cavino aus dem 16. Jahrhundert, die nicht zu betrügerischen Zwecken, sondern als künstlerische Nachahmungen antiker Münzen

[1] Werke 34 I, 90ff.; über Pick vgl. auch Heinrich Meyer an Goethe, 30. 6. 1817 (Briefwechsel 2, 414 ff.). — [2] Tag- und Jahres-Hefte 1815 und 1816 (Werke 36, 97. 105).

hergestellt sind und Goethe besondere Freude machten. In einer der Besprechungen zur „Nationellen Dichtkunst"[1] sagt er darüber: „Welcher Freund alter Münzkunde macht sich nicht die Freude, die Cavineischen Arbeiten zu sammeln, um an der täuschenden Nachbildung sein Gefühl für die Originale immer mehr zu schärfen?", und noch in den letzten Lebensjahren hat er sich gern mit diesen „Cavineern", wie er sie nennt, beschäftigt[2].

Über die Entstehung der Münzsammlung können wir nichts Vollständiges sagen. Wir wissen nicht, worauf es sich bezieht, wenn Goethe an Nikolaus Meyer am 28. 2. 1812 mit dem Dank für übersandte Münzen schreibt, daß er ihm eigentlich die ersten Anfänge seiner schönen Sammlung schuldig sei[3]. Es braucht sich da nicht um antike Münzen zu handeln, vielleicht gar nicht um Münzen, sondern um Medaillen; Goethe gebraucht die beiden Ausdrücke unterschiedslos, während wir jetzt unter Münzen nur Geldstücke, unter Medaillen Schaustücke verstehen. Dagegen gehören die 25 Stücke, für die er Frau v. Eybenberg in dem oben angeführten Briefe vom 25. 4. 1803 dankte, sicher in den Kreis unserer heutigen Betrachtung; er preist die feinsinnige Auswahl: „Von den allerliebsten athenienſischen Nachteulen an, durch die griechischen Könige und Städte, durch die römischen Familien und Kaiser wird man schnell durchgeführt und durch wohlerhaltene Exemplare an alles, was dazwischen liegt, erinnert." Davon können wir wenigstens die „Nachteulen" feststellen, zwei kleine Silbermünzen von Athen, Nr. 89 und 90 des Katalogs. Die planmäßige Auswahl, die er nach demselben

[1] Mérimées Werk ‚La Guzla' (Werke 41 II, 314). — [2] Tagebuch vom 9/10. Juli 1830; der dort angeführte „Folioband Museum der heiligen Genoveva in Paris" enthält die beste Zusammenstellung der sog. „Paduaner". — [[3] Vgl. aber Goethe an Nik. Meyer 6. 9. 1803. – Anm. d. H.]

Briefe im Sinne hatte, konnte Goethe freilich nicht durchführen; sondern er mußte wie jeder andere Sammler auch den Zufall walten lassen. So erwähnt er in den ‚Tag- und Jahres-Heften' von 1818, daß er eine „vorzüglich schöne Münze Alexanders" erworben habe[1], vermutlich das Vierdrachmenstück, im Katalog Nr. 81, dessen Vorderseite vielleicht auch in dem am Schluß zu erwähnenden Skizzenheft abgebildet ist, da die beiden Drachmen Nr. 82 und 83 nicht besonders schön sind; ob die an derselben Stelle angeführten „kleinen Bronzen", die er in Karlsbad teils kaufte, teils geschenkt bekam, Münzen waren, ist sehr zweifelhaft. Geschenke von Freunden haben jedenfalls eine große Rolle gespielt, aber das sind vermutlich nicht gerade die besten Stücke in der Sammlung. Ein besonders hübsches Beispiel bietet das kleine Gedicht, das Goethe der Gräfin Karoline v. Egloffstein am 10. 7. 1820 zum Dank für eine geschenkte Münze von Jena aus sandte:

Der Heiden-Kaiser Valerian
Hat es mir niemals angetan;
In seinen sehr konfusen Zeiten
Mocht' ich ihn keineswegs begleiten;
Denn ob ihn schon durch göttlich Walten
(Die Münze sagt's) Apoll erhalten,
So sehen wir doch allzu klar,
Wie jammervoll sein Phöbus war.

Da er nun aber zu meinem Frommen
Soll von so lieben Händen kommen,
So mach' ich ihm ein freundlich Gesicht;
Gute Christen, die thäten's nicht.
Mutter und Tochter mögen's entschuld'gen,
Beiden werd' ich für ewig huld'gen.

[1] Werke 36, 147. — Das zum Jahre 1813 (ebenda S. 83) erwähnte Geschenk Bröndsteds, ein Spazierstab mit „einer bedeutenden griechischen Silbermünze" als Knopf, ist weder im Weimarer noch im Frankfurter Goethe-Hause vorhanden. [Vgl. oben S. 164. — Anm. d. H.]

Man merkt es den Versen an, daß sie ohne Begeisterung geschrieben sind. Die freundliche Stifterin war gewiß überzeugt, dem Dichter mit ihrem Geschenk eine große Freude zu bereiten, und konnte einen Dank dafür erwarten. Aber Goethe war ein zu guter Kenner, um nicht zu wissen, daß die Münze kein Kunstwerk und sehr gewöhnlich war; der heutige Wert würde (wenn es erlaubt ist, an solcher Stelle auch einmal so prosaische Dinge zu berühren) etwa 1 Mark sein. Indessen, er hat sich ebenso geschickt wie liebenswürdig aus der Verlegenheit geholfen, indem er statt der Kunst die Wissenschaft gelten ließ und in scherzhafter Form alle aus der Münze zu entnehmende Belehrung zusammenfaßte. Wir bilden das gut erhaltene Stück (Katalog Nr. 532)[1] auf unserer Tafel unter Nr. 12 a und b ab. Es zeigt auf der Vorderseite das Brustbild des Kaisers mit Strahlenkrone, auf der Rückseite den nackten Apollo (Conservator = der Erhalter) mit dem Lorbeerzweig in der Rechten, die Linke auf die Leier gestützt. Über den schlechten Stil der Münzen Valerians hat sich Goethe auch einmal ausgesprochen, in den Noten und Abhandlungen zum ‚Divan'[2], wo er an das Siegel Sapors I. anknüpft: „... sollte der Siegelschneider des überwindenden Sassaniden geschickter gewesen sein als der Stempelschneider des überwundenen Valerian? Wie es aber mit den Münzen damaliger Zeit aussehe, ist uns leider nur zu wohl bekannt." Auch der schlechte Gehalt dieser als Silber ausgegebenen Münzen, die doch fast gar kein Silber mehr enthielten, war Goethe ebenso wohlbekannt wie ihr schlechter Stil. Wo er den Verfall des römischen Reiches in der späteren Kaiserzeit schildert[3],

[1] H. Cohen: Médailles impériales[2] 5, 300, 18. — [2] Abschnitt ‚Geschichte' (statt „Valerian" steht daselbst irrtümlich „Valentinian"). — [3] ‚Kunst und Alterthum am Rhein und Main', Abschnitt ‚Heidelberg' (Werke 34 I, 160).

führt er die Münzen als deutlichsten Beweis für den Niedergang der Kunst an, da „eine Unzahl Kaiser und Kaiserlinge sich nicht entehrt fanden, in der fratzenhaftesten Gestalt auf den schlechtesten Kupferpfennigen zu erscheinen, und ihren Soldaten, statt ehrenvollen Soldes, ein bettelhaftes Almosen kümmerlich zu spenden". Daß auch in neueren Zeiten jener Betrug mit Verschlechterung der Silbermünzen — nicht durch Falschmünzer, sondern durch die Regierungen selbst — vielfach betrieben worden ist, war Goethe natürlich auch bekannt. Das Distichon (aus den Venezianischen Epigrammen Nr. 56):

Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betriegt sich das Volk

paßt für Altertum und Neuzeit. Aber auf neuere Münzverschlechterungen, sei es auf die der sogenannten Kipper- und Wipper-Zeit im Anfang des Dreißigjährigen Krieges (1618/22) oder gar auf die Goethe noch näher liegenden Prägungen Friedrichs des Großen und seiner Nachahmer beziehen sich die Verse im ‚Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes':

Es ist mit eurer Schriften Art,
Mit euern Falten und euerm Bart,
Wie mit den alten Thalern schwer:
Das Silber fein geprobet sehr,
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr.
Ein kluger Fürst, der münzt sie ein
Und thut ein tüchtigs Kupfer drein;
Da mag's denn wieder fort kursieren!

Indessen die neuzeitlichen Münzen spielen in Goethes Sammeln und Denken doch nur eine geringe Rolle, wenn er sie auch nicht verschmähte und selbst an den mexikanischen Münzen seines Zeitgenossen Iturbide Vergnügen fand. Das Mittelalter ist in der Sammlung besonders durch eine Anzahl hübscher großer Brakteaten (einseitig

geprägter Münzen) vertreten, wie sie der Architekt in den ‚Wahlverwandtschaften' (II 2) bei der abendlichen Vorführung seiner Schätze zeigte: „Sie waren meistenteils deutschen Ursprungs: Brakteaten, Dickmünzen, Siegel, und was sonst sich noch anschließen mag." In demselben Buche findet sich auch (II 6) die Entrüstung des echten Sammlers gegen solche Leute ausgesprochen, die mit seinen Schätzen nicht umzugehen verstehen: „Niemand weiß eine Medaille am Rand anzufassen; sie betasten das schönste Gepräge, den reinsten Grund, lassen die köstlichsten Stücke zwischen dem Daumen und Zeigefinger hin- und hergehen, als wenn man Kunstformen auf diese Weise prüfte."[1] Solche Ungeschicklichkeit mag Goethe mehr als einmal empört haben, namentlich bei den oft sehr empfindlichen Renaissance-Medaillen, die ihm ja noch mehr am Herzen lagen als die antiken Münzen. Doch auch bei ihnen spielt natürlich die gute Erhaltung eine große Rolle, und bei den Bronzemünzen war besonders die Patinierung wie jedem Sammler so auch Goethe wichtig. Die Freude daran läßt sich bis in den ‚Faust' hinein verfolgen, wo Thales sagt (V. 8223 f.):

Das ist es ja, was man begehrt,
Der Rost macht erst die Münze werth.

Ein Blick in seine eigne Sammlung bestätigt, daß er auf den grünen oder dunklen Edelrost großen Wert legte. Die Zahl der schön patinierten Stücke ist nicht gering; ganz hervorragend ist in dieser Hinsicht ein Nero (Nr. 265), der trotz seiner ganz verwischten Rückseite als ein Prachtstück bezeichnet werden muß und Goethe gewiß viel Freude gemacht hat. Aber er verachtete auch unscheinbare Stücke nicht, wie der noch in einem Brief an Zelter vom 4. 2.

[1] Vgl. die ähnliche Äußerung Goethes in den Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller unterm 29. 9. 1823. [Ferner vgl. unten S. 256. — Anm. d. H.]

1831 erwähnte Fall zeigt: „In einer abgelegenen Wald- und Thalkneipe in Thüringen fand sich ein Pfennig auf'm Tische, den der Bettler nicht möchte; es war indessen eine Münze von Licinius Licinianus, dem Schwager Constantins des Großen, eine Weile sein Mitregent, dann ein Opfer seiner Politik." Wir dürfen wohl annehmen, daß diese Kupfermünze in Goethes Besitz gekommen ist; seine Sammlung weist sechs Münzen des Licinius auf (Nr. 591/6)[1], von denen wir die letzte abbilden (Nr. 13a und b der Tafel), weil es die beste ist, die vom Bettler verachtete wird aber wohl eine der schlechteren gewesen sein. —

Soviel über Goethe als Sammler. Er war bei der Erwerbung von Münzen nicht so eifrig wie bei den Renaissancemedaillen, die er einmal im Jahre 1804 als seine „gerade damals leidenschaftlich vermehrte Medaillensammlung" erwähnt[2]. Aber vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen stand er den antiken Münzen gegenüber auf einem viel höheren Standpunkt als dem des bloßen Kenners und Liebhabers. Sein Verhalten vereinigt das Genießen des Sammlers mit dem Forschen des Gelehrten in idealster Weise. Er fand Genuß an den griechischen Münzen, auch wenn sie ihm nicht gehörten, und viel mehr als die eigene bescheidne Sammlung befriedigte seine ernste Begeisterung für die antike Kunst das eifrige Studium einer Abgußsammlung, die der Pariser Numismatiker Théodore Edme Mionnet nach Originalen des dortigen Münzkabinetts hergestellt und im Jahre VIII (1799/1800) zum Verkauf gebracht hat. Schon am 25.1.1800 richtete Goethe an Mionnet einen Brief, dessen eigenhändiges Konzept in der

[1] Cohen: Médailles impériales[2] 7, 191, 12. Die Rückseite feiert die für zwanzigjährige Regierung des Kaisers Licinius dargebrachten Gelübde. — [2] Biographische Einzelnheiten: Zum Jahre 1804. Frau von Stael (Werke 36, 263).

Weimarischen Bibliothek aufbewahrt wird[1], mit der Anfrage nach den Verkaufsbedingungen; Mionnets Antwort vom 9. Germinal des Jahres VIII befindet sich ebenfalls in den Akten. Der Ankauf für die Herzogliche Bibliothek kam aber offenbar nicht zustande, jedenfalls sind die Pasten dort nicht vorhanden. Aber Goethe verzichtete nicht darauf. Am 11. 5. 1801 schreibt er an Cotta, daß „man" die 1473 Schwefelpasten zu besitzen wünsche, und ersucht ihn, „den Ankauf gefällig besorgen und den Transport auf die wohlfeilste Weise einleiten zu lassen". Es lag ihm sehr viel daran, und da die Sendung auf sich warten ließ, mahnt er Cotta am 25. 1. 1802 sehr ungeduldig daran, da er „zu gewissen Studien derselben äußerst bedürfte". Endlich im Herbst kamen die Pasten an, und aus dem Briefe Goethes an Knebel vom 28. 11. 1802 ersehen wir, welche Freude sie ihm bereiteten. Es war zwar nur die erste Auswahl von 1473 Stück[2], während er auf die schon angekündigten Fortsetzungen, die schließlich auf 20000 Stück stiegen, verzichten mußte; aber da alle Gegenden der antiken Kultur vorzüglich vertreten waren, so war er sehr befriedigt. „Mein einziger Trost", so schreibt er dann am 6. 1. 1803 an Schiller, „ist der numismatische Talisman, der mich, auf eine bequeme und reizende Weise, in entfernte Gegenden und Zeiten führt." Drei Wochen später (27. 1.) äußert er sich in demselben Sinne in einem Briefe an Wilhelm v. Humboldt: „Ich habe sie [die Schwefelpasten] so lange angesehen und von allen Seiten betrachtet, bis ich fremder

[1] Der Direktor der Bibliothek, Herr Professor Deetjen, hatte die Güte, mich auf dieses (von ihm auf S. 235 dieses Bandes veröffentlichte) Schriftstück aufmerksam zu machen, wofür ich ihm hier besonderen Dank aussprechen möchte. — [2] Es gibt davon ein gedrucktes Verzeichnis ohne den Namen des Autors, das Mionnet verschickt hat (vgl. S. 236): ‚Catalogue d'une collection d'empreintes en soufre de médailles grecques et romaines. à Paris an VIII.'

Hülfe bedurfte, dann nahm ich Eckhels fürtreffliches Werk vor . . . Wie angenehm ist mirs, keinen Widerspruch mit meinen eignen Ansichten und zugleich das ganze historische Bedürfniß so kräftig und zweckmäßig dargestellt zu finden. Hierzu tritt noch Meyer mit seinem scharfen Blick in die Unterscheidungszeichen der Kunstepochen, dadurch denn eine schöne Unterhaltung bewirkt wird." Auch hier also wieder das richtige Gefühl, in Eckhel den zuverlässigsten Führer für die historische Seite der antiken Numismatik zu haben. Mit Meyer hat er dann die Schwefelpasten immer wieder durchstudiert, besonders in den Jahren 1808 und 1811, wie der Briefwechsel und die Tagebücher lehren[1]. Falsch aber ist die Angabe in den gedruckten ‚Tag- und Jahres-Heften' unter dem Jahre 1808: „Nach meiner Rückkunft ward ich zu noch höherer Kunstbetrachtung aufgefordert. Die unschätzbaren Mionnetischen Pasten nach griechischen Münzen waren angekommen" usw. Diese Angabe gehörte, wie die oben angeführten Briefe an Knebel, Humboldt, Marianne v. Eybenberg zeigen, in das Jahr 1802. In Johns Handschrift steht an derselben Stelle richtiger: „Auch die bildende Kunst gewährt große Vortheile an den unschätzbaren Mionnetischen Pasten griechischen Münzen"[2], — was für 1808 und jedes andere Jahr paßt. Wie Goethe so hat auch Meyer die Pasten auf das gründlichste studiert, wie hunderte von Zitaten in seiner Kunstgeschichte lehren; auch bei den Vorträgen am Hofe legte er öfters Schwefelabgüsse vor. Über den Verbleib der Pasten konnte ich nichts feststellen; im Goethe-Hause sind sie nicht vor-

[1] Vgl. auch Tag- und Jahres-Hefte 1811 (Werke 36, 65): „Mionnetische Pasten altgriechischer Münzen hatten, als die würdigsten Documente jener Zeit, die entschiedensten Aussichten eröffnet." Auch hier gibt die Handschrift Johns eine Abweichung vom gedruckten Text (s. Lesarten S. 402), aber sie ist nicht so wichtig wie beim Jahre 1808. — [2] Werke 36, 39. 395.

handen. Vielleicht hat Goethe sie später Meyer überlassen, jedenfalls ist die Sammlung, die den beiden Freunden so viel Genuß und Belehrung geboten hat, zurzeit verschollen. — Auch eine andere, allerdings weniger wertvolle Sammlung von Schwefelpasten, die Goethe besessen hat, ist nicht mehr nachzuweisen. In den ‚Tag- und Jahres-Heften' für 1809 erwähnt er, daß Dr. Stieglitz (der Geschichtschreiber der alten Baukunst) ihm „Schwefelabgüsse seiner ansehnlichen Münzsammlung verehrte und sowohl dadurch als durch das beigefügte Verzeichniß den Forschungen in dem Felde alterthümlicher Kunst nicht geringen Vorschub leistete"[1]. Im Briefwechsel mit Meyer hatte Goethe sich über das Buch von Stieglitz weniger günstig ausgesprochen, und Meyer noch unfreundlicher; beide wollten einer Rezension gern aus dem Wege gehen, weil sie es nicht loben konnten[2]. Das spätere mildere Urteil erscheint mir gerechter, doch kann hier darauf nicht eingegangen werden; heute ist das Werk von Stieglitz fast vergessen, insofern war Goethes Zurückhaltung also berechtigt. Wohin diese Pasten gekommen sind, ist mir unbekannt. — Goethe war sehr darauf aus, seine Abgußsammlung zu vermehren. So bat er am 31. 1. 1812 Schlichtegroll, mit dem er durch dessen langjährige Verwaltung des Gothaer Münzkabinetts bekannt war, als er nach München berufen war, daß er ihm möglichst nach Originalen der dortigen Sammlung „Schwefelabgüsse nach Mionnetischer Art" verfertigen lassen möchte,

[1] Der Titel des Buches von Stieglitz lautet: ‚Versuch einer Einrichtung antiker Münz-Sammlungen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst des Altertums' (Leipzig 1809). Es gab dazu zwei verschiedene Pastensammlungen, 500 oder 200 Stück; welche davon Goethe erhielt, wissen wir nicht. — [2] Briefwechsel 2, 230. 232. 234 ff. 237. 271. Meyer vertrat hierbei wie sonst den Standpunkt, daß „Gelehrsamkeit den Genuß und die Freude am Kunstwerk verderbe" (Briefwechsel 2, 455), was ein sehr ungerechtes Urteil ist.

am liebsten solche aus der Zeit zwischen Phidias und Lysipp. Das Beispiel allerdings, das er zur Erklärung dieses Wunsches anführt, ist ganz verfehlt; man wird es hoffentlich nicht respektlos finden, wenn ich es als eine Münzbelustigung von anderer Art hier auch behandle. Goethe schreibt: „Ich besitze selbst eine kleine Münze von Rhodus, aus dieser Epoche. Der Sonnengott ist noch im Profil vorgestellt und von unglaublicher Schönheit, anstatt daß die spätern nach der Errichtung des Koloß geprägten, das Gesicht von vorne zeigen. Die Mionnetsche Münzpastensammlung hat keine andere als von dieser Art." Dazu ist zu bemerken, daß die Münzen von Rhodos den Kopf des Helios zuerst (gleich nach der Gründung der Stadt um 408) von vorn zeigen, etwas später erscheint vereinzelt auch der Kopf im Profil, aber das so gerühmte Stück gehört einer (übrigens auch in Mionnets Pasten[1] vertretenen) Klasse an, die erst um die Mitte des 2. Jahrhunderts aufkam, also zweihundert Jahre nach Lysipp, und — das Exemplar in Goethes Sammlung (Nr. 97 des Katalogs) ist falsch! Also eine ganze Reihe von Irrtümern; zuweilen schläft der alte Homer . . .

Es ist nur selbstverständlich, daß man jetzt bei der ungeheuren Vermehrung des Materials viele Fragen sicherer beurteilen und beantworten kann als vor hundert Jahren. Aber mancher Gedanke, den Goethe ausgesprochen hat, zeigt ihn auch auf diesem Gebiet als den überlegenen, weiter und tiefer als andere blickenden Geist. Die Rezensionen, die in den Schriften zur Kunst wieder zusammengestellt sind, enthalten gar manche allgemeine Bemerkung über Münzsammlungen und Verwandtes, deren Beachtung jedem Fachmann noch heute zu empfehlen wäre. So z. B. war Goethe sich trotz seiner besonderen Vorliebe für ge-

[1] Nr. 976, nur mit anderem Beamtennamen als Goethes Stück.

schnittene Steine bewußt, daß ihre Benutzung für Erforschung der alten Kunst weit weniger zuverlässige Ergebnisse sichert als die der Münzen, weil es bei den Gemmen viel mehr, und schwerer nachweisbare, Fälschungen gibt als bei den Münzen. Eine Äußerung des gelehrten und von Goethe mit Recht besonders verehrten Herzogs Ernst II. von Gotha-Altenburg hatte ihn darauf gebracht, als dieser ausgezeichnete Fürst, der auch die Numismatik sehr gefördert, unter anderem auch 12 000 Mionnetsche Pasten für das Gothaer Kabinett gekauft hatte, den von Goethe empfohlenen Ankauf der Hemsterhuis-Gallitzinschen Gemmensammlung ablehnte. — Über die Verwertung der Münzbilder zur Rekonstruktion von antiken Kunstwerken hat Goethe ebenfalls wiederholt sehr zutreffende Äußerungen getan. Bekannt ist der Aufsatz über Myrons Kuh, die er auf Münzen der illyrischen Stadt Dyrrachion wiederzuerkennen glaubte; als vollkommenstes, ihm zur Verfügung stehendes Stück mit diesem Bilde, der ihr Kalb säugenden Kuh, bezeichnet er (in einem Briefe an Meyer aus dem Dezember 1812) Mionnets Nr. 530, eine Münze des illyrischen Königs Monunios. Aber auch in seiner eignen Sammlung sind drei Münzen von Dyrrachion mit dem gleichen Bilde vorhanden (Nr. 85/7)[1]; wir bilden die Vorderseite der besten davon ab (Nr. 10). Allerdings ist Goethes Vermutung von den neueren Archäologen mit Recht abgelehnt worden; jenes weit verbreitete Münzbild kann nichts mit Myrons Kuh zu tun haben, die aber vielleicht auf Goldmünzen des Kaisers Augustus abgebildet ist, langsam schreitend, ohne ihr Junges. Goethe legte auf seine Vermutung, der Meyer zustimmte, großen Wert, und erwähnt sie in den ‚Tag- und

[1] Das abgebildete Stück Nr. 87 ist = Katalog London S. 73, 126/7 und Wien S. 58, 248/59; Nr. 86 = Katalog Wien S. 44, 38/48. — Nr. 85 ist falsch.

Jahres-Heften' 1818 als „einen alten Lieblingsgedanken"[1]; aber wenn er auch in diesem Falle nicht das Richtige getroffen hat, so war doch das, was er zum Jahre 1812 über solche Forschung im allgemeinen eintrug, berechtigt: „Der Gedanke aus vorliegenden alten Münzen das Andenken verlorner Kunstwerke zu ergänzen, war zu reizend und hatte einen dergestalt soliden Grund, daß man nach dem Aufsatz über Myrons Kuh in dergleichen Betrachtungen fortfuhr, den Olympischen Jupiter, die Polykletische Juno und manches andere würdige Bild auf diese Weise wieder herzustellen trachtete." In den hundert Jahren, die seitdem verflossen sind, hat man in der Tat von zahllosen anderen Statuen, namentlich auch solchen, die nur durch Angaben der alten Schriftsteller bekannt waren, mit Hilfe der Münzen eine Vorstellung gewonnen. Zu einer der interessantesten Fragen dieser Art hätte Goethe selbst aus seiner eignen Sammlung den wertvollsten Beitrag liefern können, wenn er die auf unserer Tafel als Nr. 11 abgebildete Münze der Stadt Amastris in Paphlagonien (nördliches Kleinasien) beachtet hätte. Daß er das nicht getan hat, ist sehr auffallend; vielleicht hat er das Stück erst in späteren Jahren, als ihn das Studium der Antike nicht mehr so beschäftigte, von jemand geschenkt bekommen, der ihm gleichgültig war; — verglichen mit dem oben erwähnten Valerian hätte diese Münze dem Geber zum Dank mindestens eine Ballade oder noch besser eine Elegie bringen müssen. Die Münze liegt in der Sammlung unter den römischen, weil sie aus der Kaiserzeit stammt, und ist im Katalog als Nr. 429 so schlecht wie möglich beschrieben. Daß der Kaiser verkannt ist, mag noch hingehen, obwohl

[1] Man beachte den Nachsatz: „denn was kann erwünschter sein als entschiednes Andenken des Höchsten aus einer Zeit, die nicht wieder kommt?"

die Inschrift lehrt, daß es nicht M. Aurelius, sondern sein Mitregent L. Verus (161/9) ist; aber daß das Bild der Rückseite als „Apollo mit Bogen und einer Schale" beschrieben wird, ist unbegreiflich, nur durch irgendeine Verwechslung erklärlich. Es ist eine Aphrodite mit nacktem Oberkörper, die in der erhobenen Rechten einen Apfel hält, während sie mit der Linken ihr Gewand faßt. Daß dieses Münzbild die Nachbildung einer Statue, ist ohne weiteres deutlich, und wir wissen überdies, daß sich gerade in der Stadt Amastris ein wahres Museum bedeutender Götterstatuen befunden haben muß, die auf den Münzen des Kaisers Antoninus Pius und seiner Nachfolger in großer Anzahl wiedergegeben sind[1]. Das Bild, das Goethes Münze uns zeigt, war bisher gänzlich unbekannt, und es ist kunstgeschichtlich von großer Wichtigkeit. Es gehört zu einer Reihe von Aphrodite-Darstellungen, unter denen die von Arles die bedeutendste ist und schon zu Goethes Zeit verdienten Ruhm genoß. Am 2. 8. 1802 richtete er selbst an Wolzogen nach Paris die Bitte, ihm den Kopf dieser Statue gelegentlich zu übersenden, und am 4. 2. 1803 lud er dann Schiller zu einer Besichtigung des Abgusses ein, der „wohl einer Wallfahrt in meine Einsiedeley werth" wäre[2]. Der Typus der Münze von Amastris, dessen Verwandtschaft mit der Aphrodite von Arles Goethe doch wohl bemerkt hätte, wenn das Stück damals schon in seinem Besitz gewesen wäre, weicht von der Statue von Arles und der Venus von Ostia besonders darin ab, daß die linke

---

[1] Vgl. J. v. Schlosser, Wiener Numismatische Zeitschrift 23 (1891), 22/7. Auch in dem großen Werk von Th. Babelon und E. Reinach: ‚Recueil général des monnaies grecques', T. I, wofür fast alle Sammlungen Europas benutzt sind, fehlt der Typus von Goethes Münze. — [2] Meyer erwähnt in seinem Briefe vom 3. 6. 1807 Streitigkeiten unter seinen Schülern, „weil sie nicht alle nach Ihrer Venus von Arles zeichnen können" (Briefwechsel 2, 189).

Hand hier kein Attribut (Spiegel oder dergl.) trägt, sondern das Gewand festhält. Das ist natürlich nicht Willkür des Stempelschneiders, sondern er hat darin das ihm bekannte, in Amastris befindliche Original genau wiedergegeben; daß er kein großer Künstler war, zeigt namentlich die mißlungene Wiedergabe der Beinstellung. Vermutlich war aber die Statue von Amastris die genaueste Kopie des Originals, auf das die Aphrodite von Arles und die verwandten Statuen zurückgehen, wahrscheinlich ein Werk des Praxiteles, sei es die von Thespiae oder die von Kos. Die Münze Goethes wird jedenfalls in den künftigen kunstgeschichtlichen Erörterungen eine Rolle zu spielen haben; ich werde an einer anderen Stelle ausführlicher darauf zurückkommen.

Nach diesen Ausführungen über eines der schönsten Werke der griechischen Kunst haben wir uns einer anderen Münzbelustigung Goethes zuzuwenden, die ihn uns mit sehr barbarischen Stücken beschäftigt zeigt. In demselben Bande 49 II der Sophien-Ausgabe, an dessen Spitze der Aufsatz über Myrons Kuh steht, findet sich auch eine kleine Abhandlung mit dem Titel ‚Münzkunde der deutschen Mittelzeit'[1]. Sie ist „auf Anfrage" geschrieben, und der Anfragende war wohl Vulpius, der Goethes Antwort im 7. Bande seiner ‚Curiositäten' S. 33 f. als Anhang zu seinem eigenen Aufsatz über „die Regenbogenschüsselchen" abgedruckt hat. Es handelt sich um schüsselförmige Münzen aus mehr oder weniger reinem Golde, die besonders häufig in Böhmen und Bayern, aber auch in Hessen und vereinzelt bis nach Thüringen hinein gefunden werden; ihren sonder-

[1] Vgl. Tag- und Jahres-Hefte 1817 (Werke 36, 126), wo die Eintragung fast wie eine Entschuldigung klingt: „einen Aufsatz über die Hohlmünzen, Regenbogen-Schüsselchen genannt, theil' ich den Freunden solcher Curiositäten mit."

baren Namen verdanken sie dem Volksglauben, der „sie da finden läßt, wo ein Fuß des Regenbogens auf dem Acker aufstand", wie auch Goethe am Schluß anführt. Als „Münzen der deutschen Mittelzeit" sind sie nicht richtig bezeichnet; denn sie stammen aus vorrömischer Zeit, dem 2. und 1. vorchristlichen Jahrhundert, und sind nicht von Deutschen, sondern von Kelten geprägt. Goethe selbst besaß kein Exemplar; die drei ihm vorliegenden waren die der Weimarischen Bibliothek, die nebst einem aus der Sammlung des Ministers v. Voigt und vieren aus dem Gothaer Münzkabinett von Vulpius auf Tafel II abgebildet sind. Wir geben eins der Gothaer Exemplare (Vulpius II, 6) auf unserer Tafel als Nr. 14a und b wieder; es zeigt auf der Vorderseite einen Vogelkopf (?), umgeben von einem Lorberkranz und einem Bogen ohne Sehne (?), auf der Rückseite drei Kugeln und einen halbkreisförmigen Gegenstand, in dem man einen Halsring erkennen will. Es ist auf diesem Gebiet auch heute noch vieles unsicher, so daß man sich nicht wundern kann, daß Goethe allerlei irrige Erklärungen gegeben hat; doch hat er auch bei dieser Gelegenheit einen sehr richtigen Gedanken ausgesprochen, daß man nämlich die Fundorte solcher Münzen verzeichnen müsse, um im Verständnis weiterzukommen; das geschieht jetzt viel öfter als früher, aber völlige Klarheit ist noch nicht erreicht.

Weitere allgemeine Betrachtungen über antike Münzen hat Goethe nicht verfaßt, wenn man nicht die sehr sachverständige Beurteilung der Sammlung des Staatsministers v. Voigt hierher rechnen will, die Karl August nach dessen Tode ankaufte; sie befindet sich jetzt mit den anderen antiken Münzen der Weimarischen Sammlung in Jena bei der Universität. Diese besitzt seit 1885 auch die kleine Münzsammlung, die Goethes Sohn August besaß und der Vater gelegentlich erwähnt; sie enthält nichts Wichtiges

und ist von mir mit den übrigen älteren Beständen der Universitätssammlung vereinigt worden, aber so, daß alle daraus herrührenden Stücke kenntlich gemacht sind.

Erwähnung verdient aber noch gar manches, was Goethe gelegentlich über einzelne antike Münzen gesagt hat, hauptsächlich in künstlerischer Hinsicht, wobei er zum Teil Stücke der eigenen Sammlung im Auge hatte. So gleich die im jetzigen Katalog, entsprechend der allgemein üblichen, von Eckhel herrührenden geographischen Anordnung, an der Spitze stehenden Silber- und Kupfermünzen (Nr. 1/16). Die silbernen zeigen auf der Vorderseite einen weiblichen Kopf, auf der Rückseite einen Stier mit Menschengesicht, den eine über ihm schwebende Siegesgöttin kränzen will, die kupfernen haben den Kopf des Apollon auf der Vorderseite und auf der Rückseite ebenfalls den Stier mit dem Menschengesicht. Im Katalog sind sie alle als Prägungen von Neapel bezeichnet, aber Nr. 1 ist vielmehr von Nola, und von den Kupfermünzen ist die einzige gute, Nr. 12, ein seltenes Gepräge der Stadt Combulteria mit oskischer Inschrift. Wir bilden die besten dieser Stücke ab (unter Nr. 1/6)[1], weil Goethe sich einmal über den nicht sicher zu benennenden Typus der Rückseite (Flußgott Acheloos?) näher ausgesprochen hat. Böttiger hat darüber auf Grund einer Unterhaltung vom 8. 10. 1791 berichtet: „So frappirte ihn z. B. lange die Bildung eines Menschenkopfs an einem Stierleib auf mehren Münzen des untern Ita-

[1] Abb. 1 = Katalog Nr. 1 (Vorderseite), Abb. 2 = Kat. Nr. 2 (Vorderseite), Abb. 3 = Kat. Nr. 3 (Rückseite), Abb. 4 a. b = Kat. Nr. 5, Abb. 5 a. b = Kat. Nr. 7, Abb. 6 = Kat. Nr. 12 (Rückseite). Goethes Nr. 1 (Nola) ist = Katalog Berlin 150, 9 fg. und London 120, 3 fg.; Nr. 2 = Berlin 62, London 69 (beide ungenau); Nr. 3 fehlt in beiden Museen; Nr. 5 = Berlin 39. 40, London 57; Nr. 7 fehlt ebenfalls in beiden Sammlungen, in Gotha vorhanden (ähnlich Goethe Nr. 2); Nr. 12 (Combulteria) = Berlin 88, 3 ff., London 84, 1.

liens, wo ein schönes Menschengesicht doch einzig [??] auf den Körper eines Ochsen paßt. Allein das Geheimniß besteht darin, daß der Künstler zwischen den festen hervorstehenden Theilen des Gesichts ungewöhnlich verlängerte Zwischenräume angebracht hat, sowie im Gegentheil beim non plus ultra weiblicher Schönheit, der Mediceischen Venus, jene Zwischenräume außerordentlich verkürzt sind. Es ist Wonne, Goethe über solche Gegenstände mit lichtvoller Präcision sprechen zu hören."[1] Hier handelt es sich in der Tat um eine sehr richtige Beobachtung, aus der wir alle lernen können. Da an derselben Stelle von Böttiger erzählt wird, wie Goethe auf den alten Münzen „die schönen festen Umrisse aller Formen" bewundert habe, „z. B. auf den Münzen von Tarent den Delphin", so sei auch ein solches Stück hier abgebildet. In seiner Sammlung befinden sich zwei Silbermünzen von Tarent, aber die eine ist leider falsch (Nr. 20), die andere (Nr. 21) sehr schlecht erhalten; doch besitzt das Gothaer Münzkabinett ein vorzügliches Stück, das aus denselben Stempeln ist wie die letztere[2], und so sei dieses auf unserer Tafel als Nr. 7a und b abgebildet.

Wie sehr Goethe manche Fragen beschäftigten, die ihm beim Studium der Münzen aufstießen, lehrt endlich noch ganz besonders ein Heft mit aufgeklebten Skizzen nach Antiken verschiedenster Art, das aus dem Goethe-Archiv in das Goethe-Nationalmuseum gekommen ist[3]. Sie sind wohl meistens von Heinrich Meyers Hand, doch könnten einige

---

[1] Goethes Gespräche [2] 1, 180. Das Wort „einzig" ist wohl ein Schreibfehler Böttigers; es muß „keineswegs" oder ein ähnliches Wort dafür eingesetzt werden. — [2] Katalog Berlin S. 247, 122; London S. 190, 220. — [3] Herr Direktor Dr. Wahl hat mir dieses Skizzenheft mit dem größten Entgegenkommen zur Verfügung gestellt, wie ich ihm überhaupt für freundlichste Erleichterung meiner Arbeit herzlichen Dank auszusprechen habe.

auch von Goethe selbst herrühren, jedenfalls aber waren alle für ihn bestimmt. Sehr zahlreich sind darunter Skizzen von antiken Münzen oder Münzbildern, nach Originalen oder Pasten oder Abbildungen, und unter den skizzierten Originalen waren ein paar auch in Goethes eigener Sammlung. So ein epheubekränzter Kopf des jugendlichen Dionysos von einem Vierdrachmenstück der Insel Thasos aus dem 2. Jahrhundert v. Chr.; diese späten Münzen von Thasos sind meistens von sehr schlechtem Stil, aber Goethes beide Exemplare (Nr. 79 und 80)[1] sind verhältnismäßig gut, und da der Götterkopf ihn offenbar einmal beschäftigt hat, so sei die Vorderseite des besten Stückes (Nr. 80) hier abgebildet (Nr. 9). — Noch bezeichnender für seine Gründlichkeit bei solchen Stücken, die seine Aufmerksamkeit aus irgendeinem Grunde fesselten, ist ein kleines Blättchen mit zwei Zeichnungen eines „Gorytos"; darüber steht „Münze von Olbia", darunter *γωρυτὸς*, beides von Goethes Hand, und auch die Zeichnung rührt vermutlich von ihm selbst her. Er besaß drei Kupfermünzen der Stadt Olbia, die in Südrußland am Ausfluß des Bug lag, darunter zwei mit Abbildung des Gorytos mit einem Beil daneben, die auch Heinrich Meyer aus Goethes Besitz erwähnt hat[2]; eine davon (Nr. 76 des Katalogs)[3] ist auf unserer Tafel als Nr. 8 a und b abgebildet. Die Vorderseite dieser Münzen zeigt einen bärtigen Kopf mit Stierhörnern; es ist der des Flußgottes Hypanis. Aber Goethe interessierte sich in diesem Falle mehr für das Gerät auf der Rückseite und hat es darum auf dem Blättchen abgezeichnet oder zeichnen lassen, einmal mit dem daneben erscheinenden Beil. Auf der gegenüberliegenden Seite des Heftes ist ein großes Blatt aufgeklebt, das Aus-

---

[1] Katalog Berlin S. 292, 63 ff.; London S. 223, 74 fg. — [2] Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen 2, 212, Anm. 256. — [3] Katalog Berlin S. 24, 87. 88.

zuge über das Wort γωρυτός aus einem Lexikon enthält, von fremder Hand geschrieben, aber darunter wieder eigenhändig von Goethe der Zusatz: „Aus nebenstehender Abbildung ist ersichtlich, daß die Scheide der Axt mit dem Übrigen verbunden gewesen.“ Diese Beobachtung ist durchaus richtig und scheint sonst von niemand gemacht worden zu sein! Man erkennt ganz sicher, daß in dem Behälter neben dem Bogen ein schmaler Teil abgezweigt ist, am Gerät selbst wahrscheinlich durch eine feste Naht, der den Stiel der Axt aufzunehmen bestimmt war. Noch die neueste Arbeit über den Gorytos, von dem auch den Literaturforschern wohlbekannten, ausgezeichneten Archäologen Hugo Blümner[1], hatte sogar bestreiten wollen, daß der Gorytos überhaupt ein Bogenbehälter sei; er erklärte ihn für die besondere skythische Form des Köchers, und dieser Irrtum war nur möglich, weil er in diesem Falle entgegen seiner Gewohnheit die Münzen nicht beachtet hatte. Die Betrachtung der Münzen von Olbia und anderen Städten sowie der mazedonischen Könige lehrt unwiderleglich, daß es der Behälter des Bogens ist, der stets darin steckend und aus dem Innern heraussehend abgebildet ist; die Stelle des Köchers vertritt oft eine an der Außenseite des Gorytos angebrachte Tasche[2]. Für Goethe, der von diesen Münzen ausging, war das so selbstverständlich, daß er es überhaupt nicht erwähnte; aber seine weitere eigne Beobachtung, daß auf den Münzen der an der Küste des Skythenlandes gelegenen Stadt Olbia (nicht auf den Geprägen

[1] Berliner philologische Wochenschrift 1917 Nr. 36, Spalte 1121 ff. — [2] Außer in Olbia selbst noch in zwei anderen Griechenstädten am Skythenstrande: Pantikapaion in der Krim, und einem noch nicht bestimmten Prägeorte (Phanagoria?); der Gorytos diente hier also zugleich als Bogen- und Pfeilbehälter. Der besondere Behälter für die Streitaxt findet sich wie diese selbst nur in Olbia.

anderer Gegenden) der skythische Gorytos als Behälter zugleich für den Bogen und die Streitaxt diente, bringt auch uns Münzforschern etwas Neues. Leider ist Hugo Blümner, in dem ich einen lieben und zuverlässigen Freund betrauere, vor dem Erscheinen dieser Arbeit gestorben; es war meine Absicht, ihm mit den Münzen zugleich Goethe zur Widerlegung seiner Ansicht gegenüberzustellen, und ich weiß, daß es ihm eine Freude gewesen wäre, in diesem Falle sich für besiegt zu erklären.

Wir Numismatiker aber freuen uns, gelegentlich damit prunken zu können, daß wir Goethe in gewissem Sinne zu den Unsrigen zählen dürfen. Und vielleicht erscheint es auch manchem Leser der Mühe wert, sich ebenfalls etwas mit Münzen und Medaillen zu „belustigen", wenn er folgende Äußerung Goethes liest, die dieser am 30. 5. 1814 im Gespräch mit dem Kanzler v. Müller getan hat: „Der Mensch gewöhne sich, täglich in der Bibel oder im Homer zu lesen, oder Medaillen oder schöne Bilder zu schauen, oder gute Musik zu hören." In besserer Gesellschaft hätte Goethe die Medaillen — oder Münzen — nicht aufführen können.

Neue und alte Quellen

Nachträge zu Goethes Briefen

I. An Philipp Seidel

Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf

Wer eine lebendige Anschauung von der Art und Weise haben möchte, wie Goethe mit seinen Untergebenen zu verkehren pflegte oder überhaupt mit Menschen, die, verglichen mit ihm selbst, zu den sogenannten Ungebildeten gehörten, der tut am besten, nächst Goethes Briefen an Krafft diejenigen zu lesen, die er von Italien aus in den Jahren 1786 bis 88 an seinen von Frankfurt nach Weimar mitgebrachten Diener Philipp Seidel geschrieben hat. In ihnen offenbart sich Goethes Herzensgüte, die Zartheit seines Gefühls, seine Lebenskunst, seine Gabe zu belehren, gelinde zu lenken in wundervoller Weise.

Seidel war sehr bald aus einem Diener und Schreiber im gewöhnlichen Sinne zur unentbehrlichen rechten Hand Goethes in allen weltlichen Geschäften und Besorgungen geworden, zu seinem Vertrauensmann im vollsten Sinne des Worts. In seiner Weise nahm Seidel sogar lebhaften Anteil an den naturwissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten seines Herrn. So kam es, um nur ein Beispiel anzuführen, daß Goethe an Seidel schreiben konnte (Neapel, 15. 5. 1787): „Was du von meiner ‚Iphigenie' sagst, ist in gewissem Sinne leider war... Du hast zwei Szenen genannt, die offenbar verloren haben. Aber wenn es gedruckt ist, dann lies es noch einmal ganz gelassen, und du wirst fühlen, was es als Ganzes gewonnen hat." Goethes Mutter schreibt einmal an Seidel, der in seiner Frankfurter Zeit schon dem Herrn Rat Goethe Schreiberdienste geleistet und die Tochter Kornelia unterrichtet hatte (2. 1. 1778): „Meine liebe und das Vertrauen zu euch hat nun immer zugenommen, weil ich mich nicht betrogen und ihr täglich Braver worden seyd. Fahrt fort ein guter Mensch zu seyn, das wird euch in Zeit und Ewigkeit wohlthun." Das war gewiß auch Goethes eigene Meinung; ja, in dem genannten Briefe aus Neapel versichert er seinem treuen Philipp: „Ich habe

dich immer als einen meiner Schutzgeister angesehen, werde nicht müde, dieses Ämtchen auch noch künftig beiher zu verwalten." —

Mit jenen aus Italien geschriebenen Briefen sind nun freilich die hier folgenden acht Briefchen in keiner Weise zu vergleichen; kurze Zettel, allerlei Aufträge enthaltend, entbehren sie (mit Ausnahme etwa von Brief 4) des allgemeinen Interesses. Willkommen aber müssen sie uns doch sein, denn sie vervollständigen die nicht eben zahlreichen Urkunden, die uns über dies menschlichschöne Verhältnis Goethes zu einem seiner Untergebenen berichten.

Sämtliche acht Briefe sind eigenhändig geschrieben. Sie befinden sich im Besitz des Herrn Sanitätsrats Dr. Walter Vulpius in Weimar, dem für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung herzlicher Dank gebührt.

1.

Besorge die Briefe. Die Schachtel mit den Trauben geht nach Kochberg[1] sobald als möglich.

Du brauchst mir nichts zu schicken. Lege aber alles zurechte wenn ich länger ausenbleibe so laß ich es hohlen. Adieu.

Montags [16. Oktober 1780?][2]. G.

2.

Gieb was etwa an mich eingelaufen an Hr. Rath Bertuch.

Sorge daß Sonnabends[3] die Fr. v. Stein ein schön Bouquet Blumen erhält.

In [nach gestrichenem Vo] der Nacht vom 13 auf d. 14ten bringe dem Hr. Oberstallmeister[4] ein Ständchen wenn ich noch nicht da bin, es ist sein Geburtstag, du nimmst die Hautboisten. Grüse Kaysern[5] und lebe wohl.

[Neunheiligen] d. 8 März. 81. G.

Adresse: Seideln.

---

[1] An Charl. v. Stein. — [2] Am 15. schreibt G., der im Begriff war, nach Mühlhausen zu reisen, an Frau v. Stein: „Sonntags früh. Sie erhalten schöne Trauben, ..." — [3] 10. März. — [4] v. Stein. — [5] Den Komponisten Philipp Christoph Kayser, der sich seit Anfang des Jahres in Weimar aufhielt.

3.

Besorge beyliegende Briefe[1], und gieb die Antworten nebst dem was sonst eingekommen ist, dem Boten wieder mit.

Ich gehe morgen von hier ab[2], komme aber in einigen Tagen wieder her, wo ich alles zu finden wünsche.

[Ilmenau] d. 1 Jul 81. G.

4.

Hier schicke ich dir den Anfang des fünften Buchs. Wilh. M.

Du wirst dich des Papiers erinnern worauf die ersten geschrieben sind, es kommt auch so viel nicht darauf an, nur daß die Handschrifft ohngefähr eine gröse und weite habe wegen der Stärcke des Buchs.

Was einzuschalten ist und auf einem Bogen beyliegt wirst du an Ort und Stelle leicht nach den Zeichen einrücken [aus einreihen][3]. Schreibe so bald möglich und laß es bey dir liegen, ich schicke die Fortsezung bald und mögte die Abschrifft bey meiner Rückkunft finden. Ich bin wohl.

Lebe wohl und geniese der guten Tage.

[Eisenach] d. 19 Jun 84. G.

5.

NB Du zahlst das Geld nur an Baumgarten wenn er dir einen Schein zurückgiebt in welchem ich mich verbinde Johanni 43 rh und einige Groschen auszuzahlen.

G.

Adresse: Hr. Rentkommissar Seidel (Rotes Siegel: Amor, stehend, nach rechts gewendet). — Da Seidel bald nach Goethes Rück-

[1] An J. F. v. Fritsch, Charl. v. Stein und Bertuch. — [2] „mit Knebeln nach Rudolstadt“ (G. an Charl v Stein, 1. Juli). — [3] An Charl. v. Stein, 14. Juni: „An ‚Wilhelm‘ habe ich hier und da eingeschaltet und am Style gekünstelt, daß er recht natürlich werde, und habe nun den Schluß des [5.] Buchs recht gegenwärtig“.

kehr aus Italien zum Rentkommissar, im Februar 1789 zum Rentamtmann ernannt wurde, müssen Brief 5 und 7 ihren Adressen zufolge in der Zeit von August oder September 1788 bis Januar 1789 geschrieben sein. Ich möchte vermuten, daß mit „unsre Angelegenheit" in Brief 7 die in Brief 6 genannte „Peterische Sache" gemeint ist, betreffend Goethes Schützling Peter im Baumgarten, auf den Brief 5 sich bezieht (und der auch in Brief 8 genannt wird). Peter im Baumgarten hatte sich 1786 in Berka an der Ilm verheiratet und lebte dort zur Zeit als Kupferstecher in kärglichen Verhältnissen.

6.

Hier ist die Korn Quittung, ich habe zwey Assignationen geschrieben eine auf 6. die andre auf 2 Scheffel welche du abgeben wirst wenn die Zettel an dich gelangen dann erwarte ich die Zettel zurück.

Ferner wünschte ich wir machten nun die Peterische Sache[1] ab, und zwar glaub ich wäre das beste du machtest sie in meinem Hause daß man sich verständigen könnte. Sage mir wenn du etwa ein paar Stunden Zeit hast?

G.

7.

Ich wünschte sehr dich über unsre Angelegenheit[1] zu sprechen. ich bin den ganzen Morgen zu Hause. Erst um zwey Uhr gehe ich weg. Laß mir doch wissen ob und wenn du ab kommen kannst?

G.

Adresse: Hr. Rentkomm. Seidel.

8.

Laß dir von der Kammer auf beyliegendes 150 rh geben. Davon zahle

1. Auf Michael an Baumgarten[1] 50 rh.

2. An Dem. Vulpius, wenn sie dir ein Billet schickt 20 rh.

---

[1] Vgl. zu Brief 5.

3. Frage Sutorn[1] ob er etwas für meine Rechnung braucht.

Das übrige hebe mir auf. Ich bin wohl und wünsche dir ein gleiches.

Breslau d. 12 Sept 90. Goethe

II. An Théodore Edme Mionnet

Mitgeteilt von Werner Deetjen (Weimar)

In den ‚Acta Commissionis die Ober-Auffsicht über die Fürstl.-Bibliothec und das Medaillen Cabinet betr.' (1795 ff.) finde ich S. 266 das eigenhändige Konzept zu einem Briefe Goethes an den Pariser Münzforscher Théodore Edme Mionnet, das ich, da es bisher noch nicht veröffentlicht wurde, hier mitteile. Der Text ist auf die rechte Hälfte eines Foliobogens geschrieben.

au Citoyen Mionet
employé a la bibliotheque
nationale

On desire d'aquerir, pour la bibliotheque ducale de S. Weimar, la collection des Pastes du Cit. Mionet, formées d'apres des medailles antiques. Pour se determiner a l'aquisition on souhaite une reponse aux questions suivantes:

1) A combien de centaines monte apresant la collection?

2) Comme il n'y a pas encore un Catalogue imprimé, pourroit on dumoi[n]s avoir prealablement une notice generale quelles sortes de medailles la collection renferme apresant?

3. A quel prix paieroit on la centaine si on les prenoit toutes ensemble?

---

[1] Diener Goethes.

4. Auroit on un catalogue ecrit avec la collection? La reponse s'addresseroit au Conseiller intime de Goethe a Weimar.

ce 25. du Janr. 1800.

[Am Rande:] Durch Hr. Chandor bestellt
eod.

Das Schreiben bedarf nach den Ausführungen Behrendt Picks (s. S. 213/6) keiner weiteren Erklärung. Mionnets Antwort vom 9. Germinal des Jahres VIII (S. 267 f. der Akten) verweist auf den Katalog, den er in mehreren Exemplaren an Böttiger senden werde, nennt den Preis für die Sammlung und gibt einige Geschäftsbedingungen an. [Hierzu ein Nachtrag Deetjens am Schluß des Vorworts. — Anm. d. H.]

III. An Christian Gottlob v. Voigt d. ä.

Mitgeteilt von Heinrich Mack (Braunschweig)

„Aus meinen persönl. Verhältnißen zu Goethe. Der Grosherzog und Goethe sahen sich in den leztern 10 Lebensjahren weit weniger wie früherhin, standen aber immer in wißenschaftl. Relationen zu einander. Ich war der Glückliche, welcher das Band zwischen Beiden war. ‚Ich bin neugierig, was Goethe zu dieser Entdeckung, zu diesem Wetter, zu diesem Buche, zu diesem Kunstwerke oder zu den angekommenen Mineralien 2c. sagt. Gehen Sie, Helbig, doch zu ihm und fragen ihn 2c.'" So lautet eine Aufzeichnung des Geh. Hofrates Karl Emil Helbig (geb. 1778, lebte noch 1854), mit der die von Ludwig Geiger im Goethe-Jahrbuche 24, 50 mitgeteilten Aeußerungen Karl Augusts über ihn in vollem Einklange stehen. Begreiflich also, daß Helbig eine ganze Anzahl Goetheana. Originale, Faksimiles und Abschriften, besessen hat. Von den Originalen scheinen die meisten durch seine Erben veräußert worden zu sein, wie insbesondere die von Geiger a. a. O. S. 40/9 veröffentlichten Briefe, die sämtlich in einem anscheinend von Helbigs Schwiegersohne, dem Appellationsgerichtsrat Albert Schultze in Eisenach, aufgestellten Verzeichnisse enthalten sind. Nur ein kleiner Rest ist im Besitze der Familie geblieben und kürzlich gleich der oben ange-

zogenen Aufzeichnung im Nachlaß eines Enkels von Helbig, des im August 1919 in Braunschweig verstorbenen Leiters der dortigen landwirtschaftlichen Versuchsstation Prof. Dr. Hugo Schultze, wieder zum Vorscheine gekommen. Bei weitem das wichtigste Stück ist der nachstehend mitgeteilte, bislang nicht gedruckte Brief. Er stammt von Schreiberhand, nur die Unterschrift war eigenhändig, ist aber leider einem Autographenjäger zum Opfer gefallen und durch ein von fremder Hand links neben die Ausschnittstelle geschriebenes ‚Goethe' ersetzt worden.

Ew Excellenz

freundliche Zuschrift habe mit ganz besonderem Vergnügen erhalten und mich daran, wie an der beygefügten Sendung (ich erhielt beydes zusammen an einem einsamen Abend) ergetzt und erquickt. Von unserem alten Freund Trebra haben wir bisher manchen schönen Beytrag erhalten. Vor dreysig und mehr Jahren entdeckten wir zusammen einen geologisch höchst wichtigen Punct am Harze, wo ein entschiedener röthlicher Granit in ein schwarzes, wunderbares kaum zu benennendes Gestein übergeht. Ich nahm damals rohe und halb angeschliffene Stücke mit. Trebra ließ ein Paar ovale Tischplatten daraus schneiden und poliren, diese hielt er die lange Zeit her am Herzen und fasste nur jetzt erst den Vorsatz, sich derselben zu entäußern. Eine verehrte er Durchl. dem Herzog, die andere mir. Die erste ist nun zur Bewunderung und zum Kreuz der Mineralogen hier niedergelegt, die andere hoffe ich in Weimar vorzuweisen.

Die Stufen salzsauren Kupfers hat Lenz sogleich mit großer Verehrung angenommen und sie in sein Schnupftuch gewickelt auf das Museum getragen. Er hatte vor dem Jahr ein kleines Exemplar aus America selbst erhalten. Aber diese sind durch ihre Schönheit höchst merkwürdig. Ihre Beschreibung wird ein Paar Seiten, wo nicht ein Paar Blätter in seinem neuen Oryktognostischen Werke

einnehmen. An den Farben wenigstens können die Herren Mineralogen die ganze Litaney dieses äußern Kennzeichens herunter beten.

Die Oelzischen Gemälde in Belvedere zu finden freut mich gar sehr. Es giebt immer einmal wieder Gelegenheit, Auge und Urtheil zu schärfen, und auch hier macht es oft mehr Vergnügen zu suchen als zu finden, zu urtheilen als zu genießen.

Durchl. der Herzog munterte mich neulich auf, nach Berka an die Schwefelwasser zu gehen. Durchl. der Erbprinz verlangten meine Gedanken über eine dort anzulegende Badeanstalt. Ich habe die Sache durch gedacht, mit Prof. Kieser und Döbereiner durch gesprochen und hoffe bey meiner Rückkunft ein gedrängtes Promemoria zu überreichen. In solchen Fällen ist Klarheit höchst nöthig, man mag ein solches Anerbieten der Natur aufnehmen oder ablehnen.

Mein dießmaliger Museumsbericht wird Ew Excellenz Vergnügen machen. Alles ist nicht nur wohl erhalten, sondern auch recht hübsch vermehrt worden.

Mich zu freundschaftlicher Huld empfehlend.

Jena

den 9t November

1812.

Dieses Briefes geschieht in Goethes Tagebuche (4, 339) zum selben Tage mit folgenden Worten Erwähnung: „Nebenstehende Expeditionen nach Weimar ... 4. Geh. Rath v. Voigt, Erhaltene Mineralien, Ölsische Gemälde, Badeanstalt, Museen." Das dann sich noch anreihende Stichwort „Bibliotheks-Subalterne" bezieht sich auf den in Goethes Briefen 23, 127 als Nr. 6411 gedruckten Brief, der also wohl als Nachschrift zu unserm Briefe zu gelten hat. Was nun die in diesem behandelten Gegenstände betrifft, so braucht wegen der von Hrn. v. Trebra übersandten Tischplatten nur auf die einschlägigen Anmerkungen Tagebuch 4, 425 und

Briefe 23, 463 verwiesen zu werden. Das aus New-Jersey stammende salzsaure Kupfer hatte Goethe — jedenfalls in der zu Beginn des Briefes berührten Sendung — am 7. 11. aus Weimar erhalten und Tags darauf an Bergrat Lenz weitergegeben (Tagebuch 4, 338/9). Unter den „Oelzischen" Gemälden sind, wie aus der Schreibung „Ölsische" des Tagebuches im Verein mit der Erwähnung der „Oelsischen Zeichnungen" in den Werken 53, 250 hervorgeht, vom Herzog Friedrich August von Braunschweig-Oels († 1805) an seine Schwester, die Herzogin Anna Amalia, vererbte Bilder zu verstehen. Zu dem über die Berkaer Schwefelwasser Gesagten sind die im Tagebuche 4, 426 gegebenen Nachweisungen zu vergleichen, sowie H. G. Gräf: Goethe in Berka an der Ilm S. 11/20. Der Museumsbericht ist zweifelsohne nichts andres als der von Julius Wahle im Goethe-Jahrbuche 30, 21 ff. veröffentlichte „Jährliche unterthänigste Bericht über den Zustand der Museen und anderer wissenschaftlichen Anstalten zu Jena" vom 22. 11. 1812. —

Von den übrigen Goethe-Stücken im Schultzeschen Nachlasse verdienen noch zwei wenigstens kurzer Erwähnung. Das erste ist ein Brief Goethes an Helbig vom 17. 12. 1829, der sich bis auf ein paar unwesentliche Abweichungen (die wichtigsten: „Hochwohlgeboren" statt „Wohlgeboren", „treulich" statt „treulichst" und „gehorsamster" statt „ergebenster") mit dem Briefe 46, 185 f. unter Nr. 176 gedruckten Briefe an Friedrich Gille deckt und sich gleich diesem Tagebuch 12, 167 unterm 16. 12. verzeichnet findet. Er rührt bis auf die eigenhändige Unterschrift „Ew Hochwohlgeb. gehorsamster Diener J W v Goethe" von Schreiberhand her. Das zweite Stück ist ein Brief August von Goethes an Helbig vom 24. 11. 1820, worin dieser gebeten wird den Vater des Schreibers zu einer (Tagebuch 7, 252 erwähnten) Rücksprache am nächsten Morgen um 11 Uhr zu besuchen.

Nachträge zu Goethes Gesprächen

Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf

1. Sulpiz Boisserée

(Mit zwei Tafeln)

Unsre Kenntnis der Beziehungen Goethes zu Boisserée beruht im Wesentlichen auf dem von Boisserées Witwe veröffentlichten Werke ‚Sulpiz Boisserée' (Stuttgart 1862), dessen erster Band, neben Bruchstücken einer Selbstbiographie und Auszügen aus Boisserées Tagebüchern, den Briefwechsel mit Freunden, dessen zweiter Band den Briefwechsel mit Goethe enthält. Vor kurzem ist nun, mitten im Weltkrieg, der erste Band eines großen Werkes ‚Die Brüder Boisserée' von Eduard Firmenich-Richartz erschienen unter dem Titel ‚Sulpiz und Melchior Boisserée als Kunstsammler. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik' (Jena 1916), der für uns von besonderer Wichtigkeit ist, weil er neben einer ausführlichen Schilderung von „Goethes Freundschaft" (S. 115/247) einen buchstabengetreuen Abdruck der auf den Verkehr mit Goethe bezüglichen Tagebuchaufzeichnungen enthält (S. 385/436). Eine genaue Vergleichung mit den in jenem älteren Werke veröffentlichten Tagebuchauszügen ergibt, daß Boisserées Witwe nicht bloß den Wortlaut an einzelnen Stellen (allerdings nur unwesentlich) geändert, sondern auch manches ganz weggelassen hat, was für uns von Wert ist, und das deshalb im Folgenden mitgeteilt sei.

1811.

Mai 3, Weimar. — Morgens ging [ich] zu Goethe, der mich recht steif und kalt empfing, ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden und nicht untertänig — am Samstag [Mai 4] war ich bei ihm zu Tisch.

Das Gespräch war beim ersten Besuch sehr allgemein gewesen über unsere Bilder, über Eyck vorzüglich — über die Ansichten wegen dem Domwerk und über [Graf v.] Reinhard; ich hatte ihm unterdessen die Zeichnungen von Cor-



Ansicht des Hauses, in dem Goethe 1814 und 1815 zu Heidelberg als Gast der Brüder Boisserée gewohnt hat

nelius [zu Goethes ‚Faust'] geschickt, diese fand ich nun aufgelegt vor, Meyer — Goethe ging im Zimmer herum und lobte recht von Herzen. — Der Hofrat konnte nur kümmerlich kalten Tadel einwerfen. Über dem Essen taute der alte Herr noch mehr auf, ich hielt mich frei und gerade, wie ich gewohnt bin — wir waren lustig, es kam die Rede auf Lezay [Lezay-Marnésia, Präfekt in Bonn], die Kälber-Ökonomie, die Spitzen-Liebhaberei der [Prinzessin] Stephanie [von Baden] und dergleichen Späße — nach Tisch spielte ein Baron Oliva aus Wien, ich weiß nicht, welche Beethovensche Composition, ich glaube, den Gesang der Klärchen; mich zogen unterdessen die ‚Jahreszeiten' von Runge an, die ich noch nicht gesehen. Er trat zu mir und wir kamen gleich in das angelegentlichste Gespräch über das neue phantastische Wesen, über die alles zersprengende, ins Unendliche sich verlierende Sehnsucht und Unruhe in der Musik, in diesen malerischen Versuchen, in der Philosophie und in allem. Novalis, Schelling, die deutsche Bildung, das ganze neuere Zeitwesen kam zur Sprache. — So die Welt um sich herum vermodern und in die Elemente zurückkehren sehen zu müssen ohne Aussicht, wann etwas daraus entstehe! sei zum Tollwerden für die Alten. — Meine Antwort: es sei noch der einzige Trost, daß wir Junge, als Leichenträger gleichsam, das Bessere, was in der Pest noch überbleibt, die alten Schätze der Bildung zu retten suchen, und mit der Zeit vielleicht wieder unsere Enkel die Schulmeister und so doch auch die Herren der jungen Völker werden, die uns einst beherrschen sollen — alle andere Hoffnung und Bestrebung sei leer. — Dieß gefiel ihm — die Dinge so anzusehen, dazu gehöre Charakter, denn zur Resignation gehöre Charakter. Wir waren nun mit einander bekannt.

Mai 6. — Um 11 war ich wieder bei ihm; da war der Baumeister Stieler [Steiner] und hatte die Zeichnungen von

Paul in Zell [Paulinzella]. Das gab mir Gelegenheit die meinigen von den älteren kölnischen Kirchen zu holen; wir sprachen nun sehr viel und ausschließend über das alte Bauwesen. — Es waren mehrere Schauspieler da und machten Musik. — Das Bauwesen, besonders die Grundrisse von dem kölnischen Thurm, die zufällig zwischen den neugriechischen gelegen, hatten die ganze Aufmerksamkeit von Goethe auf sich gezogen; ich mußte versprechen, auf morgen wiederzukommen und alles ruhig mit ihm durchzugehen. Da wurden dann am

Dienstag [Mai 7] die Dom-Zeichnungen vorgenommen, die Türme, (die er noch nicht kannte) und dabei die kleine elfenbeinerne Maria gezeigt. Vergleichungen mit Straßburg — Wien, Mailand, Rheims, Amiens usw. — angestellt, über das Deutsche dieser Baukunst gesprochen usw.

Am Mittwoch [Mai 8] fand ich ihn Morgens im Garten, wir sprachen über Cornelius, darüber daß er ihm geschrieben und Dürers Handzeichnungen empfohlen; ich hatte ihm schon Tags vorher Nachmittags im Garten gesagt, welche Freude allgemein sich geäußert über sein freies (Sünden)Bekenntnis und Genugtuung gegen Dürer bei Gelegenheit dieser Randzeichnungen[1], und wie schön ihm diese frische jugendliche Beweglichkeit, die er in das Alter gerettet, anstehe usw. Ja, es sei gut, daß man alt würde, habe er bei diesen Randzeichnungen bemerkt, sonst hätte er den Dürer [nicht] eigentlich kennen[gelernt], und sei es ihm auch wieder lieb, daß er alt geworden, sonst hätte er das altdeutsche Bauwesen nie recht kennen gelernt, erwiederte er. [Folgt: Sulpiz Boisserée 1, 118/9.]

[1] Die Besprechungen von Strixners Steindrucken nach Albrecht Dürers „christlich-mythologischen Handzeichnungen" (erschienen in der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung 1808 und 1809) sind zwar mit W. K. F. unterzeichnet, im Wesentlichen aber nicht von Goethe, sondern von Heinrich Meyer verfaßt.

Am Donnerstag [Mai 9] kam die Rede auf die Schlegel — er war sehr dagegen eingenommen, auch persönlich, daß Wilhelm nichts von der ‚Natürlichen Tochter' gesagt in den Dramatischen Vorlesungen, gegen Novalis am meisten — alles, was ich für Friedrich sagte, konnte nichts verschlagen, „Wer zu viel unternimmt, muß am Ende zum Schelm werden, mag er sonst so redlich sein, als er will."...

Am Freitag, den 10. [Mai] sahen wir nun mehrmals alle Domzeichnungen und die Durchzeichnungen von Straßburg; dieses leuchtete dem alten Herrn auch sehr ein, es that ihm leid seine Abreise nicht verschieben zu können, er sehe wohl, die Sache wolle ergründet sein.

1815.

August 2, Wiesbaden. — Er [Goethe]: ... „Was würden nicht viele unserer Frauen sein, wenn sie unter Carraccis lebten, doch gewiß ebenso viel als die berühmten Malerinnen jener Zeit, womit sie sich jetzt nicht entfernt messen können; was würde die Imhoff usw. sein."

August 3. — „Zu dem Menschen [Spinoza] habe ich eine wahre Wuth und Leidenschaft gehabt; im 3. Band [von ‚Dichtung und Wahrheit'] findet sich davon der Anfang, aber im 4. wird es sich erst recht zeigen."

August 4. — Goethe: ... in Frankfurt nähmen sie ihn in Anspruch — und dann käme ich [Boisserée] zu Willemer — so gebe es Wahlverwandtschaften. — Die Verhältnisse änderten ja immer, wie ein Dritter oder Vierter hineintrete, das möge er nicht. — Darum, hätte Willemer selbst gesagt, ich sollte mit bei ihm sein, so würde er mich gebeten haben, ich soll wegbleiben. Auch habe [Fritz] Schlosser ihm schon von den [so] Frankfurter Vorhaben gesprochen — ich offenbarte ihm darauf, was mir Thomas mitgetheilt, was seit vorigem Jahr zwischen mir und Thomas

und Guaita vorgefallen. Der Vorschlag, die Städel zu heiraten usw.[1]

August 5. — Auf dem Rückweg [vom Geisberg Gespräch über] orientalische Poesie. Hafiz ein anderer Voltaire. Er [Goethe] sagt — „Ich kehre mich an Euren Himmel nicht, kann ich mir ein paar Huris hineinstellen — orientalische Musik, keine Liebes-Musik wie keine Bilder und bloße Schrift zur Verzierung, so auch die Musik. ."

. . . . . So hörte ich auch

Sonntags [August 6], das er [Goethe], noch ganz voll von jenem Gespräch des vorigen Abends, in Bieberich bei Hof von dem Töchterchen und dem ganzen Wesen gesprochen habe.[2] . . . .

Nachmittags . . . . [Gespräch über den] ‚Divan'. Entstehen der Perle [„Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer"]. Lob des Weins [„Trunken müssen wir alle sein!"]. Frechheit gegen das Gesetz [„Da wird nicht mehr nachgefragt!"]. Unwillen über die Deutschen, ihre Neuerungs-Sucht und Zerstreuung [„Als wenn das auf Namen ruhte"] — lustig usw. Epigramme über die Dinge, Anakoluth durch Sprüche verbindende und auflösende Gedanken. . . . . Goethe hat sich über alle politischen Begeben-

[1] Rosette Städel, geb. Willemer, seit 1802 Witwe; sie heiratete 1819 den Bürgermeister Thomas. — Zum 4. August sei noch bemerkt, daß in dem von Boisserée mitgeteilten Gespräch über die anonyme Schrift von G. K. Horst ‚Das heilige Abendmahl, eine dogmengeschichtliche Untersuchung' (vgl. Goethes Gespräche[2] 5, 503 zu Nr. 1686) Goethes Worte sich bei Firmenich-Richartz S. 398 berichtigt und vervollständigt finden, wie folgt: „. . . ließen sie den Leib als solchen gelten, würden ihn auch zu ehren wissen — wenn sie beide weiter schliefen." — [2] Dorothea Cramer, Tochter des Oberbergrats Cramer in Wiesbaden, damals 13½ Jahre alt, war am 5. Abends auf dem Geisberg von Goethe mit ihrer großen Pestalozzischen Rechenkunst geneckt worden und hatte zu Boisserées Schrecken in fester schulmeisterlicher Haltung eine algebraische Aufgabe mit drei unbekannten Zahlen spielend aufgelöst.

heiten in Versen Luft gemacht, die er aber immer wieder zerschnitten und in Bücher gelegt — sie sind meist verloren — sein Sohn hat einiges davon gerettet. — Er muß sich über alles, was ihn bedrängt in Freud und in Leid, Luft machen, indem er es ausspricht.

August 7. — [Goethe liest aus dem ‚Divan' vor; ‚Vermächtnis altpersischen Glaubens'.] . . . . Verehrung des Feuers als irdische Sonne, Funke aus dem Stein geschlagen Bild der Sonne und wird Funke d. Samml. [?] der Gottheit. — Alles sehr schön entwickelt und dargestellt.

August 28, Gerbermühle. — In Beziehung auf den Farbenkranz[1] erzählte Goethe: weil er immer seine angefangenen Arbeiten so gern liegen gelassen, hätten seine Freunde in Weimar ihm an einem Geburts-Tag[2] einen Kranz gemacht, worin die Anfangs-Buchstaben, die zerbrochenen, von allen seinen unvollführten Werken zusammengereiht gewesen. Auf solche Art hätten sie ihn oft geschoren an seinem Geburts-Tag.

September 18, auf der Fahrt nach Darmstadt. — Goethe rühmt Reichardt, Zelter. Besitzt wohl kein höheres deklamatorisches Verdienst als Zelter. — Er [Zelter] hat etwas komponirt, das Goethe nicht für komponirbar gehalten: eine Romanze von einem schwangeren Mädchen, das sich selbst bei Gericht verteidigt [‚Vor Gericht'] — etwas hart, ist aber doch die Musik weich und angenehm geworden.

Oktober 8, Tauberbischofsheim. — Liebesgeschichten wechselseitig. Gedicht [‚Das Tagebuch'] von einem Reisenden . . .[3] — erinnerte sich seiner Frau. Das Mädchen schläft

---

[1] „runder Kranz von Blumen, nach der Farbentheorie geordnet", eines der Geschenke von Willemers zu Goethes Geburtstag. — [2] 1781? Vgl. Jahrbuch der G.-G. 4, 235. — [3] Die im Druck weggelassenen Worte lauten (nach gefälliger Mitteilung des Herausgebers): „dem der Nabel [?] geknüpft."

ein — Novellen von dem Abbate, welcher den Graf Fries auf die Kunst-Reise in Italien begleitete[1]. Diesen Grafen Fries ließen die Marchesinnen bei sich schlafen, um ihn mit Gemälden zu betrügen, er verdarb sich ganz durch seine übermäßige und wüste Liebschaften. Novelle von Piersom in Gallilea[2]. Deutsche mögen nur gern die naiven, ruhigen, nicht die leidenschaftlichen Frauen.

2. Therese.

Therese v. Struve, am 4. Juli 1804 als Tochter des russischen Legationssekretärs Heinrich Christian Gottfried v. Struve in Stuttgart geboren, verlebte ihre Jugend vom zehnten Jahre ab in Hamburg, wo ihr Vater seit 1814 als russischer Gesandter und Ministerresident tätig war. Sie genoß eine sehr sorgfältige Erziehung und zeichnete sich schon früh durch Lebhaftigkeit des Geistes, außerordentliche Anmut des Wesens und körperliche Schönheit aus. Im Alter von 21 Jahren vermählte sie sich 1825 mit dem Diplomaten Robert v. Bacheracht, russischem Legationssekretär und Generalkonsul in Hamburg, späterem Gesandten in Brüssel. Das einzige dieser Ehe entsprossene Kind, ein Knabe,

[1] Den reichen Grafen Josef (Johann) Fries aus Wien und den Abbate Giambattista Casti hatte Goethe 1787 in Rom persönlich kennen gelernt und sich an den „geistreichen, übermütig genialen Darstellungen" in Castis damals noch ungedruckten ‚Novelle galanti' erfreut, die der Dichter durch seinen „heiteren freien Vortrag vollkommen ins Leben zu bringen schien" (vgl. Italienische Reise, 2. Röm. Aufenthalt unterm 16. Juli und im „Bericht" über den Monat Juli, Werke 32, 33. 50; ferner Tag- und Jahres-Hefte 1811, Werke 36, 73). Graf Josef Fries, den Angelika Kauffmann 1787 in Rom gemalt hat (das Bild befindet sich jetzt in der Figdorschen Sammlung in Wien), kehrte schwer krank von Italien zurück und starb schon am 6. IV. 1788 (vgl. Graf August Fries: Die Grafen von Fries. Eine genealogische Studie. Wien 1884, S. 32). — [2] Eduard Firmenich-Richartz hält für möglich, daß statt „Gallilea" vielleicht „Gorani" zu lesen und damit des Grafen Fries Reisebegleiter dieses Namens gemeint sei. Boisserée schreibt die Personennamen sehr flüchtig; ich möchte deshalb vermuten, daß auch in „Piersom" ein Schreib- oder Lesefehler steckt.

starb früh. Die Mutter suchte den Schmerz über diesen Verlust durch eine Reise nach Italien und Klein-Asien zu betäuben. Ihre Erlebnisse, mehr noch ihre Gefühle und Stimmungen auf dieser Fahrt, untermischt mit mannigfachen Betrachtungen über Kunst und zeitgenössische Literatur, schilderte sie in tagebuchartigen, an ihre Mutter gerichteten Briefen. Diese Briefe, durch ihren greisen Freund Friedrich Karl v. Strombeck in Wolfenbüttel für den Druck eingerichtet, erschienen als Buch 1841 unter dem Titel ‚Theresens Briefe aus dem Süden' bei Vieweg in Braunschweig und fanden Beifall. Ermutigt durch diesen Erfolg, veröffentlichte sie dann (immer unter ihrem Vornamen „Therese") in kurzen Zwischenräumen mancherlei Reise-Erinnerungen, Romane und Novellen, auch besorgte sie die erste Ausgabe von Wilhelm v. Humboldts ‚Briefen an eine Freundin'. Nachdem ihre Ehe mit Robert v. Bacheracht im Frühjahr 1849 geschieden worden war, vermählte sie sich mit ihrem Vetter, dem Freiherrn Heinrich v. Lützow auf Großen-Brütz bei Schwerin, und siedelte mit diesem, der Oberst in holländischen Diensten und Gouverneur von Batavia war, nach Surabaja über. Hier begann sie sofort mit großem Eifer Beobachtungen über Land und Leute der Insel Java zu sammeln, um sie später in einem größeren Werke zu veröffentlichen, erkrankte jedoch auf einer Reise an die Südküste Javas und starb am 16. September 1852 in Tjilatjap.[1]

Theresens Vater, neben seiner diplomatischen Berufstätigkeit eifrig mit Mineralogie beschäftigt, hatte Goethen schon 1806 in Karlsbad persönlich kennen gelernt; in den ‚Tag- und Jahres-Heften' zu 1806 gedenkt Goethe seiner mit Auszeichnung; an Karl August schreibt er damals, noch von Karlsbad aus (4. August): „Ein Bruder des von Struve, der sich so lange bei uns aufhielt, ein passionirter Mineraloge, war dabei [bei Untersuchung des Karlsbader Übergangsgesteins] als Teilnehmer sehr erwünscht.

[1] Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 1852, 2, 937; ferner Feodor Wehl: Zeit und Menschen (Altona 1889) 1, 264 73. 2, 117 23; Fanny Lewald: Meine Lebensgeschichte (Berlin 1871) 3, 340, sowie: Zwölf Bilder nach dem Leben (Berlin 1888) S. 333,51; Karl Gutzkow: Rückblicke auf mein Leben (Berlin 1875) S. 330,2; Albert Leitzmann: Humboldts Briefe an eine Freundin (Leipzig, Insel-Verlag, MDCCCCIX) 1, XII,IV; Heinrich Hubert Houben: Karl Gutzkows Leben und Schaffen (Leipzig 1908) S. 73 5. 89; Allg. Deutsche Biographie 19, 723.

Er hat die große Genauigkeit Wernerischer Schüler in Beschreibung dieser natürlichen Gegenstände, viel Kenntnis und Tätigkeit, wobei ihm denn freilich seine Taille zu statten kommt, die ihm besser als uns die Berge zu besteigen erlaubt." Im Jahre 1807 wurde die Bekanntschaft in Karlsbad erneuert; später sahen sie sich in Weimar (1818) und Jena (1821) wieder. Struves Bruder, Johann Gustav v. Struve, lebte als russischer Staats- und Legationsrat lange Zeit in Weimar, in enger Beziehung zum Hofe Maria Paulownas; bei ihm hielt Therese sich wiederholt besuchsweise auf, durch ihn lernte sie auch, schon als Kind, Goethen persönlich kennen. Im Sommer 1823 ist Goethe ihr nochmals in Marienbad begegnet.[1]

Die in Weimar gewonnenen Eindrücke hat Therese später in dem Abschnitt ‚Weimarsche Erinnerungen' ihres kleinen Buches ‚Am Theetisch' (Braunschweig 1844) geschildert. Manches, was sie darin über Goethes Charakter sagt, ist noch heute lesenswert; hier sei jedoch im Wesentlichen nur das wiedergegeben, was sich auf persönliche Begegnung und Zusammensein mit Goethe bezieht (S. 212/20).

Göthe ging täglich im Park spazieren; er hatte seine bestimmten Wege, in denen er lustwandelte, seine Fichten und Eichen, an denen er stehen blieb. .... Göthe war gemessen und kalt durch und durch. Selten, daß ein Lächeln über die

[1] Goethes Tagebuch, 1. August 1823: „Zu dem Grafen St. Leu. Bei Frau von Struve vorgefragt. Dieselbe nebst Fräulein Tochter .. auf der Allee gefunden." Goethe gab der Frau v. Struve damals eine Schachtel voll Mineralien nebst Brief an ihren Mann mit (vom 16. August); es kann auffallen, daß er in diesem Briefe zwar der Mutter, mit keiner Silbe aber der (damals 19jährigen) Tochter gedenkt, deren seltene Schönheit und Anmut ihm doch hätte Eindruck machen müssen; und nicht minder auffallend ist es, daß Therese ihrerseits bei der Schilderung dieses Aufenthalts in Marienbad die Anwesenheit Goethes mit keinem Wort erwähnt, während sie vom Grafen St. Leu, dem von Goethe hochverehrten und gleichzeitig in Marienbad anwesenden, ehemaligen König von Holland Ludwig Bonaparte, eine liebevolle Charakteristik gibt (‚Am Theetisch' S. 231/3). Sollte der Dichter, durch Ulrike v. Levetzow entflammt, kein Auge für Theresens Erscheinung gehabt, sollte Therese sich dadurch gekränkt gefühlt haben?

Mundwinkel flog, und seltener, daß er in irgend einem Scherze die Grazien seines Geistes versuchte. In dem unbeweglichen, antiken Gesicht, dessen edle Formen durch das Alter etwas nachgelassen hatten, strahlte nur Eins: das Auge. Das aber war das Auge eines Geisterkönigs; es befahl, es beherrschte, es schmeichelte oder entsetzte. .... Dabei war die Haltung durchaus vornehm, vielleicht zu sehr angeeignet, vielleicht zu wenig angeboren. Er trug einen dunkelblauen Überrock, der von oben bis unten zugeknöpft war; die linke Hand war meist in den Zwischenräumen, die die Knöpfe ließen, versteckt. Langsam kam er auf die ihm Begegnenden zu, nickte mit dem Kopf, sprach einige freundliche Worte und ging dann weiter.

Mein Onkel [Johann Gustav v. Struve] fühlte sich gedrungen, mir von dem Glanz Weimars, von der Behaglichkeit zu reden, in der hier die Literaten sich frei bewegen können.[1] ... Aber alle waren heimgegangen bis auf Göthe, ... Da er [Goethe] wußte, daß ich ein bißchen in die Mineralogie hineingepfuscht hatte, so zeigte er mir seine nicht unbedeutende Sammlung und führte mich dann in das Zimmer mit den italienischen Gypsabdrücken. .... Den Farnesischen Stier in seiner Gypssammlung und das edle, sanft träumerische Gesicht eines van Dyk,[2] aufgestellt ne-

[1] Fanny Lewald erzählt von Therese (mit der sie im Oktober 1848 in Weimar war, um durch ihre Vermittlung Franz Liszt kennen zu lernen): „Sie war als ganz junges Mädchen von ihren Eltern, zu ihrer weiteren Ausbildung für die Gesellschaft und den Hof, in das Haus ihres Onkels von Struve geschickt worden, der in jenen Tagen als russischer Gesandter in Weimar gelebt; und da er wohl ein pedantischer Mann gewesen sein mußte, gehörten Anekdoten, wie man Theresen sogar beim Mittagstisch, wenn man allein gewesen, bildende Schriften vorgelesen, oder zwischen Braten und Compot ernsthafte Gespräche mit ihr geführt, zu ihren heitersten Erzählungen" (Zwölf Bilder nach dem Leben, S. 344). — [2] Verwechslung mit der Todtenmaske Tassos? denn jener „Schädel mit

ben dem Schädel eines Verbrechers, um den Gegensatz des Edlen mit dem Gemeinen zu beweisen, hob Göthe besonders hervor. ....

Zwei Situationen haben sich mir besonders aus diesen Weimarschen Erinnerungen eingeprägt, an welche sich jetzt ein heiteres Wohlgefühl knüpft. Die erste Situation ist die, wo ich in Göthes Haus Theil an lebenden Bildern nahm,[1] die zweite, wo ich im Atelier der genialen Gräfin Julie E. [Egloffstein] zeichnete, indeß sie in ihre Schöpfungen vertieft an der Staffelei saß. ....

... Abends ging sie öfters zu Göthe und nahm mich dann mit. Es fügte sich ganz natürlich, daß sie die Malerei mit der Plastik vertauschte und Gruppen schuf. Eines Abends[2] hatte sie vor Göthen Scenen aus ‚Faust' angeordnet, in denen der Sohn Göthes den Mephistopheles abgab. Das Zimmer, in dem die Zuschauer saßen, war dunkel; das, worin die lebenden Bilder aufgeführt wurden und dessen Thüre den Rahmen bildete, war desto heller. Noch seh' ich Mephistopheles mit Faust zu dem bethörten Gretchen eintreten, das sich mit dem gefundenen Schmucke im Spiegel betrachtet. Gretchen war eine junge Weimaranerin, mit goldenem Haar, überaus zart gewachsen, welche die Gräfin Julie aufs vorteilhafteste zu costumiren verstanden hatte,

---

einer kleinen Narbe, der, was wenig glaubhaft ist, der Schädel des Malers Antonius van Dyk sein soll" (Ludwig Plate: Führer durch den Sammlungsanbau des Goethehauses [Weimar 1916], S. 33/4), kann hier doch nicht gemeint sein. — [1] Auch bei Hofe hat Therese damals in lebenden Bildern „als Engel, als Hagars Sohn, usw. figurirt" (Fanny Lewald: Zwölf Bilder nach dem Leben S. 344). -- [2] Jahr und Tag vermochte ich nicht festzustellen; am wahrscheinlichsten ist mir Herbst 1818, 1. weil für diese Zeit die Anwesenheit Theresens in Weimar bezeugt ist (Goethes Tagebuch, 21. Sept. 1818: „[Vormittags] Die Gebrüder von Struve und Fräulein"), 2. weil auf diese Zeit das Alter Theresens, 14 Jahre, als Darstellerin des kleinen Isaak gut paßt.

und Mephistopheles war wirklich Mephistopheles, nur der Bocksfuß fehlte. Wie wußte der Sohn Göthes den grinsenden, hinterhaltigen Satanas in Miene und Gebärde auszudrücken![1] Nach diesen und ähnlichen Scenen schritt die Gräfin Julie zu der biblischen Historie. Das Opfer Abrahams ward dargestellt, und mir ward die Rolle des kleinen Isaak. Inmitten dieses Bildes, eben als der resignierte Abraham das Opfer vollstrecken wollte und mir ganz lammsmäßig ums Herz war, erfolgte ein fürchterlicher Sturz im Zimmer der Zuschauer. Abraham und Isaak verließen ihre Unbeweglichkeit; man rief nach Licht, Göthe selbst schien in der Dunkelheit ängstlich zu werden. Als die Kerzen wieder loderten, fand es sich, daß eine gypserne Minerva von ihrem Piedestal gestürzt war und in Stücken geschlagen am Boden lag. Man sah auf Göthe, der an diesen italienischen Erinnerungen besonders hing, man fürchtete, der Abend wäre ihm verdorben, aber siehe da, mit seltener Liebenswürdigkeit forderte er zur Musik auf und rief, als man zögernd bei der zerbrochenen Minerva sich aufzuhalten gesonnen schien: „Laßt die Todten ruhen!"

[1] August Goethe stellte im Maskenzug vom 18. Dez. 1818 gleichfalls den Mephisto dar, wurde dann auch vom Vater gelegentlich scherzweise „Mephistopheles" genannt (vgl. Gespräche 2, 433).

Karl v. Knebels „Bilder aus dem Leben“

Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf

Goethe hat, wenn man absieht von Fritz v. Stein und seinem eigenen Sohne, keines Knaben Entwicklung zum Jüngling und Mann mit so liebevollem, dauerndem Anteil begleitet wie die des ältesten Sohnes seines „Weimarischen Urfreundes“, des 1796 geborenen Karl (Wilhelm) v. Knebel. Vom Jahre 1806 an spiegelt sich diese tätige Sorgfalt für die Ausbildung des mannigfach begabten, muntern und gesunden Knaben auf das schönste in Goethes Briefen an dessen Vater; und der Vater selbst, eine aufbrausende, zum Jähzorn neigende Natur, hätte sich manches Wort goldner Erzieherweisheit aus diesen seinen Sohn betreffenden Briefen aneignen können.

Ein lustiger Auftritt, gleich bezeichnend für des Elfjährigen gesundes und unerschrockenes Wesen wie für Goethes Art, ist uns durch den Brief der Frau v. Stein an ihren Fritz vom 31. XII. 1807 überliefert. Goethe war bei Knebels, als Zacharias Werner dort im Beisein des Knaben Karl eine seiner Dichtungen vorlas (nach Goethes Tagebuch vermutlich am 9. XII. 1807); „die Frau schenkte Tee ein,“ berichtet Charlotte v. Stein, „der Kleine spielte mit Steinen, und Werner war in der höchsten Deklamation. Auf einmal sagt der Bube: ‚Der Mensch ist ja verrückt!‘ Knebel fährt auf: ‚Halts Maul, Bube!‘ Die Mutter wurde verlegen. Goethe wollte sich totlachen. ‚Laß ihn gehen!‘ sagte er, ‚der Junge hat eine halbe Welt in sich‘“ (Düntzer: Charlotte v. Stein 2, 277; Gespräche 1, 515). Diese Welt zu wecken, zu bereichern, zu ordnen war Goethe auf die mannigfachste Weise bemüht; er sorgt dafür, daß Karl im Weimarer Theater bedeutende Stücke zu sehen bekommt, er freut sich seiner dichterischen Versuche und wird ganz

besonders nicht müde, seine Übungen im Zeichnen durch Zusendung geeigneter Vorlagen, wie durch Lob und Tadel des Geleisteten zu fördern[1].

Oftmals mußte der Vater den lebhaften Jungen zu größerem Fleiß und Aufmerksamkeit ermahnen; dankbar war er für Goethes Hilfe dabei und bewunderte dessen „ungemeine Gabe, die Sachen zu einer anschaulichen Klarheit zu bringen, und dazu die Mäßigung und Geduld, nicht nachzulassen" (an die Schwester Henriette 4. V. 1810, Briefwechsel S. 441). Wie streng Goethe gelegentlich auf Ordnung dringen und dabei auch wohl den Vater in Gegenwart des Sohnes nicht schonen konnte, hat Karl selbst sehr anschaulich erzählt (vgl. Goethes Gespräche 1, 552/3). Wodurch er sich Goethes Zuneigung vor allem gewann, das war „der treue Geradsinn, der ihm eigen ist" (Goethe an Knebel 2. IV. 1814). Kein Wunder, daß die liebevolle Anteilnahme des berühmten Mannes das Herz des Knaben ganz gefangen nahm. „Seine Liebe und sein Zutrauen gegen Dich", schreibt Knebel dem Freunde (31. X. 1809), „sind unbeschreiblich. Vielleicht hat er darin etwas von seinem Vater geerbt; denn dieser möchte Dich auch zuweilen für das Muster aller Menschen halten."

Dem durch eine Verkettung unglücklicher Umstände ins Karzer geratenen Jenenser Studenten Karl verhilft Goethe zur Freiheit; dem „jungen Streitlustigen", den es Ende 1813 mit Gewalt „aufs Pferd, aufs Pferd" drängte, ebnet er tunlichst die Wege. „Karln kannst du", schreibt Goethe damals an den Vater (18. XI. 1813), „zu seinem Trost und Vergnügen sagen, daß wohl

[1] Noch in späten Jahren beklagt der dankbare Zeichenschüler schmerzlich, „daß eine frevelnde Hand mir Goethes belehrende Briefe, die er mir wöchentlich bei der Zusendung von Kupfern etc., die ich kopieren mußte, geschrieben, geraubt hatte" (Brief an Heinrich Düntzer nach Erscheinen von dessen Werk ‚Freundesbilder aus Goethe's Leben' im Jahre 1853; vgl. H. Düntzer: Mein Beruf als Ausleger, Leipzig 1899, S. 115); und so findet sich tatsächlich in der Weimarer Ausgabe nur ein einziger dieser Briefe (vom 19. II. 1810).

allenfalls noch von Hott Hottchen die Rede sein könnte, einem Organ, das seinen Patriotismus gewiß aufs schönste fördern wird"[1]. Nach dem Kriege stand Karl als preußischer Leutnant erst in Wesel, dann in Erfurt und trat Ende 1822, zum Hauptmann befördert, als Jagdjunker in den Dienst des Fürsten Heinrich LXXII. von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf. Auf dem Wege dahin begrüßt er seinen väterlichen Freund in Weimar. Dieser berichtet alsbald an Knebel (14. XII. 1822): „Der Besuch von Karl hat mich sehr erfreut und war mir höchst angenehm zu sehen, welchen guten Eindruck er auf meine Frauenzimmer [die Schwiegertochter Ottilie und deren Schwester Ulrike v. Pogwisch] gemacht, die als Weltkinder Verdienst und Unverdienst der Jünglinge gar wohl zu unterscheiden wissen." Als Goethe dann hört, daß es dem jungen Manne in seiner neuen Stellung wohlgeht, und daß er den Fürsten auf einer Reise nach England begleiten soll, da beglückwünscht er Knebeln von Herzen und schreibt über „unsern Karl" (22. VI. 1823): „. . für ihn war freilich nicht zu sorgen, er hat eine Art und Weise, die überall gefällt und Eingang findet. Wenn der Begleitete sich so gut hält als der Begleiter, so werden wir uns des Unternehmens freuen können; es ist keine Kleinigkeit in solcher Jugend und bei so gesetztem Wesen diese weite herrliche Welt zu beschauen." —

Von Aufzeichnungen, die Karl v. Knebel über seine Kindheit und seine Jugendjahre gemacht haben mag, scheint wenig erhalten zu sein. Wertvoll für uns sind 5 Folioblätter mit der Überschrift „Bilder aus dem Leben"; sie enthalten eiligst hingeworfene Erinnerungen an seine Eltern, an die ersten Unterrichtsstunden, an Goethe,

[1] Bei den Schlußversen der drittletzten Strophe des Gedichts ‚Die glücklichen Gatten', in der die Heimkehr des siegreichen Heeres geschildert wird („Wer mit der Ehrenbinde / Bewegt sich stolz voraus? / Er gleichet unserm Kinde! / So kommt der Karl nach Haus"), könnte man wohl versucht sein, den bei Goethe recht auffallenden Vornamen Karl auf Karl v. Knebel zu deuten; das Lied ist aber schon 1802 entstanden.

Herder, Voß, Fichte, an die Herzogin-Mutter Anna Amalia, an die Herzogin Luise und andere Persönlichkeiten (nebst flüchtigen Auszügen aus Briefen der Frau v. Stein an seinen Vater). Das Bemerkenswerteste aus diesen Aufzeichnungen sei hier mitgeteilt. Karl v. Knebels älteste Tochter aus zweiter Ehe, Frau Dr. Malvina Buchholz in Jena, bekundet durch die dankenswerte Erlaubnis zur Veröffentlichung abermals ihren, vorbildlich, auf uneigennützige Förderung der Wissenschaft und der Kenntnis edler Menschen der Vergangenheit gerichteten Sinn (vgl. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 5, V. 264. 6, 303. 305).

Goethe.

Als Goethe meinem Vater seine ‚Wahlverwandtschaften' übersendet hatte und ihn bald darauf besuchte, so frug er meinen Vater, wie ihm dieser Roman gefallen habe. Da antwortete Knebel: „Nimm es nicht übel, lieber Freund, ich kann sie nicht[1] verdauen."

Goethe antwortete: „Ich habe sie auch nicht für Dich, sondern für die Mädchen geschrieben, und verdenke es Dir nicht."[2]

[1] „nicht" aus „nicht recht" geändert. — [2] Am 24. IX. 1809 hatte Goethe, einige Feigen als Geschenk seiner Frau an Knebel übersendend, den eben ausgedruckten ersten Teil seines Romans mit überschickt, „da ich nun einmal Dich mit Süßigkeiten besteche"; am 27., unter dem Goethes Tagebuch einen Besuch bei Knebel und Gespräch mit ihm „über den Roman" vermerkt, sind vermutlich obige Äußerungen gefallen. Knebels Worte waren bis jetzt nicht bekannt; Goethes Antwort findet sich zuerst bei Theodor Mundt (K. L. v. Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel 1, XXXVII; Goethes Gespräche² 2, 63) in der Fassung: „ich habe es ja nicht für Dich geschrieben, sondern für die Mädchen!" Dann in Varnhagen v. Enses Tagebüchern 2, 194 (Goethes Gespräche¹ 9 (1), 112): „Ich hab's auch nicht für Euch, ich hab's für die jungen Mädchen geschrieben!" Der mildernde Zusatz: „und verdenke es dir nicht" war bis jetzt unbekannt. Daß Goethe dem Freunde die derbe Äußerung doch verdacht hat, beweist sein Brief vom

In den ‚Wahlverwandschaften‘ spricht der Architekt alles aus, was Goethen höchst zuwider war, wie z. B. bei Tisch das Messer auf den Rücken zu legen, daß die Schneide nach oben steht, dann das Anfassen eines Bildes pp. mit Einer Hand statt mit zwei Händen, was er mit Recht nicht leiden konnte, da das die Bilder verdirbt. Das Brod auf den Rücken legen[1].

21. X. 1809 an Knebel: „Den zweiten Theil meines Romans schicke ich Dir nicht; Du möchtest mich darüber noch mehr als über den ersten ausschelten. Kommt er Dir von andern Seiten her in die Hände, so bin ich alsdann unschuldig daran.“ Auf Knebels freundschaftliche Vorwürfe vom 23. X. läßt Goethe ihm durch seinen August doch ein Exemplar zugehen, worauf Knebel am 31. X. dankt und am 5. XI. ausführlich seine Anerkennung ausspricht. „Ich wäre wohl gestraft gewesen,“ fügt er hinzu, „wenn Du mir ihn nicht geschickt hättest“ (Briefwechsel I, 354. 358). — [1] Die Worte „Das“ bis „legen“ sind erst später hinzugefügt. — Was die Unsitte betrifft: daß Messer mit der Schneide nach oben auf den Tisch zu legen, glaube ich mich genau zu erinnern, im Bericht eines Augenzeugen gelesen zu haben: daß Goethe, als einer seiner Tischgäste diese Ungeschicklichkeit beging, das Messer schweigend in die gehörige Lage gebracht habe, und wäre, da ich die Stelle nicht wiederfinden kann, für freundlichen Nachweis dankbar. In dem Aufsatz ‚Etwas zur Verteidigung des sogenannten Aberglaubens unsrer Vorfahren‘ erzählt Justus Möser: unsre Altvordern hätten, um ihren Kleinen gewisse Lebensregeln leichter einzuprägen, diesen einen sinnvollen Zug sogenannten „Aberglaubens“ angehängt, wie man noch heute Holzklötzchen an Schlüssel befestigt, um diese leichter wiederzufinden. So hätten unsere Vorfahren z. B. gesagt: „Kinder, .. legt die Messer nicht auf den Rücken, die heiligen Engel möchten sich darauf die Füße zerschneiden“ (Westphälische Beiträge 1790 Nr. 38; Sämmtliche Werke Teil 5: Kleinere, den Patriotischen Phantasien verwandte Stücke, hsg. von B. R. Abeken, Berlin 1843, S. 38). Goethe gibt in seiner Betrachtung ‚Justus Möser‘ einen (aus mir unbekannten Gründen im Wortlaut umgebildeten) Auszug aus dem genannten Aufsatz, in dem die angeführte Stelle lautet: „So sagten sie z. E. zu einem Kinde, das sein Messer auf den Rücken oder so legte, daß sich leicht jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden sich, wenn sie auf dem Tisch herumspazierten, die Füße daran verwunden, nicht, weil sie dieses so glaubten, sondern um

Goethe hat sich doch einmal ängstlich machen [lassen]. So geschah es, daß nicht lange nach Kotzebues Ermordung bei ihm ein fremder Herr angemeldet wurde. Zu einem ihm Untergebenen, der sich just bei ihm befand, sagte er: „Sehen Sie doch nach, mein Lieber, was der Mensch für eine Physiognomie besitzt.“ Jener, ein Demagogen-Ahnder[1], kam schnell wieder herein und warnte den Geheimrat auf das nachdrücklichste, indem er eine solche Beschreibung von dem Manne machte und Goethen den Glauben beibrachte, daß dieser Fremde vielleicht böse Absichten auf seine Person haben könne. Kurz, beide malten sich die Hölle so lebhaft an die Wand, daß sich Goethe sogar bereden ließ, den Fremden arretiren zu lassen. Auf die Polizei gebracht, erwies es sich, daß der fremde Herr ein gelehrter polnischer Starost war, welcher hohe Empfehlungsbriefe an Goethe hatte[2].

In unsern Garten[3] eingetreten, klatschte Goethe, in einen grauen Rittermantel gehüllt, gewöhnlich in die Hände unter meines Vaters Fenster. Majestätischer hob[4] sich seine Gestalt.

Goethe, im alten Hause des Botanischen Gartens wohnend, hatte einmal des Guten in Burg. [Burgau?] zu viel getan. Sein Freund, der Maler Hofrat Meyer, ein geborener Schweizer, bewachte ihn treulichst. Ein Fremder pochte an die Tür und trat herein. Meyer stellte sich mit

---

dem Kinde eine Gedächtnishülfe zu geben“ (Werke 41 II, 53). Wegen des ungeschickten Anfassens von Bildern und Medaillen vgl. Teil II Kap. 6 des Romans (Werke 20, 268) und oben S. 212. — [1] Geändert aus „Demagogen-Riecher“. — [2] Über diese Persönlichkeit konnte ich (auch mit Heranziehung der Weimarer Fourier-Bücher von 1819) nichts Näheres ermitteln. — [3] In Jena. — [4] Vielleicht verschrieben für „Majestätisch erhob“.

ausgestreckten Armen in die Kammertür und rief: „Se könne dän Geheimrat nich spräche, der Geheimrat macht Varsche!"

Dr. B. Zelters Bild, erkannte, daß Zelter schwerhörig[?].[1]

Napoleon und Herzogin Luise von Weimar.

Die Herzogin hatte meinem Vater erzählt, daß Napoleon, als sie in das Zimmer trat, wo er im Schlosse von Weimar abgetreten war (1806), sie nicht gleich bemerkend, laut, aber fränzösisch, gedacht habe; er sprach zu sich selbst: „On dit que je me ferai l'empereur de l'Occident, et je le ferai."

Die Fürstin Reuß von Ebersdorf[2], die er sehr hochschätzte, sagte mir dasselbe von Napoleon. Aber als sie ebenfalls unbemerkt in das Zimmer getreten sei, da habe Napoleon ebenfalls laut gedacht: aber italienisch. Leider habe ich vergessen, welches die Worte waren, die sie mir erzählte.

Herder etc.

In die Epoche der Kinderjahre fällt der Besuch Herders nebst Frau[3] und Jean Pauls bei meinen Eltern. Es war damals, wo Jean Paul sich mit dem Fräulein v. F. [Feuchtersleben] verbinden wollte[4]. Herder imponirte dem Knaben ungemein, und er sah ihn mit ehrfurchtsvoller Scheu an.

---

[1] Das von Karl Begas gemalte Bildnis Zelters traf am 13. VIII. 1827 bei Goethe ein (vgl. Goethes Tagebuch, sowie seine Briefe an den Künstler und an Zelter vom 1. IX. 1827). Bei „Dr. B." darf man nicht an Sulpiz Boisserée denken, da dieser nach 1826 nicht wieder bei Goethe war. — [2] Luise, Fürstin von Reuß-Schleiz-Köstritz, geb. Gräfin von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf. — [3] Vom 2. bis 4. Mai 1800 in Ilmenau (vgl. Knebel an Goethe 25. V. 1800). — [4] Im Mai 1799 besuchte Jean Paul Knebeln zweimal in Ilmenau (vgl. Knebels literar. Nachlaß u. Briefwechsel 3, 17/8, und Von und an Herder 3, 144).

Unauslöschlich bleibt mir der Eindruck, wenn ich ihn mit meinem Vater an einem schönen Waldfleck, das wir Herdersruh nannten, sitzen sah. Jean Paul war dem Kinde schon zu süßlich.

Frau v. Berlepsch mit ihrer Prätension machte auf mein kindliches Gemüt einen unangenehmen Eindruck. Ihre Kammerjungfer mußte ihr immer die Betten zum großen Ärger meiner Mutter mit den Füßen zusammenstampfen, bevor sie ihre kolossalen Glieder darauf streckte[1].

In Ilmenau[2] war mein Vater, so lange ich mich dieser Zeit erinnern kann, mit der Übersetzung des Lukrez und der Bearbeitung seiner Gedichte beschäftigt; und ich war fast immer Zeuge, wenn bei einsamen Spaziergängen in den Wäldern seine Seele von den Musen begeistert wurde. — An der jetzigen Chaussee von Ilmenau nach Frauenwald markirt sich auch jetzt noch ein Felsen, damals mit einigen uralten Buchen bestanden. Dies war der Lieblingspunkt meines Vaters, wo ihn poetische Begeistrung erfüllte. Einst saß er dort, ich spielte um ihn herum, fühlte aber, daß ich ihn nicht stören dürfte. Er hatte auf kleine Blätter eine Elegie (ich denke ‚Die redende W.')[3] vollendet, und wir kehrten zu Hause. — Weg waren die Blätter. — Nach einem Jahre ungefähr reiste ich mit meiner Mutter nach Berlin. Ich weiß nicht, mit wem sie sich auf dem Post-

[1] Über die Schriftstellerin Emilie v. Berlepsch, geb. v. Oppel, findet sich in Knebels Tagebuchblättern unterm 18. VIII. 1784 folgende Bemerkung: sie „gab uns das Bild einer geistigen Frau, die mit äußerlicher Grazie Überlegung und Feinheit der Sitten verbindet. Die Schwächlichkeit ihrer Konstitution macht sie der Gesellschaft weniger vorteilhaft" (Knebels literar. Nachlaß und Briefwechsel 3, 373). — [2] Knebels Wohnort vom 23. I. 1798 bis 12. VI. 1804. — [3] Die Elegie ‚Der Hügel', deren Anfang lautet: „Redende Wälder! Du Säulengang, mit schattigen Büschen" (Knebels literar. Nachlaß und Briefwechsel 1, 24).

wagen über den Vater unterhielt. Kurz, der Reisende, der sich für Literatur sehr interessirte, brachte die wohlerhaltenen Bergeblätter auf einmal aus seiner Schreibtafel und gab sie meiner Mutter zurück. Die Sache erklärte sich folgender Maßen. Mein Vater hatte die Blätter auf dem Nachhausewege nicht weit vom Felsen verloren, und dieser Fremde kam mit der Post jenen Weg gefahren, wegen der Schlechtigkeit desselben war er ausgestiegen und fand die Blätter. Für meinen Vater war dies ein sehr angenehmes Geschenk, denn es war ihm unmöglich gewesen dieses Gedicht nochmals hervorzubringen[1].

Zu der Übersetzung des Lukrez wurde er durch Herder veranlaßt[2]. Goethe, Wieland, Herder und Knebel gaben sich die Aufgabe: Versuche zur Übersetzung des Lukrez zu machen. Alle andern stunden davon ab[3] und erklärten einstimmig, daß Knebel der einzige von ihnen wäre, der dieses Werk vollenden könne. Darauf erfolgten die Probe-Abdrücke im ‚Merkur', und Knebel widmete diesem Werk sein übriges Leben[4].

---

[1] Vgl. Knebel an Herders Frau 11. VIII. 1800: „Haben Sie die Geschichte von meinem wiedergefundenen Blatte gehört? Sie ist in der That so wunderbar als die Erhaltung des kleinen Moses" (Von und an Herder 3, 170). — [2] Vgl. Herder an Knebel 6. XI. 1784 (Knebels literar. Nachlaß und Briefwechsel 2, 237). — [3] Von Goethes Übersetzungsversuchen scheint sich nichts erhalten zu haben. — [4] Nachdem Proben der Übersetzung 1792, 1794 und 1803 im ‚Neuen Teutschen Merkur', 1803 auch in Herders ‚Adrastea', und 1816 der Schluß des Sechsten Buches (‚Lucrez Schauergemälde der Kriegspest in Attika') als selbständiges Heft erschienen war, ließ Knebel endlich 1821, als 77 jähriger, das ganze Werk folgen: ‚T. Lucretius Carus von der Natur der Dinge', und erlebte noch zehn Jahre später, 1831, das Erscheinen der 2. Auflage. Goethe hatte die Absicht gehabt, der Übersetzung eine Vorrede beizufügen, die er mit Knebel gemeinsam verfassen wollte; sie blieb aber nur Entwurf (erst ganz neuerdings gedruckt in der Wei-

Schlechter Witz von Goethe.

Als Knebel sich ein Titelkupfer zum Lukrez wünschte, sagte Goethe: „Laß eine ungeh. — davor zeichnen".

Wenn der Vater mit Ausfeilen seiner Verse bei der Übersetzung des Lukrez beschäftigt war, so konnten wir es im untern Zimmer, wo meine Mutter war, hören, denn dann lief er eilig oben im Zimmer herum, und der Fuß-Boden erzitterte, und man hörte das Reiben der Hände.

Interessant waren die Reisen nach Weimar, obgleich ich gewöhnlich mich dafür fürchtete, besonders weil meine selige Tante (die [1]) sehr darauf hielt, daß ich ihr und der Prinzeß Karoline die Hand küssen mußte! Dies war mir so zuwider, daß mein Freiheitssinn dagegen sich empörte, und hat solchen Eindruck auf mich gemacht, daß

---

marer Ausgabe von Goethes Werken 42 II, 448, 50; vgl. Goethes Brief an Knebel vom 21. II. 1821). Auch eine größere Arbeit hat Goethe geplant, in der er Lukrez „als Menschen und Römer, als Naturphilosophen und Dichter" schildern wollte. „Diesen alten Vorsatz auszuführen," heißt es am Schluß seiner Anzeige von Knebels Werk in Band 3 Heft 3 von ‚Kunst und Altertum', „erleichtert mir zu rechter Zeit die wohlgelungene Übersetzung, sie macht es allein möglich. Denn wir sehen sie durchaus würdig mit edler Freiheit vorschreiten, sich selbst klar unser Verständnis aufschließen, auch wenn von den abstrusesten Problemen gehandelt wird. Grazios und anmutig lockt sie uns in die tiefsten Geheimnisse hinein, kommentirt ohne Umschreibung und belebt ein uraltes bedenkliches Original; wie dies alles in der Folge umständlich nachzuweisen sein wird." Diese Arbeit ist leider ebensowenig wie jene Vorrede zustande gekommen; vgl. Goethe an Knebel 27. II. 1830. — [1] Unleserliches Wort. Knebels Schwester Henriette hatte seit dem Sommer 1791 als Erzieherin der Prinzessin Karoline in Weimar gelebt, war dieser nach ihrer Vermählung mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin im Sommer 1810 als Gesellschaftsdame nach Ludwigslust gefolgt und daselbst 1813 gestorben.

ich mich später selten dazu entschließen konnte, einer Dame die Hand zu küssen. In Weimar war ich mit meiner Mutter beständig bei der Herzogin Amalie, die mich sehr gnädig behandelte und mir alle gesittete Freiheiten gestattete, ja sich herabließ, sich durch meine Fragen mitunter plagen zu lassen. Der Aufenthalt in Tiefurt war mir natürlich immer das Köstlichste, da mir daselbst die größte Freiheit gestattet wurde. Tiefurt hatte mein Vater als früherer Erzieher des Prinzen Konstantin in geschmackvollem Stil angelegt, und in den Händen der Herzogin Amalie vervollkommneten sich diese Anlagen. Da, wo jetzt der Tempel dicht an der Ilm steht, waren bei Planirung des Bodens zur Zeit meines Vaters türkische Säbel und andere Waffen, wahrscheinlich aus dem 30 jährigen Kriege, wo hier vermutlich ein Gefecht stattgefunden hatte, gefunden worden.

Wie Geistererscheinungen schweben mehr oder weniger die ausgezeichneten Personen, die ich hier zu sehen Gelegenheit hatte, an meinem Gedächtnis vorüber, aber in ihrer einfachen Größe steht das Bild der Herzogin Amalie vor mir.

Einmal, im Palais in Weimar, mußte ich ihr von der Tafel weg, an der ich immer mit speiste, die Schleppe tragen, was ich, da es mir zuwider war, auf das ungeschickteste vollführte und für immer davon erlöst blieb.

Bei Tafel mokirte sich Fräulein v. Göchhausen über meine ausgesch[la]gene Nase (mit welchem Übel ich oft behaftet war). Die Herzogin nahm es übel und sagte zu Fräulein Göchhausen: wenn sie sich bei meinem Anblick übel befände, möge sie die Tafel verlassen.

In Jena sah ich Voß, dessen Werke ich zum Teil[1] gehört hatte, und ich hatte eine heilige Scheu für den ausgezeich-

[1] Nach „Teil" folgt ein unleserliches Wort über der Zeile.

neten Mann, der damals in der Bachgasse in einem niedlichen Häuschen idyllisch lebte[1].

Eine angenehme Episode war für mich die Reise und längerer Aufenthalt in Nürnberg. Wir logirten im ‚Roten Hahn'; da traf es sich, daß eines Tages Fichte mit Frau, Tochter und Sohn mit uns an Table d'hôte speiste; der Sohn und die Tochter, Kinder von 10—12 Jahren, waren in französischem Kostüm, toupirte und gepuderte Haare, er im Frack, Escarpins und Degen, die Tochter passend dazu angezogen; ich im einfachen, etwas verwilderten Jungenkleide machte einen köstlichen Kontrast dazu, die Tracht gab eine Abgrenzung gegen die Annäherung[2]....

---

[1] Johann Heinrich Voß war im Herbst 1802, während Knebels noch in Ilmenau lebten, von Eutin nach Jena übergesiedelt, das er jedoch schon im Juli 1805 wieder verließ, um nach Heidelberg zu ziehen. — [2] Als Karl v. Knebel Anfang Februar 1823, auf einer Reise nach München, wieder nach Nürnberg kam, wurde die Erinnerung an diese merkwürdige Begegnung wieder sehr lebendig; sein Tagebuch vermerkt darüber: „Hier hatte ich . . als Junge von acht Jahren, mit meinen Eltern im ‚Roten Hahn' logierend, den großen Fichte, Freund meines Vaters, den wir hier zufällig trafen, angestaunt, denn für einen Gelehrten und für einen Dichter hatte ich, wie natürlich auch jetzt noch, einen großen Respekt. Damals aber war es mir, als wenn mir ein Halbgott erschiene, dem ich mich nicht nahen dürfe. Den Dichter erwähne ich nur, weil es mir als Kind mit Voß, der damals in Jena in der Bachgasse wohnte, ebenso ging. Nur Göthe allein hatte mir, als seinem halben Zögling, größeres Vertrauen zu sich erweckt. Fichtes Kinder, ein Sohn und eine Tochter, trugen noch das frühere Kostüm, alt französisch, und ich sah neben ihnen in meiner Nanking-Jacke und bloßem Hals wie ein wilder Junge aus, was ich auch gewesen sein mag." — Die Begegnung mit der Familie Fichte muß 1804 stattgefunden haben, wo Knebel sich mit den Seinigen längere Zeit in Nürnberg aufhielt, um Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen (vgl. H. Düntzer: Freundesbilder aus Goethe's Leben S. 551). Fichtes Sohn Immanuel Hermann, ein Jahr jünger als Karl v. Knebel, war damals 7 Jahre alt und Fichtes

Die vortreffliche, geistreiche Frau v. Stein setzte sich folgende Grabschrift:

Sie konnte nichts begreifen,
Die hier im Boden liegt;
Nun hat sie's wohl begriffen,
Da sie sich so vertieft.[1]

Die Großherzogin Luise bemerkte im Theater der Fräulein v. Baumbach: es wäre Unrecht, wenn man bei einer gut gesprochenen Stelle nicht applaudire. Gleich darauf will die Gräfin Fritsch der Fräulein Baumbach etwas sagen und stößt sie an; diese glaubt, es wäre etwas zu applaudiren, und tut es sogleich. Die Gräfin Henckel, Oberhofmeisterin, welche eingeschlafen war, erwacht vom Schall und tut geschwind ein Gleiches. Es war aber eben ein Theaterdiener mit der grünen Schürze nur über das Theater gegangen. Die ganze Loge fängt darüber an zu lachen. Die Großherzogin glaubt, man tue es aus Ironie und sieht die Oberhofmeisterin mit großen Augen an, welche ihr aber sogleich den Aufschluß gab.

---

einziges Kind; das Mädchen, von Knebel für die Tochter Fichtes gehalten, war dessen Nichte Hannchen Hartmann, die er zu sich genommen hatte (vgl. ‚Achtundvierzig Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten', Leipzig 1862, S. 95/6. 111; diesen Nachweis verdanke ich der Gefälligkeit des Herrn Dr. Friedrich Dannenberg in Jena). — [1] Karl v. Knebel fand diese Verse in dem Briefe der Frau v. Stein an seinen Vater vom 18. V. 1811 (vgl. Wilhelm Bode: Stunden mit Goethe 7, 93).

Goethes Elsaß

Festvortrag gehalten am 29. Mai 1920

von

Friedrich Lienhard

Hochansehnliche Festversammlung!

Obschon in dieser Stunde von einem verlorenen deutschen Lande zu sprechen ist, obschon wir nur mit Scham und Schmerz das Wort Elsaß in den Mund nehmen: betonen wir dennoch die Anrede „Festversammlung".

Das Wort Elsaß ward Sinnbild einer europäischen Lüge; neunzig von hundert dieses von den germanischen Stämmen der Alemannen und Franken besiedelten Gaues sprechen heute wie vor tausend Jahren deutsch; die Namen der Städte, Dörfer, Fluren, Flüsse, Berge, Burgen und allermeisten Familien sind deutsch. Und doch, dem Schlagwort von der Selbständigkeit der Völker zum Trotz, macht der Feindesbund diesen deutschen Landstrich gewaltsam französisch — wiederholt also das Verbrechen des Jahres 1681, das 1870 ausgeglichen war.

Dennoch und trotz alledem: wir betonen die Anrede „Festversammlung". Denn unmittelbar neben dem wehmutschweren Wort Elsaß ertönt mit tröstender Kraft der Name Goethe. Wie auch der Feind unser deutsches Vaterland peinigen mag; wie auch unsre Parteien fortfahren mögen, sich untereinander zu zerfleischen und ihr eigenes Volk zu zerrütten: in edelster Parteilosigkeit und doch als deutschester Besitz erheben sich hier im Herzen Deutschlands die Leuchtgestalten der großen Dichtermenschen. Ihren Namen aussprechen, heißt in diesem Umkreis böse Geister bannen, heißt einen heiligen Hain betreten, heißt jenes friedevolle Olympia im Lande Elis erneuern, in dessen ge-

weihtem Bezirk die Waffen der vielzerrissenen Griechenstämme ruhten, da alle Hellenen sich sammelten im Aufblick zu gemeinsam verehrten Göttern und zur einigenden Freude an edel ausgebildeter Kraft.

Weimar ist unser Olympia geistiger Kraft. Der Goethe-Tag, wie jede echte Erhebung in diesem Namen, sei nicht Rückschau, sondern Aufschau zu den immerlebendigen Meistern!

In diesem Zeichen lassen Sie nun einen heimatlosen, doch in deutscher Kultur von ganzer Seele sich zu Hause wissenden Elsässer an dieser Stätte zu Ihnen sprechen! Und aus dem vergewaltigten Elsaß der Gegenwart mit seinen fast hunderttausend Ausgewiesenen; aus dem ernüchterten Elsaß, dessen Rekruten jetzt in Frankreich gedrillt werden — lassen Sie uns zurückschauen auf Goethes Elsaß, auf ein Land der Liebe, das vom Zauber unendlicher Seelenschönheit auf das anmutigste umsponnen ist!

1.

Der Student, der Anfang April 1770 einzieht, findet zwar die Stadt Straßburg „nicht um ein Haar besser noch schlimmer als alles, was ich auf der Welt kenne, das heißt sehr mittelmäßig". Dann aber ist es das Münster, das ihn künstlerisch packt und das ihm einen ersten großen Rundblick gewährt. Er steht auf der Plattform; er prägt noch in ‚Dichtung und Wahrheit' das Ergebnis dieser ahnungsvollen Umschau in folgende Worte:

„Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weit umherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichtum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende

flache Grund, welchen die Ill bewässert; selbst westwärts, nach dem Gebirge zu, finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs gewähren, so wie der nördliche, mehr hügelige Teil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachstum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäeten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von teils angebauten, teils waldbewachsenen Bergen begrenzt: so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte."

So war denn das Münster mit seinem bestrickenden Rundblick der Ausgangspunkt für Goethes elsässische Fahrt. Und zugleich war in diesem gotischen Bau, zu dem der schaudurstige Dichter immer wieder zurückkehrte, ein erhabenes Symbol oder anschauliches Beispiel gegeben für den faustischen Drang, die Pyramide des Daseins so hoch als möglich zu steigern und das Enge ins Ewige zu erweitern. Aber den andren Pol der elsässischen Erlebnisse bildet mit unveralteter Leuchtkraft die liebliche Gestalt der Friederike Brion von Sesenheim.

Noch eilt er nicht hinaus. Er läßt zunächst seine Tischgenossen an unsren teilnehmenden Blicken vorüberziehen; er springt von der Baukunst stracks in die Tanzkunst hinüber; dann legt das 10. Buch weit ausholend Herders aufrüttelnde Wirkung dar, und nun erst kommt jene Sommerfahrt, die in Sesenheim endet. Nach dem unvergänglichen Liebesidyll, von den Professoren und Gesamtverhältnissen sprechend, faßt dann Goethe das Ergebnis der anderthalb elsässischen Jahre eigentlich in ein einziges Wort zusammen.

Und wie lautet dieses Wort, in das man die Geistes-

und Herzensbeute aus dem elsässischen Halb-Frankreich zusammenpressen kann? Es ist des Dichters Erwachen zur „Deutschheit".

In bezug auf Erwins Dom betont Goethe selber: „Da ich nun an alter deutscher Stätte dieses Gebäude gegründet und in echter deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters auf dem bescheidenen Grabstein gleichfalls vaterländischen Klanges und Ursprungs war, so wagte ich, die bisher verrufene Benennung gotische Baukunst aufgefordert durch den Wert dieses Kunstwerks, abzuändern" — und er empfiehlt sie der Nation als „deutsche Baukunst", verfehlt auch nicht, mündlich und in einem kleinen Aufsatz über Erwin von Steinbach seine „patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen". Friederike ihrerseits ist ein echt deutsches, wesentlich vom Gemüt aus bezauberndes Mädchen, das Urbild des weltberühmt gewordenen Gretchen. Wir erinnern uns an Goethes Schilderung der Siebzehnjährigen, die dort am ländlichen Himmel wie ein allerliebster Stern aufging:

„Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen, mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen."

In jedem Lebensabschnitt pflegte den werdenden Dichter eine Muse zu begleiten: diese „Friderica Elisabetha Brionin", wie sie sich einmal als Göttel unter einer Taufurkunde feierlich unterzeichnet, von der wir kein beglaubigtes Bildnis be-

sitzen, war seine elsässische Muse. Und zwar keine Städterin, wie zuvor in Leipzig Käthchen Schönkopf und nachher in Frankfurt Lili Schönemann; noch weniger eine Hofdame, wie bald darauf in Weimar Charlotte v. Stein: sondern ein Landmädchen, in dem sich die beseelte Kultur des Pfarrhauses mit der gesunden Natürlichkeit unseres elsässischen Dorflebens auf das lieblichste vereinigt. In scherzender Verkleidung naht er ihr und greift auch nachher noch einmal zu seiner beliebten neckischen Maskerade; aber die Stärke des Erlebnisses wird bald mächtiger als alle Rokoko-Tändelei. Und nun bricht die Wahrhaftigkeit und Unmittelbarkeit des Gefühls zum ersten Mal im jungen Dichter heraus — „Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde! / Und fort! wild, wie ein Held zur Schlacht" — und endet mit leidvollem Abschied.

So ist jenes Gesamtgefühl, das Goethe in das Wort „Deutschheit" zusammenfaßt, innigst verbunden mit einer Erneuerung seiner ganzen Herzenswelt.

Man vergleiche den ersten Brief an Friederike nebst Sesenheimer Liedern mit irgendeiner der brieflichen Plaudereien aus der Zeit des Leipziger Klein-Paris! Wie viel jubelnder und inniger strömt es aus dem Liebenden heraus! Es ist Mozartsche Anmut in den Jung-Goethe-Briefen; doch hinter allem Tanzjubel und in aller Naturfreudigkeit des Jünglings, der hier mit Vollbehagen den Sprung ins Freie wagt, klingt jener wehmütige Unterton des faustischen Titanismus, den wir später auch in den Wirbeln der lustigen Weimar-Zeit vernehmen: „Und doch, wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als das alles" (29. Mai 1771).

Wir finden es in Goethes Lebensbild betont, daß der Dichter und sein Freundeskreis in Straßburg „alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig" wurden. Man

kennt jene Stellen in ‚Dichtung und Wahrheit‘, wo er über diese merkwürdige Sinnesänderung auf politisch französischem Boden nachdenklich spricht:

„Wir faßten den Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen. Auch hiezu fanden wir im Leben Gelegenheit und Teilnahme. Elsaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben sein ... Gar manche Einwohner von Straßburg bildeten zwar abgesonderte, aber doch dem Sinne nach verbundene kleine Kreise, welche durch die vielen Untertanen deutscher Fürsten, die unter französischer Hoheit ansehnliche Strecken Landes besaßen, stets vermehrt und rekrutiert wurden: denn Väter und Söhne hielten sich Studierens oder Geschäfts wegen länger oder kürzer in Straßburg auf. An unserm Tische ward gleichfalls nichts wie Deutsch gesprochen.“

Dazu kam noch mancher Einfluß, der diese Hinwendung zur Deutschheit bestärkte: der Polarstern Friedrich der Große; die Abneigung gegen Voltaires parteiische Unredlichkeit; die unbehagliche Empfindung, daß im französischen Staatswesen manche gesetzlose Mißbräuche auf eine kommende schwere Veränderung der Dinge hindeuteten; der Verdruß darüber, daß man gerade im bejahrten und vornehmen Frankreich den Deutschen überhaupt Geschmack absprach; und nicht zuletzt eine wachsende Freude an Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls überhaupt, das durch Shakespeare und Homer, Ossian und Volkslied, Erwins Münster und Herders Einfluß belebt, befreit, beflügelt wurde.

„So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig. Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich, so daß wir auf dem Punkte standen, uns der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß schon seit langer Zeit zu höheren, freieren und ebenso wahren als

dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und uns erst heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrscht hätte. Ich brauche kaum zu sagen, daß hier Shakespeare gemeint sei."

So erlebt der Student der Rechte, der ins Elsaß gekommen war, um — wie er an Käthchen Schönkopf schrieb (30. Dez. 1768) — „zu sehen, wie sich das französche Leben lebt, und um französch zu lernen", ebendort das Erwachen zu bewußtem Deutschtum. Man könnte erweiternd sogar sagen: zu germanischer Art, wenn man seine damalige Beschäftigung mit englischer Dichtung — in die er auch Jung-Stilling einführte — besonders hervorhebt.

Götz und Faust nebst Gretchen, am Fuße des Münsters empfangen, sind die drei unvergeßlichen Gestalten, die wir jenem jugendfrischen Einfühlen in das deutsche Mittelalter verdanken. Auch ‚Hans Sachsens poetische Sendung' paßt noch in diese Stimmung. Also Burg und Reichsstadt! Es ist dasselbe Stoff- und Stimmungsgebiet, das im jungen Richard Wagner unmittelbar hintereinander zur Gestaltung drängte, als er sogleich nach dem ‚Tannhäuser' oder dem ‚Sängerkrieg auf der Wartburg' die Skizze zu einem andern Wettsingen entwarf: zu den ‚Meistersingern von Nürnberg'. In solchen Fällen sucht das mittelalterliche Deutschland mit dem gegenwärtigen Geschlecht über die Jahrhunderte hinüber Verbindung. Die großen tüchtigen Toten erwachen wieder in einem großen tüchtigen Lebendigen; und so wird der Dichter ein Beschwörer der Geister — und auch des Geistes, der jene kräftigen Zeiten und jene ringenden Menschen belebt hat. Der Sohn der Reichsstadt Frankfurt, der von der Kaiserherrlichkeit des Mittelalters schon am Main eine bedeutende Anschauung erhalten hatte, ward in der Reichsstadt Straßburg und in der gesunden Herzlichkeit elsässischen Volkstums, wo er aus den Kehlen der ältesten

Mütterchen Volkslieder erhaschte, vollends für bewußtes Deutschgefühl gewonnen. Anschauungsunterricht gaben dabei ein erhabenes Steingebilde und ein liebliches Menschenbild: Erwins Meisterwerk und das Meisterwerk Friederike.

2.

Doch das Wort „Deutschtum" genügt nicht. Auch der Kleinbürger kann deutsch sein. Wir müssen beim Dichter des ‚Faust' schon tiefer greifen.

Ich sehe den Meister, dem der heutige Tag geweiht ist, als ungebeugten Greis vor der Tür eines böhmischen Gasthofs sitzen. Wir sind zu Marienbad; es ist der Sommer 1821. Neben ihm plaudert eine liebreizende siebzehnjährige Blondine. Diese schlanke, schmale Ulrike, noch halb ein Kind, hatte die letzten Jahre in einer Pension zu Straßburg verbracht. Sie mußte dem Dichter, den sie mehr als einen Gelehrten empfand, viel von jenem Elsaß erzählen, das der Student einst vor 50 Jahren durchstreift hatte. Bald nennt er das junge Mädchen „Liebling" und „Töchterchen". Es erblüht aus Spaziergängen und Unterhaltungen eine zarte Freundschaft zwischen Greis und Jungfrau. Diese Freundschaft wird im Herzen des immer jungen Dichters eine letzte Liebe. Und diese Liebe zu Ulrike v. Levetzow, von Tränen der Entsagung übertaut, verdichtet sich zur berühmten ‚Trilogie der Leidenschaft', zur Marienbader ‚Elegie'.

„Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rat als grenzenlose Tränen."

In grenzenlosen Tränen also endet Goethes letzte Liebe. Wir wissen, wie es ihn erschüttert, ja krank gemacht hat, daß er Ulrike aufgeben mußte, daß auch hier Entsagung am Ende der wonnig zusammenklingenden Tage stand, daß auch hier das Schöne sich nicht festhalten ließ. Es sind Stellen in jener Elegie, die an Petrarcas 104. Sonett er-

innern, an jenes Laura-Gedicht, daß Franz Liszt in seinem Tonstück ‚Sonetto del Petrarca‘ so wirksam musikalisch gestaltet hat. „Schon wälzt' hinab der Himmel siebzehn Jahre, / Seit ich entbrannt' und nie mehr konnt' erkalten", singt der Dichter von Avignon, leidvoll an die nie erreichte Laura zurückdenkend; „O wehe mir, wann wird der Tag sich zeigen, / Wo ich, der ich so nahe bin am Ziele, / Der Glut entrinne und dem langen Wehe?" Und der nicht minder leidensfähige, doch großzügigere Goethe seinerseits wehklagt:

„So quellt denn fort! und fließet unaufhaltsam;
Doch nie geläng's, die innre Glut zu dämpfen!
Schon rast's und reißt in meiner Brust gewaltsam,
Wo Tod und Leben grausend sich bekämpfen.
Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen;
Allein dem Geist fehlt's am Entschluß und Willen,

Fehlt's am Begriff: wie sollt' er sie vermissen?
Er wiederholt ihr Bild zu tausend Malen" —

und so bis zum wehevollen Schluß:

„Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war."

Durch den Schleier dieser „grenzenlosen Tränen" hindurch schauen wir nun auf Goethes elsässische Liebe zurück. Hat Ulrike durch ihre Erzählungen das Idyll von Sesenheim wieder heraufbeschworen? Ließ die neubelebte Erinnerung an die tote Friederike, an dieses „jugenderste, längstentbehrte, höchste Gut", etwa „des tiefsten Herzens frühste Schätze" wieder aufquellen und wurde Liebeswerberin für die lebendige Ulrike? Jedenfalls reichten sich dort in Marienbad Elsaß und Binnenland, Jugend und Greisenalter über 50 Jahre hinüber die Hand. Und dort wie hier war Entsagung neben aller dichterisch-seelischen Bereicherung das schmerzlich-süße Ergebnis. „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte," heißt es in ‚Dichtung und Wahrheit‘, wo

er den Abschied von Sesenheim berührt, „standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute.“

Hier wie dort ist eine durchaus auf das Schöne eingestellte dichterische Natur in Leid und Liebe tätig. Goethe hatte die Begabung, landschaftliche oder künstlerische und menschliche Eindrücke durch die magische Gewalt seines Auges festzuhalten und mit treuester Behaltungskraft seinem Gesichtskreis und seinem Herzen einzufügen, so daß er sie immer wieder aus diesem Schrein hervorzaubern konnte. Man weiß ja, daß ihn manche Stoffe, Gestalten und Eindrücke durch Jahre und Jahrzehnte begleiteten, bis sie dichterische Form annahmen. Er hatte Bildkraft genug, wie er selbst erzählt, solche traute Gesellschaft immer wieder nach Belieben aus der Innenwelt heraufzubeschwören — wie Faust die schöne Helena. So tritt Friederike zunächst als elsässische Pfarrerstochter vor sein äußeres Auge; ihr Nachbild bleibt in ihm, bildet an Fausts Gretchen mit und steigt ganz am Ende seines langen Lebens noch einmal empor als jenes verklärte Gretchen am Schluß von Fausts Himmelfahrt. Dort spricht „die eine Büßerin (sonst Gretchen genannt)“:

„Sieh! wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!
Vergönne mir, ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.“

Und der holden Fürbitterin antwortet die Mater gloriosa:

„Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet, folgt er nach.“

Das einst verführte Gretchen ist also Führerin geworden: sie zieht, als Inbegriff der Schönheit, Reinheit und Liebe, den Schönheit und Weisheit suchenden, ewigliebenden Faust mit sich empor in höhere Lebenszustände. Welch eine

köstliche Form des Dankes für Erdenglück und Erdenliebe! Und welche Versöhnung des einstigen Erdenleides! Zugleich aber auch: welche wechselseitige Befruchtung zwischen männlicher und weiblicher Seelenkraft!

So nur, im Lichte der Ewigkeit betrachtet, enthüllen Goethes Liebes-Erlebnisse — die zugleich im Winckelmannschen Sinn Erlebnisse der Schönheit sind — ihre letzte Tiefe. Alle die Gestalten zwischen Friederike und Ulrike: eine Lili Schönemann, Charlotte v. Stein, Wilhelmine Herzlieb, Marianne v. Willemer, und wie sie heißen mögen, sie wirken durch sein Auge in seine Seele und werden nicht sein bürgerlicher, wohl aber sein geistiger Besitz, mitbauend an seiner Innenwelt, uns alle bereichernd und in Rückwirkung durch seine Liebe auch ihrerseits in ihrer Innenwelt bereichert. Und so endet, unbürgerlich betrachtet, auch das Idyll von Sesenheim eigentlich erst im Kosmischen und hat andrerseits im deutschen Gefühlsleben heute noch nachschimmernde Leuchtkraft.

3.

Sesenheim! Vor meinem inneren Auge steigt inmitten jener heißen, von Fruchtbarkeit strotzenden Ebene ein Sommersonntag empor. Vom Vogesen-Klub waren wir zu einer Feier eingeladen. Der Germanist unserer Universität, Ernst Martin, hielt am Friederiken-Hügel die Festrede. Weit um uns her Gärten und Äcker, Wiesen und Wälder eingetaucht in jene tiefblaue, schwere Luft des Rheintales, die uns oft so wundervoll glühende Abendröten an den Wasgauhimmel malt. Goethe spricht einmal mitten in den Sesenheimer Abschnitten in ‚Dichtung und Wahrheit' von eben dieser sommerlichen Landschaftsstimmung, die man nie mehr vergißt, wenn man dort an wilden Rosenhecken, zwischen Kornähren und Weinbergen gelebt und geliebt hat.

„Monate lang," schreibt er, „beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Tau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, türmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzt, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinah schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger, als ich sie irgend beobachtet."

Dies ist wieder einmal eine jener bewundernswert genauen Naturbeobachtungen unseres schaukräftigen Dichters. Zumal die tagelang am Himmel stehenden weißen Wolken über der dunsthaltigen, von viel Gewittern besuchten Sommerlandschaft und den goldgelben Feldern sind bezeichnend für unser Elsaß. Der Dichter gibt diesem Lande, so oft er es erwähnt, schmückende Beinamen, wie mehrfach „das herrliche Elsaß", „das teure Elsaß", „die herrliche Elsässer Ebene", „das weite, reiche Land"; auf dem Bastberg bei Buchsweiler spricht er von einer „völlig paradiesischen Gegend", wie er schon auf der Münsterplattform, ins Gelände schauend, den Ausdruck „ein neues Paradies" geprägt hatte. An jenem Sommersonntag in Sesenheim sahen wir Festteilnehmer gegen Abend Goethes ‚Fischerin' an der breit und lässig dahinfließenden, umschilften und umwaldeten Moder im Freien aufgeführt. Es war wohl die letzte Aufführung dieses deutschen Singspiels im deutschen Elsaß. Ich habe noch als letzten Eindruck jene langsam hinabglühende Abendröte und ein kleines Feuer am Ufer vor der Fischerhütte in Erinnerung, während wir Zuschauer auf der Brücke und am Waldrand nach Wort und Liedern hinüberlauschten, und die aufdämmernde Nacht mehr und mehr das kühl hauchende Gelände überdeckte.

4.

Diese Landschaft, von der ich Ihnen soeben einen Gesamteindruck zu geben versuchte, war zu Goethes Zeit französisch. Was heißt dies Wort „französisch"? Wurde der Hopfen der Sesenheimer Gegend anders von den Stangen geholt und in Körbe gezupft? Wurde das Welschkorn oder der Mais anders in goldene Büschel gebunden und an die weißen Fachwerkhäuser zum Trocknen aufgehängt? Oder sangen die Mädchen, wenn sie an Sonntagabenden Arm in Arm vors Dorf zogen, andere Volkslieder als etwa das „Röslein auf der Heide" oder „Ich steh auf einem hohen Berg" oder „Es stehen drei Sterne am Himmel, / Die geben der Lieb' ihren Schein"? Predigte der Pfarrer auf seiner Dorfkanzel anders als deutsch?

Nein. Sprache nebst Volkstum jener alemannisch-fränkischen Gefilde war und blieb deutsch. So war's zu Goethes Zeit, so war's tausend Jahre zuvor, und so ist es heute. Freilich war es ein scheckiges Vielgebilde, was sich im 18. Jahrhundert als elsässische Landschaft vor den Augen des politischen Betrachters ausgebreitet hat. Eine ansehnliche Reihe von adligen Herren und kleineren Fürsten hatte auf dem linken Rheinufer Besitzungen unter französischer Oberhoheit. Schon in Goethes kurzer Sommerreise fällt uns auf, daß er alle Augenblicke in irgendeiner kleinen Residenz landet. In Zabern erregt der Anblick des bischöflichen Schlosses Bewunderung: es ist der Sitz eines geistlichen Herrn, des kleinen zusammengefallenen Kardinals Rohan. Das gleich hernach erreichte Buchsweiler ist der Hauptplatz der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Hoheit gehörig. Nebenbei hat dieser Landgraf auch in Straßburg, in der Brandgasse, ein bedeutendes Absteigequartier, den sogenannten Darmstädter Hof, später Bürgermeisteramt.

„Eine daselbst [in Buchsweiler] angestellte Regierung und Kammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines sehr schönen und wünschenswerten fürstlichen Besitzes", schreibt Goethe. „Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beschauen. Mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reste mancher ähnlichen Anstalten zeigten, wie angenehm diese kleine Residenz ehemals müsse gewesen sein."

Und nun kommt in Goethes Schilderung wieder eine Stelle, die für seine Beobachtungsgabe Zeugnis ablegt. Er konnte gar keinen vorteilhafteren Aussichtspunkt finden, als den nahegelegenen Bastberg, um einen Rundblick zu werfen auf einen großen und vielleicht den anmutigsten, von Hügeln belebten, vom Vogesenkranz umsäumten Teil des unteren Elsasses:

„Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahgelegenen Bastberg die völlig paradiesische Gegend überschaute. Diese Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft, machte mich zum ersten Male auf solche Dokumente der Vorwelt aufmerksam; ich hatte sie noch niemals in so großer Masse beisammen gesehen. Doch wendete sich der schaulustige Blick bald ausschließlich in die Gegend. Man steht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernsten Gebirge begrenzt, das sich gegen Abend nach Zabern hin erstreckt, wo man den bischöflichen Palast und die, eine Stunde davon liegende Abtei Sankt Johann, deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr schwindende Bergkette der Vogesen bis nach Süden hin. Wendet man sich gegen Nordost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felsen, und gegen Südost hat das Auge die unendliche Fläche des Elsasses zu durchforschen, die sich in immer mehr abduftenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht, bis zuletzt die schwäbischen Gebirge schattenweis in den Horizont verfließen."

So hat der Meister ruhiger Betrachtung jene unvergleichliche Landschaftstimmung in wenige Sätze zusammengedrängt.

Die Reisenden wenden sich dann über die kleine Bergfeste Lützelstein, die durch Jahrhunderte Sitz einer Grafschaft war, nach dem Saartal, wo in Beckenheim wieder ein „Lustschloß" und „große Gebäude eines ehemaligen Herzogs von Lothringen" den Blick anziehen; dann über Saargemünd in die kleine, wohlausgezierte Residenz Saarbrücken. Nach einer Streife durch Fabrikgebiete — wobei der Dichter eine stimmungsfeine Mondnacht am Jagdschloß eines Fürsten von Nassau einsam verbringt — kommen sie auf dem Rückweg wieder durch eine „schöne und merkwürdige Residenz", durch Zweibrücken, mit einem „großen, einfachen Schloß", mit „weitläufigen, regelmäßig mit Lindenbäumen bepflanzten, zum Dressieren der Parforcepferde wohleingerichteten Esplanaden." An der Wasserscheide treffen die Reiter das Städtchen Bitsch: auch dieses Felsenschloß, bis in unsre Zeit herein als Garnisonplatz und kleine Festung benutzt, war einst Sitz einer Grafschaft.

Durch das waldreiche Bärental gelangt der Dichter nach Niederbronn, wo die Eisenwerke des Herrn v. Dietrich Aufmerksamkeit erheischen: „Dietrich hatte diesen kleinen Ort den Grafen von Leiningen und andern Besitzern abgekauft." Hier, in diesen von den Römern schon angelegten Bädern, umspült ihn der Geist des Altertums, „dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und -schäften mir aus Bauernhöfen, zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräten gar wundersam entgegenleuchteten." Noch wird die Wasenburg bestiegen, ein uraltes römisches Kastell und mittelalterliche Ritterburg; dann geht's nach dem nahen Reichshofen, wo „Herr v. Dietrich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ." Wir sind dort in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes von Wörth. Und endlich, durch den Hagenauer Forst hindurch, endet die Reise im geliebten Sesenheim.

Wir sehen: auf dieser verhältnismäßig kurzen Strecke begegnet uns eine erstaunliche Anzahl Residenzen oder adliger Besitzungen. Es ist dies bezeichnend für die damaligen Verhältnisse. Dieser Groß- und Kleinadel, insbesondere die reichsunmittelbare Ritterschaft, war neben dem gebildeten Bürgertum der Träger des gesellschaftlichen und geistigen Lebens. Die vornehmen Herrschaften hatten vielfach in Straßburg ihre Hotels oder Absteigequartiere und waren oft auch Chefs dortiger Regimenter. Da haben wir im Landadel die angesehenen Namen der Herren v. Dietrich, Türckheim, Berckheim, Oberkirch, Glaubitz, Zorn von Bulach, Böcklin von Böcklinsau und andere; da sind fürstliche Herren wie die Landgrafen von Hessen-Darmstadt, das Badische Haus, die Grafen von Leiningen, der Pfalzgraf von Zweibrücken, früher auch die berühmten Grafen von Pfirt oder das nicht minder erlauchte Geschlecht der Rappoltsteiner; hart daneben das württembergische Amt Reichenweier, das mit Mömpelgard und Horburg bis zur Revolution zusammengehörte — und so weiter! Sie sehen: überall deutsche Namen! Dies alles bildete neben den alten deutschen Reichsstädtchen, die sich am Wasgau entlang ziehen, und neben dem geistlichen Besitz — Straßburg war fürstbischöflicher Mittelpunkt — das buntscheckige Elsaß des 18. Jahrhunderts.

Unter den Reichsstädten obenan stand Straßburg selbst, das damals etwa 43000 Einwohner hatte, nach Aussehen und Verfassung noch ganz Mittelalter, umgeben mit Wällen, Bastionen und starken Türmen, geschützt durch die vereinten Wasser von Ill und Breusch. Die Stadtverfassung hatte 300, die 20 Zünfte vertretende Schöffen, 20 Ratsherren nebst 10 Konstofflern, worunter 4 Stettmeister einen engsten Rat bildeten, an dessen Spitze der regierende Ammeister stand. Es gab eine Kammer der Dreizehner und der

Fünfzehner; man faßte das ganze Ratsgebilde gewöhnlich in den Namen zusammen: „Die Herren Räth' und Einundzwanziger." Frankreich ließ durch einen königlichen Prätor die Oberhoheit ausüben. Einige dramatische Gesellschaftsbilder der Sturm- und Drang-Periode, wie die ‚Kindermörderin' des Straßburgers Heinrich Leopold Wagner oder ‚Die Soldaten' des unglücklichen Jakob Michael Reinhold Lenz spiegeln die Sittenzustände und die manchmal barbarischen Strafen jener Garnisonstadt wieder, die in 10 Kasernen 12000 Mann meist deutscher Soldaten beherbergte.

Der Geschichtschreiber Strobel hebt in seiner ‚Vaterländischen Geschichte des Elsasses' (Straßburg 1851) den deutschen Grundton des Bürgertums deutlich hervor: „Diese Erhaltung des deutschtümlichen Charakters bewährte sich in den äußeren Verhältnissen wie in den Familienkreisen, in der Kleidung, am merklichsten im Kopfputz der Weiber und Jungfrauen, in den Gebräuchen, Festlichkeiten, Belustigungen, bedeutend auch in der Erziehung der Kinder." Der französische Einschlag bekundete sich in der Bildungssprache der oberen Schichten, in der Anwesenheit mancher französischer Fecht- und Tanzmeister, Schneider und Friseure, eines französischen Theaters und dergleichen mehr. Oper und Schauspiele, Redouten, Konzerte, Bälle, Diners, Picknicks, Spazierfahrten und allerlei Glücksspiele nebst verliebten Galanterien stimmten auch dort den wesentlich von Paris aus beeinflußten Ton des Rokoko-Zeitalters. Und so wandelten auf der Straße der Hauptstadt, wenn der Student aus seinem „wohlgelegenen und anmutigen Quartier an der Sonnenseite des Fischmarktes" auf die „immerwährende Bewegung" hinabsah, die Vertreter der zwei Schichten wohlgemut durcheinander: hier die Offiziere in der farbenreichen Tracht jener Zeit, die mit Gold- und Sil-

berbesatz nicht sparte, dort ein Adliger mit Schnallenschuhen und Strümpfen, den Galanteriedegen an der Seite; dort wieder neben der stilvoll frisierten Dame mit hohem Toupet ein Bürgermädchen in kurzem, knappen Kleid mit deutschen Zöpfen. Das Bürgertum verharrte damals wie heute in jener Mundart, von der Georg Daniel Arnold noch lange nachher (1816) in seinem auch von Goethe mit herzlichem Behagen aufgenommenen ‚Pfingstmontag' eine meisterliche Wiederspiegelung gibt.

Wunderlich berühren uns nebenbei die Höflichkeitspflichten jener vornehmen Welt. Wir lesen darüber z. B. in Briefen des Prinzen Karl August von Meiningen, der mit seinem Bruder Georg 1775 in Straßburg geselligen Schliff suchte:

„Wir fuhren in die Sonntagscour bei den Chefs [der Regimenter], dem Intendanten und dem Vicekommandanten. Dieser Cour müssen alle Menschen beiwohnen, sonst wird man für unhöflich gehalten. Man steigt bei jedem Hause von so einem Manne aus, geht hinauf, sagt dem Maître d'Hôtel, daß man da wäre, um aufzuwarten, und wie man heißt, welcher die Türe aufmacht und den Namen ausruft. Man geht langsam ins Zimmer, macht ein kleines Compliment an die auf beiden Seiten stehenden Personen, geht gerade auf den Hausherrn los und macht ihm ein tiefes Compliment, fragt, wie er geschlafen habe, wie er sich befinde, ob er in dem letzten Spectacle gewesen wäre, ob nicht dieser oder jener Acteur oder Actrice gut oder schlecht gespielt habe, ob ihn der letzte Bal de nuit oder Redoute oder Piquenique gefallen habe, und dergleichen allgemeine Dinge mehr; hierauf spricht man ein wenig mit Leuten, die man kennt, läßt sich von ihnen andere präsentieren, und schleicht sich heimlich wieder weg, wenn eben die Thür aufgeht."

5.

Man begreift, daß bei solcher Vorherrschaft des Adels, besonders des kleinen Landadels, das Militär-Institut des blinden Dichters und Erziehers Konrad Gottlieb Pfeffel zu

Colmar geradezu eine Notwendigkeit war.[1] Im Gegensatz zum katholischen Saint-Cyr bei Paris nahm Pfeffel die Söhne protestantischer Adliger in seine sehr geachtete Erziehungsanstalt auf.

Es ist nun reizvoll, an der Hand von Pfeffels Fremdenbuch (das im Jahre 1892 Archivrat Pfannenschmid veröffentlicht hat) die durch das gastfreie Elsaß reisenden Berühmtheiten jener Zeit vorüberziehen zu lassen.

Da lesen wir den Namen von Goethes Schwager Schlosser, der damals in Emmendingen markgräflich-badischer Oberamtmann war. Durch diesen taucht Friedrich Maximilian Klinger, der Dichter von ‚Sturm und Drang', im Hause des maßvoll-ruhigen Blinden auf, der nicht viel Freude an dieses ungeklärten Stürmers Wesen bekundet. Lenz, „ein liebenswürdiger Junge", verkehrt bei Schlosser und bei Pfeffel; man weiß, daß er später mit seinen genialisch-krankhaften Anfällen den guten Oberlin im Steintal nicht wenig in Bedrängnis gebracht hat. Engelbach aus Buchsweiler, Goethes Reisegesell, ist unter den Besuchern. Jung-Stilling trägt sich sehr bezeichnend ein: „Dies schrieb an einem der unvergeßlichsten Tage seines Lebens im Gefühl ewiger Freundschaft Dr. Johann Heinrich Jung, genannt Stilling." Kriegsrat Merck aus Darmstadt macht seinen Eintrag; Lili Schönemann, aber als Frau v. Türckheim, kommt mit einem Sohne zu Besuch. Der Kraftapostel Kaufmann steigt ab; Cagliostro fehlt nicht. Die Begegnung mit Lavater (1774) ist uns in einigen Worten aufbewahrt, die für den Freundschaftsgehalt jener Zeit und

[1] Vgl. über den Pfeffelschen Kreis die neuere wissenschaftliche Arbeit von Joseph Maria Bopp: G. K. Pfeffel als Prosaschriftsteller (Straßburg 1917). — Ich vermeide möglichst Literatur-Nachweise; nur Ernst Traumann: Goethe, der Straßburger Student (Leipzig 1910) sei als ein Hauptwerk über unseren Gesamtstoff genannt.

Menschen kennzeichnend sind. Der blinde Hausherr wird ins Empfangszimmer geführt, wo ihn ein Fremder erwartet. „Und wer sind Sie, mein werter Herr?“ fragt Pfeffel. — „Lavater aus Zürich.“ — „Welcher Lavater? Der Diakonus, welcher in die Ewigkeit geblickt hat?“ — „Eben der.“ — „O mein Gott,“ ruft Pfeffel, den Besucher frohbewegt in die Arme schließend, „Sie, mein Freund Lavater!“ — Zweimal kommt auch der würdige und tatkräftige Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer des Steintals, nach Colmar und bewundert die pädagogischen Einrichtungen des vortrefflichen Erziehers. Zahlreiche Adlige, Offiziere und auch Fürsten tauchen auf oder senden ihre Söhne: der Kurprinz von der Pfalz, später Ludwig I. von Bayern der Herzog von Württemberg, der Fürst von Dessau.

Unterm Mai 1784 stehen im Fremdenbuch einige Namen, die uns noch vertrauter berühren: Charlotte v. Lengefeld mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Karoline nebst deren Verlobten v. Beulwitz. Sie kamen von Lavater und noch weiter her, vom Genfer See, wo sich Lotte in der französischen Sprache vervollkommnet hatte. Von Pfeffel fuhren sie übrigens nach Mannheim und sprachen dort zum erstenmal, wenn auch flüchtig und ohne Ahnung künftiger Herzensbeziehungen, den Theaterdichter Friedrich Schiller.

Charlotte Schiller behielt auch später, von Thüringen aus, warme Zuneigung zu Pfeffels Arbeiten, die sie immer „mit Rührung“ las: „Die Zeit, wo ich ihn kennen lernte, ist mir unvergeßlich, und die wenigen Tage, die ich ihn sah, haben eine lange Erinnerung in mir erhalten“ (vgl. Vollmer: Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, Stuttgart 1876). In Rücksicht auf Pfeffels Beliebtheit ließ Schiller, als Herausgeber der ‚Horen‘, den Verleger Cotta um des Elsässers Mitarbeit bitten.

So eng war jenes Elsaß mit deutscher Kultur verknüpft.

Da wir Pfeffels Bezirke streifen, lohnt es sich wohl, einen vergleichenden Blick auf die Stimmungswärme dieser Menschengruppe zu werfen. Der Fabeldichter und Erzähler blieb ungefähr auf der literarischen Stufe eines Gellert, bei dem er in Leipzig Vorlesungen gehört hatte, lebenslang stehen. Seiner Gefühlsweise entsprechen etwa noch Gleim oder Johann Georg Jacobi, den er im benachbarten Freiburg im Breisgau oft besuchte, auch Lavater und Jung-Stilling. Sein mild-moralischer Rationalismus war aber von ausgezeichnetem Einfluß auf einen großen Teil der damaligen Jugend; auch sein vorbildliches Familienleben strahlt wohltuende Gemütswärme aus. Zu Goethe dem Dichter fand Pfeffel ebensowenig Zugang wie zum Menschen; und er wie Jacobi und Schlosser waren ergrimmte Gegner des „Kantischen Unfugs", berührten sich also darin mit Gleim und dem größeren Herder.

Und doch, wenn man das Menschliche dieses Kreises (das ich in meinem Kulturbild ‚Oberlin' zu schildern suchte) unbefangen auf sich wirken läßt: wieviel seelische Schönheit!

Da wohnten — gestatten Sie mir diesen Ausflug! — im benachbarten Schlößchen Schoppenweiher die vier anmutigen Töchter des Herrn v. Berckheim[1]. Diese jungen Damen unterhielten, ebenso wie ihre Freundin Annette v. Rathsamhausen, spätere Madame de Gérando, mit dem blinden Dichter und seinen geistreichen Kindern eine herzliche und poetische Freundschaft. In ihrem kleinen Bunde waren dichterische Necknamen, Schäfernamen, beliebt, wobei z. B. Pfeffel Belisar hieß; ihre Losung war: „Vereint, um besser zu werden!" In den Briefen dieser wahrhaft vornehmen Weiblichkeit berührt eine ebenso liebenswürdige wie fromme Gesinnung aufs angenehmste, ob auch hie und da Spielerisches befremden mag. Zarteste Rührung überkommt uns, wenn wir die Geschichte von Pfeffels Erblindung nebst gleichzeitiger Vermählung lesen. Der Kandidat, bereits augenleidend, wohnte damals

[1] Briefe der Damen findet man in den ‚Souvenirs d'Alsace' (Neuchatel 1889).

noch bei entfernten Straßburger Verwandten, deren Tochter, Marguerite Kleophe Divoux, öfters nach seinem Diktat für ihn Briefe schrieb. Eines Abends bittet er sie, ihr noch einen Brief diktieren zu dürfen. Die Augen überschattend, sitzt er nun vor dem lieblichen Geschöpf und spricht ihr die Worte langsam vor, die sie getreulich niederschreibt. Da heißt es unter anderem (der deutsche Brief ist uns erhalten): „... Du bist die Auserwählte meines Herzens. Schon lange bist du es. Ich segne die himmlische Stunde, da mir zum erstenmal vergönnt war, dich meine Freundin zu heißen, doch nun wagt es mein Herz zu wünschen, laut zu wünschen, was es in unzählbaren, feierlichen Augenblicken leise gewünscht hat. O könntest du dich entschließen, mehr als meine Freundin zu werden! Ich kann dir nichts anbieten, das deiner würdig wäre, als mein Herz ... Nur eines bitte ich dich, verehrungswürdige Freundin, und Tränen der Redlichkeit unterstützen meine Bitte: Wenn meine Wünsche die deinigen nicht sind, so gedenke, daß ich einst dein Freund gewesen, und um der Gottheit willen, die unsre Seelen einander ähnlich schuf, höre nicht auf, meine Freundin zu bleiben." ... So diktiert also der Kandidat Pfeffel, und mit pochendem Herzen schreibt seine Freundin nach. „Und an wen soll ich adressieren?" fragt sie zuletzt mit leiser Stimme. — „An Margarethe Kleophe Divoux", lautet die Antwort. In dieser wundersam zarten Weise wurde das gute und schöne Geschöpf Pfeffels Braut. Ich wüßte keinen Zug, der jene Gefühlsweise reiner kennzeichnen könnte.

Und gestatten Sie noch das folgende Beispiel edler Menschlichkeit! Als sich das Augenleiden verschlimmerte, schickte der nun in Colmar wohnende Dichter seiner Braut den Verlobungsring zurück. Sie aber fuhr sofort mit ihren Eltern zum Geliebten und brachte ihm den Ring persönlich wieder. Ihm stand eine Operation bevor: wenn sie gelang, wurde er sehend; wenn nicht, war er unheilbar blind. Deshalb hatte er diesen schweren Gang allein gehen wollen. Aber die tapfere Enkelin von Hugenotten vermählte sich vorher mit dem Leidenden, gewillt, sowohl Genesung wie Erblindung mit ihm zu tragen. Die Operation mißlang, Pfeffel war zeitlebens blind — aber an der Seite seiner prächtigen Gattin, die ihm zehn Kinder schenkte, überaus glücklich.

Pfeffel gründete dann jenes Militär-Institut (1773). Und als einer der ersten und hauptsächlichsten Lehrer daran wirkte Goethes

Straßburger Freund, dessen Name im ‚Götz von Berlichingen' verewigt ist: Franz Lerse.

6.

Damit haben wir aus diesen liebenswerten Gefühlsbezirken die Beziehungen zu Goethe wieder hergestellt.

Lerse, „ein vollkommen rechtlicher und bei beschränkten Glücksgütern mäßiger und genauer junger Mann", war ebenso wie Weyland und Engelbach aus Buchsweiler im Elsaß. Er traf im Herbst 1798 in Weimar noch einmal mit Goethe zusammen, freilich nur, um nach Wien durchzureisen, wo er schon mit 50 Jahren gestorben ist (1800).

Und nun enthüllt sich uns immer mehr ein freundliches Fadengewebe zwischen Elsaß und Thüringen, insbesondere Weimar. Eine der holdesten jener Schwestern Berckheim, Oktavie, folgt einem Baron Friedrich v. Stein nach Thüringen, dessen Schwester bereits als Baronin Waldner-Freundstein nach dem oberen Elsaß geheiratet hatte; eine der Töchter Oktavies kehrt später nach dem Elsaß zurück und vermählt sich einem Dietrich. Und so sind bis auf den heutigen Tag die Familien Dietrich, Stein und von der Tann mit einander verwandt und haben Wechselbeziehungen zwischen Elsaß und Mitteldeutschland unterhalten; eine ihrer letzten Nachkommen war die in Weimar wohlbekannte Adelheid von Schorn. In Reichenweier bei Colmar wuchs Karoline Flachsland heran; sie kommt an den Darmstädter Hof, lernt Herder lieben und folgt ihm als Gattin über Bückeburg nach Weimar. Den Gatten dieser Elsässerin, den großen Anreger Herder, hat Goethe zu Straßburg im „Gasthof zum Geist" kennen gelernt und hat ihn später nach Weimar geholt. Im vorhin erwähnten Buchsweiler Residenzschloß aber verlebt die Tochter Luise der Großherzogin Karoline von Hessen-Darmstadt acht ländliche Jugendjahre. Auf den Grundmauern jenes, jetzt ver-

schwundenen, Schloßgebäudes ist das dortige Gymnasium erbaut; und wir Gymnasiasten hatten noch keine Ahnung von der reizvollen Tatsache, daß an jener, auch von Goethe so gerühmten Stätte die Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar, Karl Augusts Gemahlin, ihre Jugend verbracht hatte.

So gab das Elsaß dem inneren Deutschland Kräfte ab und half mitformen an der Kulturstätte Weimar. Und mit eigentümlicher Empfindung schauen wir zurück auf das ferne mittelalterliche Winzerstädtchen Reichenweier, das heute noch von alten Epheumauern traut umschlossen und bis an den Stadtgraben mit vorzüglichen Reben umstanden ist. Nicht minder auf jenes winkelreiche bucklige Residenzstädtchen Buchsweiler, wo die stille und etwas herbe und spröde Fürstin, Goethes „Lila", die zunächst so wenig in Jung-Weimars Genialität paßte und später mit so edlem Stolz einem Napoleon gegenübertrat, in Abgeschiedenheit erzogen wurde von der bedeutenden Mutter, während der Vater in Pirmasens ganz und gar seinen Soldaten lebte[1].

Beachten wollen wir auch einen anderen starken Eindruck, den Goethe der elsässischen Landschaft verdankte. Gleich nach jener Fahrt durch das nördliche Elsaß, im Hochsommer 1770, besuchte der Dichter den Odilienberg.

„Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter, aus frommer Neigung, aufgehalten haben. Unfern der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmutige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lang' mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde."

[1] Vor einigen Jahren hat Karl Esselborn die Hessen-Zeit der Grafschaft Hanau-Lichtenberg ausführlich dargestellt (‚Pirmasens und Buchsweiler', Friedberg 1917).

Goethe spielt hier auf die Ottilie seiner ‚Wahlverwandtschaften' an. Ich habe schon in meinen ‚Wegen nach Weimar' (6, 255 der 6. Auflage) darauf hingewiesen, daß jener befremdliche Schluß des Buches, der — wie schon bei Sperata und Mignon — vom „fortdauernd schönen, mehr schlaf- als todähnlichen Zustand Ottiliens" handelt und sogar Heilungen an ihrem Grabe meldet, sich aus einer Erinnerung an den Odilienberg erklären könnte, wenn er auch schon in Rousseaus ‚Neuer Heloise' vorkommt und bereits in der ‚Fama Fraternitatis', die von Christian Rosenkreuz erzählt, angedeutet ist. Goethe brauchte Anschauung. Und wenigstens zu meiner Zeit, als ich meine ‚Wasgaufahrten' schrieb (1895), konnte man dort oben, in der vielbesuchten Klosterkapelle, einen gläsernen Sarg bemerken, worin ein weißgekleidetes Nachbild der Heiligen deutlich sichtbar ruht, als ob sie unverweslich schliefe.

7.

Mit alledem haben wir jene Salzmannsche Deutsche Gesellschaft, die bei den Jungfern Lauth in der Knoblochgasse zu speisen pflegte, noch nicht genauer betrachtet; wir dürfen ja deren wesentliche Namen als bekannt voraussetzen.

Nach Pfeffels Herzensbezirk einen neuen dortigen Freundeskreis betrachtend, wollen wir nicht zu betonen versäumen, daß jenes Zeitalter eines Klopstock, Rousseau, Pestalozzi etwas besessen hat, was uns Heutigen erschreckend abgeht: mehr Seele, mehr Herzlichkeit. Der Oberschicht, die in Standesdünkel, Putz und Sinnlichkeit aufging, stellten sich reinere Seelen entgegen, denen die damals umlaufenden Worte „Tugend" oder „Humanität", d. h. Edelmenschlichkeit, kein leerer Wahn waren. Durch die Briefe der elsässischen Schwestern Berckheim und ihres Kreises bis zu den

Ergießungen der thüringischen Frauen um Karoline von Dacheröden, Humboldts Braut, ging ein verwandter Zug edler Lebensauffassung, worin ganz besonders gut die Freundschaft gedieh. Und so war auch das Verhältnis zwischen den Völkern trotz aller Kabinettskriege menschlich viel wärmer; was wir gerade in Pfeffels Bezirk veranschaulicht sehen, wo die eine der Schwestern Berckheim den Franzosen Perier, die zweite den Elsässer Dietrich, die dritte den Thüringer Friedrich v. Stein geheiratet hat.

Auch die Deutschheit der Salzmannschen Gesellschaft war von keiner nationalen Gehässigkeit durchsetzt. Hier sind neben den breit ausladenden Abschnitten von ‚Dichtung und Wahrheit' Jung-Stillings ‚Lehr- und Wanderjahre' vergleichend heranzuziehen. Hofrat Jung kommt in der Literaturgeschichte naturgemäß zu kurz; er nimmt aber in der Seelengeschichte der Deutschen eine hohe Stelle ein. Er hat mit Goethe zu Straßburg studiert und dort, unter Lobsprüchen des Dekans Spielmann, seinen medizinischen Doktor bestanden. Nun vergleiche man einmal Stillings Straßburger Eindrücke mit Goethes Reichtum! Auch er eilt sofort zum Münster: „Stilling hatte nun keine Ruhe mehr, bis er das herrliche Münster rund von innen und von außen gesehen hatte. Er ergötzte sich dergestalt, daß er öffentlich sagte: ‚Das allein ist der Reise wert; gut, daß es ein Deutscher gebaut hat! Des andern Tages ließ er sich immatrikulieren'." Das ist alles. Wie anders der schaufreudige Goethe! Und so auch bei Herder: „Diesen Winter", schreibt Stilling, „kam Herr Herder nach Straßburg. Stilling wurde durch Goethe und Troost mit ihm bekannt. Niemals hat er in seinem Leben mehr einen Menschen bewundert als diesen Mann. Herder hat nur Einen Gedanken, und dieser ist eine ganze Welt. Dieser machte Stilling einen Umriß von Allem in Einem, ich kanns nicht

anders nennen; und wenn jemals ein Geist einen Stoß bekommen hat zu einer ewigen Bewegung, so bekam ihn Stilling von Herdern, und das darum, weil er mit diesem herrlichen Genie, in Ansehung des Naturells, mehr harmonierte als mit Goethe."

Herders Universalität, sein Sinn für große Zusammenhänge, seine Anregungskraft sind hier in aller Schlichtheit vortrefflich zusammengefaßt; aber das ist auch alles, was er über den genialen Mann zu sagen hat, dem Goethe eine so ausführliche Kennzeichnung widmet. Dann leuchten freilich ein paar Stellen über Goethe heraus, die uns eine willkommene Ergänzung sind. Stilling sieht beim Mittagstisch einen nach dem andern jener geniehaltigen Tafelrunde eintreten. „Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer." Den hält er zwar für einen „vortrefflichen Mann", freilich auch für einen „wilden Kameraden". Das letztere schloß er „aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte". Die Gesellschaft kehrte sich nicht sonderlich an Stilling und dessen Begleiter, „außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß Stilling gegenüber, und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte."

Man kann nicht besser in wenigen Worten einen Gesamteindruck wiedergeben, besonders durch das Wort „herüberwälzte", wodurch das Geniefeuer in Goethes Augen prächtig ausgedrückt ist. Bezeichnend für Goethes freie und liebenswürdige Art ist dann jener Zug, wie er sich des verspotteten Stilling annimmt; bezeichnend für seine Herzenswärme die rührende Fürsorge für den redlichen Jungen, als dessen ferne Braut erkrankt. Und Stilling, der auch gegenüber den Pietisten treu zum Weltkind Goethe hält,

ruft an andrer Stelle aus: „Schade, daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!"

Nebenbei bekundet sich unsres Dichters Phantasiedrang und Spieltrieb auch darin, daß er sich nicht nur in Sesenheim, sondern später auch bei Stilling in neckischer Verkleidung einführt. Er legt sich im Gasthof zu Schönenthal zu Bett, vermummt sich Hals und Gesicht mit einem dicken Tuch und läßt den jungen Arzt Dr. Stilling an sein Schein-Krankenlager rufen. Mit schwacher Stimme bittet er ihn, seinen Puls zu befühlen, und springt ihm dann endlich lachend an den Hals.

Hier können wir uns eines Seitenblicks auf Goethes Verhältnis zur Religion nicht ganz enthalten. Aus schwerer läuternder Krankheit und aus den segnenden Händen der „schönen Seele" Susanna von Klettenberg ist der Student nach Straßburg entlassen worden. Wir spüren noch in des Dichters ersten Briefen die Nachwirkung dieser frommen Einkehr. Da fallen uns erstaunlich ungoethische Wendungen auf: „Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herre Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo" (13. April 1770), oder: „Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande" (19. April 1770). Aber bald, und zwar in einem Briefe gerade an Fräulein v. Klettenberg (26. August 1770), bricht seine natürliche Lebhaftigkeit durch, nachdem er mitgeteilt, daß er „heute mit der kristlichen Gemeine hingegangen, mich an des Herren Leiden und Tod zu erinnern". Da schreibt er: „Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar stark; ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie gewendet; aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte."

Hier ist der Punkt, in dem einen Wort „Lebhaftigkeit"

ausgedrückt, wo Goethe den Kreis eines Stilling oder Pfeffel schlechthin sprengt, nicht aus Mangel an Frömmigkeit, sondern aus Drang nach einem viel umfassenderen Weltbild. Ich habe vorhin einmal den Ausdruck „kosmisch" gebraucht: nur eine kosmische Frömmigkeit ziemte dem Dichter des ‚Faust'.

Zwei fromme und doch nicht langweilige Elsässer aus der Tafelrunde kommen aber in Jung-Stillings Darstellung wie in Goethes bedeutenderer Schilderung zu ihrem Rechte: Franz Lerse und der Aktuar Salzmann. Jenen nennt Stilling „einen von den vortrefflichen Menschen, Goethens Liebling, und das verdiente er auch mit Recht, denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Seine Laune war überaus edel." Man vergleiche damit, wie neben dieser das Seelische betonenden Charakteristik Goethe auch die Anschauung in der Zeichnung Lerses kräftig mitsprechen läßt! Dasselbe gilt von Salzmann, der dem Mittagstisch Ordnung und Ansehen gab: „In seinem Äußeren hielt er sich knapp und nett", schreibt Goethe, „ja, er gehörte zu denen, die immer in Schuh- und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut aufzusetzen, war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen." So kennzeichnet der Dichter Goethe den ausgezeichneten Menschenfreund, der gleichsam als ein Beichtvater sein volles Vertrauen besaß, während Stilling seinerseits vom Innern aus die ehrenden Sätze prägt: „Noch ein vortrefflicher Straßburger saß da zu Tische. Sein Platz war der oberste, und wäre es auch hinter der Thüre gewesen. Seine Bescheidenheit erlaubt nicht, ihm eine Lobrede zu

halten: es war der Herr Aktuarius Salzmann. Meine Leser mögen sich den gründlichsten und empfindsamsten Philosophen, mit dem ächtesten Christentum gepaart, denken, so denken sie sich einen Salzmann. Goethe und er waren Herzensfreunde."

In der Tat: Salzmann und Lerse sind zwei prachtvolle Vertreter bodenständigen und seelengesunden Elsässertums; beide rechtschaffen und reinlich, wesensverwandt dem Erziehertalent eines Pfeffel und der Kulturkraft des stilltätigen Steintalpfarrers Oberlin. Hier waltet, neben fernem Nachklang von Taulers Innerlichkeit, die gesunde Frommheit des Elsässers Spener, der für das evangelisch-deutsche Christentum wichtig geworden ist, und der Charakterköpfe der Straßburger Reformationszeit.

8.

Neben diesen menschlich erwärmenden Einflüssen wollen wir nicht ganz einige bedeutende Forscher der Universität vergessen.

Wilhelm Scherer schreibt in seiner mit Ottokar Lorenz gemeinsam verfaßten ‚Geschichte des Elsasses' (3. Aufl., Berlin 1886) Folgendes: „Als Jakob Grimm die heutige Wissenschaft der altdeutschen Philologie begründete, als er das riesige Unternehmen wagte, eine Geschichte der germanischen Sprachen in all ihren Verzweigungen zu entwerfen: da fand er bei Schilter fast alle Materialien beisammen, aus denen er ein Bild unserer Sprachen im 8. bis 11. Jahrhundert gewinnen konnte; da fand er bei Scherz und Oberlin den gesamten altdeutschen Sprachschatz, wie er in den hauptsächlichsten Literaturdenkmälern bis ins 15. Jahrhundert vorlag, auf treffliche Weise verzeichnet. Und als Jakob Grimm und andere die deutsche Poesie des 13. Jahrhunderts, die feinsten Blüten einer wahrhaften Glanz-

epoche unseres geistigen Lebens, mit ganz neuem Anteil durchforschten; als sie die Gestalten jener alten Dichter zu neuem Dasein, neuer Wirkung riefen: da war es Scherz' und Oberlins altdeutsches Wörterbuch, das ihnen den Zugang zu der poetischen Sprache jener Zeit erschloß und ihnen das Verständnis des Nibelungenlieds, das Verständnis Wolframs von Eschenbach, Gottfrieds von Straßburg, Walthers von der Vogelweide erleichterte. Wenn große geniale Männer die Leistungen ihrer Vorgänger zu verdunkeln scheinen, so setzen sie sie andrerseits doch erst ins hellste Licht. Was uns die Arbeiten von Schilter, Scherz und Oberlin wert sein mußten, zeigte erst Jakob Grimm."

Es ist für den Elsässer, der zu Ihnen spricht, eine wahre Freude, in diesen Sätzen jene akademischen Sprachforscher in Beziehung gebracht zu sehen zu einem König germanistischer Forschung wie Jakob Grimm. Der aus Sachsen stammende Schilter hatte freilich schon früher gewirkt († 1705); Johann Georg Scherz war auch schon 1754 gestorben; doch diese Juristen, die sich mit dem Studium des altdeutschen Rechts befaßten, hatten gute Grundlage geschaffen. Der vielseitige elsässische Gelehrte Jeremias Oberlin († 1806), der Bruder des Steintal-Pfarrers, setzte ihr Werk fort. Womöglich noch höher zu werten sind die Professoren Johann Schweighäuser († 1830) und Richard Brunck († 1813). Erst recht leuchtet neben diesen beiden Elsässern der berühmte Badener Johann Daniel Schoepflin († 1771), der hauptsächlichste Geschichtsforscher der elsässischen Universität, der auch durch ein vorteilhaftes Äußeres — „schlanke Gestalt, freundliche Augen, redseligen Mund" — dem Dichter in angenehmer Erinnerung blieb. Wenn wir hören, wie dieser glänzende Forscher mit allen Mitteln heutiger Altertumskunde gearbeitet und Baureste, Skulpturen, Münzen, Siegel, Wappen und andere Ergebnisse

von Ausgrabungen sorgfältig untersucht hat, um ein Gesamtbild zu gewinnen: so tauchen des späteren Goethe wissenschaftliche Sammlungen vor unserem Auge auf. Nennen wir daneben noch Christian Wilhelm Koch, der durch eine Geschichte Europas bekannt war, die Mediziner Spielmann, Lobstein, Ehrmann, den Theologen und Kanzelredner Blessig, den Orgelbauer und Ratsherrn Johann Andreas Silbermann, der einer weltberühmten Orgelbauerfamilie entstammte und damals einer der ersten Fachmänner in Münster- und Altertumsfragen war: so empfinden wir, daß die geistige Luft jenes gelehrten Straßburgs trotz gesellschaftlicher Verwelschung durchaus gesättigt war vom deutschen Ernst.

Dort erhebt sich denn auch heute noch durch alle Wechsel hindurch der braune, in mancher Beleuchtung geradezu beseelte Sandstein desselben weitleuchtenden Münsters, das auf den Anschauungskünstler Goethe so umwandelnd eingewirkt hat.

„Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. . . . das ist deutsche Baukunst, unsre Baukunst."

So hat Goethe selber im Jahre 1772 das Gesamtgefühl zu formen gesucht, das ihm dort im kunstreich geformten Stein entgegengetreten ist, „wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele."

Wir sehen in des Dichters späterer Hinneigung zum Südland, zur Tempelstimmung einer Iphigenie, zum Ferrara

eines Tasso, keinen Bruch, wohl aber den Drang, ins Europäische zu wachsen und deutsche Kultur mit Mittelmeerkultur zu einem großen Ganzen zu vereinigen, kurz gesagt: Faust mit Helena zu vermählen, oder: Meister Erwin und Meister Phidias in der eigenen Seele miteinander zu befreunden.

Die Professoren Koch und Oberlin hatten den ins Kosmische strebenden Dichter des ‚Faust' einst für die französisch-elsässische Kulturwelt einfangen wollen; aber er entzog sich ihren Bemühungen ebenso wie den zarteren Lockungen von Sesenheim. Unser Elsaß wurde dem Dichter keine Heimat, kein Hemmnis, bedeutete vielmehr gerade das Erwachen des faustischen Dranges, in immer neuem Erleben, Erlieben, Erleiden seines Daseins Münsterbau immer kühner und reicher zu türmen. Doch auch etwelche tragische Schuld gegenüber Friederike bitten wir nicht zu betonen; so wenig wie später den Bruch mit Lili Schönemann: hat er doch beide acht Jahre nach dem Sesenheimer Abschied wieder besucht und unverändertes Wohlwollen festgestellt. Nur zu erhabener Wehmut kann uns die Erkenntnis stimmen, daß von den beiden Endpolen der elsässischen Erlebnisse das Münster-Symbol mächtiger ward als das Glück von Sesenheim.

Über das Elsaß aber rollten die Wolken der Revolution. Wir entsinnen uns, daß Goethe Lersens Fechtkunst rühmt; und wir sehen 20 Jahre später diesen Subdirektor von Pfeffels Schule die Colmarer Nationalgarde kommandieren. Immer dunkler wird es über Goethes anmutigem Elsaß. Wir wissen, daß jene verwöhnte, später wundersam gereifte Frauengestalt — die bald nach Friederike in Goethes Herzensleben eingriff — den Weg aus Deutschland nach dem Elsaß einschlug: Goethes Braut Lili Schönemann aus Frankfurt wird die ebenso liebreizende wie feinge-

stimmte Gattin des angesehenen Straßburger Bankherrn Freiherrn Friedrich v. Türckheim. Ihre herrlichen Briefe an ihre Söhne atmen denselben Geist wie der Pfeffelsche Herzensbezirk, nur ernster unter den Erschütterungen der staatlichen Umwälzung. Türckheim, der auf seinem lothringischen Gut verhaftet werden sollte, entwich in Verkleidung über die deutsche Grenze; desgleichen mit ihren Kindern die schöne, als Bäuerin verkleidete Lili, die noch auf der Grenzbrücke, von Soldaten belästigt, durch tapferes Verhalten den zudringlichen Franzosen Achtung abzwang.

Weniger glücklich war ein anderer, mit Türckheim verwandter und befreundeter Adliger, der ihm am Broglieplatz gegenüber wohnte: jener Friedrich v. Dietrich, der als Maire von Straßburg zunächst der Revolution zujubelte, in dessen Hause Rouget de l'Isle zum ersten Male die Marseillaise sang — und der ein Jahr darauf zu Paris sein Haupt unter das Fallbeil legte.

Die Revolution und die napoleonischen Feldzüge schwemmten den Adel hinweg. Etwa 97 linksrheinische Adels- und Fürstenbesitzungen wurden auf dem Kongreß zu Rastatt mit einem Federstrich in 4 Departements verwandelt. Goethes Elsaß war dahin.

*

Zum ernsten Schluß noch ein wehmütig stimmendes Bild aus dem Steintal der düstern Revolutionszeit!

Die Schwestern Berckheim sind mit ihrem künftigen Verwandten, dem jungen Perier, im Dietrichschen Schlosse zu Rothau auf Besuch. Der Ort liegt eine Stunde von Waldersbach entfernt. Man spricht von Pfarrer Oberlin und dessen sonntäglichen „Klubsitzungen", die er an Stelle der damals verbotenen Gottesdienste zu halten pflege. Das junge Volk wird neugierig. Man beschließt, durch die reine Winterlandschaft mit ihren großen, wenig bewaldeten

Berglinien nach Fouday, dem Nachbarort von Waldersbach, zu wandern und den beherzten Geistlichen zu hören. Zwei Damen aus Rothau schließen sich an. Sophie Wiedemann heißt die eine; die andere ist die Schwester des dortigen Pfarrers, „ein gutes und mildtätiges Mädchen" (bonne et charitable fille). Der Pfarrer von Rothau hieß Brion; und das stille Geschöpf, das hier mit den lebhaften Fräulein v. Berckheim an der rauschenden Breusch entlang durchs Steintal wanderte, war seine Schwester Friederike Brion, einst, vor 23 Jahren, Goethes unsterbliche Geliebte.

35. Jahresbericht
(Berichtsjahr 1919/20)

Das Berichtsjahr 1919/20 wird durch die von der Pfingstwoche 1919 auf den 28. IX. 1919 verschobene Hauptversammlung in zwei Teile zerlegt. Über den bis zum 28. IX. 1919 abgelaufenen Zeitraum ist bereits das Wesentliche in dem an diesem Tage mündlich erstatteten Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr 1918/19 vorgriffsweise berichtet worden. Der Mitgliederversammlung vom 28. IX. 1919 ging am Vormittag des 27. IX. eine Vorstandssitzung vorauf, in der die Tagesordnung vorbereitet wurde. Am Nachmittag des 27. wurde auf dem historisch bedeutungsvollen Sankt Jakobskirchhof unter reger Beteiligung der bereits eingetroffenen Mitglieder der Mieding-Gedenkstein feierlich eingeweiht. Der Rede des Schulrats Professor Dr. Eduard Scheidemantel über Miedings Persönlichkeit und Bedeutung entnehmen wir Folgendes: „Von Miedings Lebenslauf wissen alte Urkunden naturgemäß nur wenig zu melden. Erfurt ist sein Geburtsort. Dort wurde er als drittes Kind des Kästners oder Schreiners Johann Nikolaus Mieding am 3. XII. 1725 in der Barfüßerkirche getauft. Acht Geschwister folgten ihm noch nach, wie wir aus den Erfurter Kirchenbüchern feststellen können. Seine Mutter hieß Maria Elisabeth, geb. Stedekornin. Der Sohn lernte das Handwerk des Vaters. Wann er nach Weimar übersiedelte, ist nicht bekannt. Hier bewohnte der „Hof-Ebenist und Tafeltischler" Johann Martin Mieding als ehrsamer Bürger der Stadt das Häuschen

neben dem stattlichen Deutschritter-Komturhaus am Herder-Platz, Goethes erstem Absteigequartier in Weimar, dem nachmaligen Besitztum der Karoline Jagemann. An seiner Seite waltete als Hausfrau und Mutter die ihm am 28. IX. 1768 in der Erfurter Predigerkirche angetraute Johanna Dorothea geb. Schreiberin, „weyland Herrn Johann Oßwald Schreibers, Hochfürstl. Hof-Faktors und Seidenwirkers in Weimar hinterlassene jüngste Tochter". Hier ist er am 27. I. 1782 im Alter von 57 Jahren, hustend und frierend, der Auszehrung erlegen. Der Herzog hatte ihm noch kurz vorher einen für ihn „auf Goethes Wunsch" zurecht gemachten Fuchspelz geschickt. Der Herzog nahm sich auch „der zwei armen Miedingschen Kinder" an und zahlte für sie Schul- und Kleidungsgeld. Denn Schätze hatte Mieding nicht hinterlassen:

Zum Gütersammeln war er nicht der Mann;
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.

Auf dem Sankt Jakobskirchhof ist er am 31. I. unter dem Gesang „der halben Schule" zur letzten Ruhe gebettet worden, ungefähr an der Stelle, wo jetzt sein Ehrenmal steht." Nach der Ansprache trug Fräulein Gertrud Treßnitz (Berlin) in formvollendeter Weise Goethes Gedicht ‚Auf Miedings Tod' vor, dann fiel die Hülle des von dem Weimarer Bildhauer Josef Heise in edler Einfachheit ausgeführten Gedenksteins, auf dem die Schlußstrophe des Gedichts eingegraben ist:

Ein jeder, dem Natur ein Gleiches gab,
Besuche pilgernd dein bescheiden Grab!
Fest steh dein Sarg in wohlgegönnter Ruh;
Mit lockrer Erde deckt ihn leise zu,
Und sanfter als des Lebens liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

Der Stein wurde dem Schutze der Stadtverwaltung übergeben.

Am Abend des 27. IX. bot eine vom Kapellmeister des Deutschen Nationaltheaters, Dr. Peter Raabe, mit ausgesuchtem Geschmack veranstaltete musikalisch-deklamatorische Darbietung in der ‚Erholung‘ einen hohen künstlerischen Genuß. Lieder Goethes in zeitgenössischer Vertonung, dargeboten von der Opernsängerin Fräulein Anna-Luise v. Normann und dem Opernsänger Benno Haberl aus Weimar, umrahmten wirkungsvoll Deklamationen Goethescher Gedichte von Fräulein Gertrud Treßnitz, unter denen namentlich die Wiedergabe der Elegie ‚Euphrosyne‘ einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ.

Zu der Mitgliederversammlung am 28. IX., die vormittags 10 Uhr in der ‚Erholung‘ begann, waren etwa 500 Mitglieder und Gäste erschienen. Eröffnet wurde sie durch eine Begrüßungsansprache seitens des Vorsitzenden der Gesellschaft, Exzellenz Freiherrn von Rheinbaben, mit den Worten Emanuel Geibels als Wahlspruch:

Wenn etwas ist gewalt'ger als das Schicksal,
So ist's der Mut, der's unerschüttert trägt.

In der Ansprache wurde die durch die Umgestaltung der politischen Dinge geschaffene Lage der Goethe-Gesellschaft gekennzeichnet, und dankbar ward der Verdienste der deutschen Fürsten, insbesondere des Weimarischen Fürstenhauses, um das geistige Leben Deutschlands gedacht. Der verstorbenen hervorragenden Mitglieder der Gesellschaft und des Vorstandes: Dr. Max Morris', Exz. Professor Dr. Eduard Raehlmanns und Peter Roseggers Andenken wurde geehrt. Hieran schloß sich die Festvorlesung des Herrn Prof. Dr. Johannes v. Kries (Freiburg i. B.) über ‚Goethe als Naturforscher‘, die sich auf Seite 3/44 des vorliegenden Bandes gedruckt findet.

Den Geschäftsbericht erstattete der Vorsitzende des Geschäftsführenden Ausschusses, Ministerialdirektor Dr. Neu-

mann, den Kassebericht Oberbürgermeister Dr. Donndorf. Beide Berichte sind in Band 6 des Jahrbuchs (1919) bereits gedruckt, ebenso die Berichte über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und das Goethe-Nationalmuseum, deren mündliche Verlesung wegen der vorgerückten Zeit unterbleiben mußte. Vorweggenommen war nämlich die Verhandlung über den Antrag der Berliner Ortsgruppe, die Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft wolle beschließen:

„Die Satzungen der Goethe-Gesellschaft sind zeitgemäß umzugestalten, der Vorstand, erweitert durch Vertreter der Ortsgruppen München und Berlin, wird beauftragt, neue Satzungen zu entwerfen und der nächsten Hauptversammlung zur Beschlußfassung vorzulegen."

Über den Antrag, den der Vorsitzende der Berliner Ortsgruppe, Freiherr von Biedermann, noch mündlich begründete, fand eine bewegte Aussprache statt, in der das Für und Wider lebhaft zur Geltung kam. Schließlich wurde ein Vermittlungsvorschlag des Herrn Dr. v. Graevenitz (Freiburg i. B.) dahin angenommen:

„Die Versammlung empfiehlt dem Vorstande, die Bildung von Ortsgruppen nach Möglichkeit zu fördern, ihre Vertretung im Vorstande anzustreben und der nächsten Hauptversammlung über das Ergebnis zu berichten."

Es wurde hierauf nach Vorstandsantrag die Erhöhung der Mitgliederzahl des Vorstandes auf 11 bis 15 angenommen und gewünscht, daß die Ergänzungsvorschläge in der nächsten Hauptversammlung gemacht werden. Der Jahresbeitrag der Mitglieder wurde einstimmig von 10 auf 15 M. erhöht. Der bisherige Vorstand wurde mit großer Mehrheit auf 3 Jahre wiedergewählt.

Zu dem von Eugen Zabel (Charlottenburg) und Genossen gestellten Antrage, „daß über den Verbleib der Handschrift von Goethes sogenannter ‚Literatur‘, der in Gesprächform abgefaßten Spottschrift gegen Friedrichs des Großen Schrift ‚De la littérature allemande‘, genauere Nachforschungen als bisher angestellt werden,“ nahm vom Vorstand Professor Dr. Rudolf Schlösser das Wort. Er berichtete über die bisherigen, ergebnislos verlaufenen Erörterungen und stellte weitere Nachforschungen in Aussicht.

Die von Dr. Eduard Baerwald (Frankfurt a. M.) angeregte würdige Ausgabe von Schillers Werken ist bereits vom Schwäbischen Schillerverein ins Auge gefaßt.

Ein gemeinschaftliches Mittagessen und am Abend ein zwangloses, gemütliches Beisammensein im Künstlerverein ließen die anregende Tagung harmonisch ausklingen. —

In der Folgezeit sind die Organe der Gesellschaft bemüht gewesen, die Anregungen und Wünsche, die auf der Mitgliederversammlung zum Ausdruck gekommen waren, nach Kräften zu verwirklichen. Neue Ortsgruppen-Gründungen sind in Essen und Hamburg in die Wege geleitet worden. Die Gründung der Ortsgruppe Essen mit nahezu 50 Mitgliedern ist am 28. April erfolgt. Ihren Vorstand bilden die Herren Heinz Amelung, Hauptschriftleiter der ‚Wochenschau‘ als 1. Vorsitzender, Oberlehrer Dr. Karl Hans Wegener als 2. Vorsitzender, Prokurist Erich Haake als Schriftführer und Kassenwart, Stadtbibliothekar Dr. Sulz, der Leiter der Kruppschen Bücherhalle Dr. Schumm, sowie mehrere Beiratsmitglieder. Den Wünschen nach einer Überarbeitung der Satzungen der Goethe-Gesellschaft ist Rechnung getragen. Die Mitgliederversammlung von 1920 wird sich mit ihrer Beratung zu beschäftigen haben. Die Ergänzung des Vorstandes im Sinne der von der Versammlung gewünschten Richtlinie der Berücksichtigung

aller in Betracht kommenden Berufsstände ist vorbereitet. Mit der Begründung, damit diesem Ziele dienen zu wollen, hat leider unser bisheriges hervorragendes Vorstandsmitglied, Herr Geheimrat Professor Dr. Albert Köster in Leipzig, sein Amt als Vorstandsmitglied gleich nach der Tagung niedergelegt und zu unserm größten Bedauern seinen Entschluß als unwiderruflich bezeichnet, mit dem Hinweise, daß die Goethe-Philologie im Vorstande schon genügend vertreten sei.

Durch den Tod ist ein weiteres namhaftes Mitglied dem Vorstand in der Person des Leiters des Goethe- und Schiller-Archivs, Professors Dr. Rudolf Schlösser, verloren gegangen. War Schlösser auch nur wenige Jahre erst als Nachfolger Erich Schmidts, Bernhard Suphans und Wolfgang v. Oettingens auf seinem Posten, so hatte doch der liebenswürdige Mann und bedeutende Gelehrte sich bereits eine so allgemeine Wertschätzung und Zuneigung erworben, daß sein Heimgang allerseits und nicht am wenigsten von der Goethe-Gesellschaft als großer Verlust empfunden wird, der er ein eifriger und treuer Mitarbeiter als Mitglied des Vorstands und des Geschäftsführenden Ausschusses war. Eine nicht minder schmerzliche Lücke riß für die Gesellschaft und den Geschäftsführenden Ausschuß der Tod seines langjährigen Mitglieds, des Geheimen Regierungsrats a. D. Freiherrn Bodo von Bonneburg-Lengsfeld auf Rittergut Weilar. Jedem Besucher der Mitgliederversammlungen wird der liebenswürdige, kunstbegeisterte Vertreter der Familie von Stein (seine Frau ist eine Freiin von Stein-Kochberg und unmittelbare Verwandte der Frau Charlotte v. Stein), der als einer der letzten wirklichen Kavaliere des alten Hofes mit allen ihren Vorzügen vor uns stand, in lieber Erinnerung sein und bleiben. Aus dem Geschäftsführenden Ausschusse schied,

infolge der Aufgabe seiner Stellung, der Großherzogl. Oberhofmarschall Freiherr v. Fritsch, dessen eifrige Mitarbeit wir auch sehr vermissen werden. Als einen besonderen Verlust hat die Gesellschaft endlich den in Berlin erfolgten Heimgang eines ihrer Mitbegründer und früheren Vorstandsmitglieds, des Bildhauers Professor Fritz Schaper zu beklagen gehabt.

Diesen zahlreichen Einbußen steht im Geschäftsführenden Ausschuß der vom Vorstand beschlossene, besonders zu begrüßende Eintritt der Vertreter der Goethe-Verwandten, Geh. Regierungsrat Freiherr Siegfried von Groß, des Vertreters der gräflichen Familie von Henckel-Donnersmarck, und des Sanitätsrats Dr. Walter Vulpius in Weimar, sowie eine bedeutende Zunahme des allgemeinen Mitgliederbestandes gegenüber. Während die Gesellschaft 1918 4060 Mitglieder zählte, erhöhte sich diese Zahl 1919 auf 4340, also um 280. Zu den 61 lebenslänglichen Mitgliedern kamen 16 neue hinzu, so daß ihr Bestand jetzt 77 beträgt. Mit der Mitgliederzahl wuchs auch der Umfang der Arbeiten des Geschäftsführenden Ausschusses und der Gesellschaftsbeamten. Seit der Herbstversammlung hielt der Ausschuß allein 6 mehrstündige Sitzungen ab. Von den vielen in diesen behandelten Fragen verdienen drei hier besonderer Erwähnung: die Frage einer Neuherausgabe des vergriffenen Volks-Goethe, die leider noch nicht zu einem befriedigenden Abschluß geführt werden konnte; die Frage der Mitgliederbeiträge der ausländischen Mitglieder, von denen, soweit die ausländische Valuta günstiger stand als die deutsche, laut Vorstandsbeschluß Zahlung in Goldmark zu heischen war. Hier ergaben sich Schwierigkeiten und unverkennbare Härten. Mit den Schweizer Mitgliedern ist unter Vermittelung des Schweizer Vorstandsmitglieds Dr. Hans Bodmer in Zürich darüber ein beson-

deres Abkommen geschlossen worden, das auf eine angemessene Teilung des Valutagewinns hinausläuft. Endlich die Frage der jährlichen Veröffentlichungen, die jetzt durch die Büchermarktsverhältnisse auf außergewöhnliche Schwierigkeiten stößt.

Hoffentlich kehren bald in unserm Wirtschaftsleben wieder gesunde Zustände ein. Dann werden auch diese Fragen ihre natürliche Lösung finden.

*

Damit auch diejenigen unserer Mitglieder, die verhindert waren, an der Hauptversammlung am 29. Mai d. J. in Weimar teilzunehmen, bald amtlich Kunde von dieser Tagung erhalten, berichten wir darüber Folgendes:

Schon am Vormittag des 27. Mai versammelte sich der Vorstand der Gesellschaft in Weimar, um in zweitägiger Vor- und Nachmittagsarbeit, teits allein, teils in Verbindung mit dem Geschäftsführenden Ausschuß, den reichhaltigen Verhandlungsstoff vorzubereiten und die sonst noch vorliegenden wichtigen und zahlreichen Beratungsgegenstände zu erledigen. Am Abend des 28. Mai vereinigte er sich dann mit den bereits zahlreich eingetroffenen Mitgliedern der Gesellschaft im Besuche der vom Deutschen Nationaltheater veranstalteten Festvorstellung von Goethes ‚Tasso'. Die von herrlichstem Frühlingswetter begünstigte Tagung begann unter Teilnahme von ungefähr 530 Mitgliedern und Gästen im Saale der Armbrustschützen-Gesellschaft am 29. Mai, vormittags 10 Uhr, mit einer Begrüßungsansprache des Vorsitzenden der Gesellschaft, Exzellenz Freiherrn Dr. v. Rheinbaben, in der er von der Herderschen Erkenntnis ausging, daß im Leben der Nationen selten wirtschaftliche, nationale und geistige Größe gleichzeitig ihren Höhepunkt erreiche. In einer Zeit des wirtschaftlichen und nationalen Darniederliegens sei es

deshalb unbedingte Pflicht der Kreise, denen die geistigen Güter in Pflege und Obhut gegeben sind, alles zu tun, um ihr Volk wenigstens auf der geistigen und sittlichen Höhe zu erhalten oder es auf sie zurückzuführen, und so dem kranken Volkskörper zu möglichst baldiger innerer Wiedergesundung wirksam zu verhelfen. Herr v. Rheinbaben wies darauf hin, daß die Goethe-Gesellschaft dieser Aufgabe sich bewußt und gewillt sei, sie zu erfüllen, und daß die Satzungsänderungen, die heute der Versammlung vorgelegt würden, in ihrem stofflichen Teile von diesem Willen getragen seien, wenn sie die bisherigen Zwecke der Gesellschaft dahin erweitern: Goethes Lebenswerk tiefer ins Volk zu tragen und daneben auch die Pflege Schillers und der übrigen großen Zeitgenossen sich angelegen sein zu lassen. Dann erteilte er dem Festredner des Tages, Herrn Professor Dr. Friedrich Lienhard, das Wort zu seinem Vortrage: ‚Goethes Elsaß'. Diesen ebenso zeitgemäßen wie eindrucksvollen, warm empfundenen und warm wiedergegebenen kulturgeschichtlichen Vortrag, der langen, ehrlichen Beifall hervorrief, finden unsere Mitglieder im vollen Wortlaute auf Seite 265/301 dieses Bandes.

Nach dem Vortrag gedachte der Vorsitzende des allzu früh durch den Tod abgerufenen Vorstandsmitgliedes Professor Dr. Rudolf Schlösser, Direktors des Goethe- und Schiller-Archivs. — Als Zeichen höchster Anerkennung für ihre erfolgreiche Mitarbeit an der Durchführung und nunmehrigen glücklichen Vollendung der Sophien-Ausgabe von Goethes Werken seitens der Gesellschaft überreichte der Vorsitzende den Assistenten am Goethe- und Schiller-Archiv Professor Dr. Max Hecker und Professor Dr. Hans Gerhard Gräf die für besondere Verdienste um die Goethe-Wissenschaft gestiftete Medaille der Gesellschaft. — Über das Geschäftsjahr berichtete Ministerialdirektor Dr. Neumann,

über die Kassen- und Vermögensverhältnisse der Schatzmeister, Oberbürgermeister Dr. Donndorf.

Der Vorsitzende gab alsdann die Vorschläge bekannt, die der Vorstand wegen der Besetzung der freien Vorstandsstellen macht. Sie gingen dahin, in den Vorstand den Vorsitzenden des Wiener Goethe-Vereins, Ritter Dr. Payer v. Thurn, als Vertreter Deutsch-Österreichs, den Schriftsteller Professor Dr. Friedrich Lienhard als Vertreter des deutschen Elsaß, ferner den Leiter des Goethe- und Schiller-Archivs, Professor Dr. Julius Wahle, und den Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Dr. Hans Wahl, in Weimar zu berufen, zwei weitere freie Sitze aber vorläufig noch offen zu halten, weil über ihre Besetzung die Verhandlung noch nicht abgeschlossen sei. Die Versammlung billigte die Vorschläge, nachdem in Aussicht gestellt war, daß auch der von Fräulein Dr. v. Lengefeld in Weimar mit Nachdruck vorgetragene Wunsch der Frauen: im Vorstande vertreten zu sein, Berücksichtigung finden sollte. — Besonders war die Versammlung auch darüber einig, daß man den Wünschen der Ortsgruppen nach Vertretung im Vorstande vorläufig, solange die Ortsgruppenbildung noch in den Anfängen stehe, nicht Rechnung tragen könne, ohne diese Entwicklung zu schädigen.

Die Berichte über das Goethe- und Schiller-Archiv und die Goethe-Bibliothek, erstattet von Professor Dr. Wahle, und über das Goethe-Nationalmuseum, von Direktor Dr. Hans Wahl, gaben erfreuliche Kunde von einem guten Stande und günstigen Neuerwerbungen.

Im Mittelpunkte der geschäftlichen Tagesordnung stand die Vorlage des Vorstandes auf Satzungsänderung, mit der die Anträge des Herrn Dr. v. Boenigk-Jena gleichzeitig zur Erledigung gebracht wurden. Diese Anträge lauteten:

Gemäß § 7, 3 der Satzungen für die Goethe-Gesellschaft beantrage ich, die Generalversammlung wolle beschließen:

Es wird ein besonderer Ausschuß gewählt, welcher neue Satzungen für die Gesellschaft entwirft und der nächsten Generalversammlung zur Beratung und Beschlußfassung vorlegt. Der Vorsitzende dieses Ausschusses ist der Vorsitzende der Goethe-Gesellschaft. Folgende Gesichtspunkte sollen dem Ausschusse zur Richtschnur dienen:

1. Als Zweck der Goethe-Gesellschaft soll künftig nicht nur die Pflege der Goethe-Literatur und die Vereinigung der Goethe-Forschung dienen, sondern auch die Pflege Goetheschen Geistes in der Bevölkerung.

2. Die jetzt angegebenen Mittel zur Erreichung des Gesellschaftszweckes (jährliche Mitglieder-Versammlungen, Jahrbuch, andere größere Veröffentlichungen, Anregung zu Theater-Aufführungen, zu Vorlesungen, Schaffung einer Goethe-Bibliothek, Erwerbungen für das Weimarer Goethe-Haus und -Archiv usw.) sind im Hinblick auf das unter 1. Gesagte zu vermehren, oder das Statut ist allgemein zu fassen. Hierbei wäre unter anderem ins Auge zu fassen Vierteljahrs- oder Monatsschrift, gemeinschaftliche Reisen der auswärtigen Mitglieder nach Weimar, auch Reisen nach anderen Goethe-Stätten, Unterstützung von Goethe-Forschungen, vorübergehende Unterstützung von Schriftstellern usw., welche sich um die Goethe-Sache verdient gemacht haben, Bildung von Orts- und Jugendgruppen, häufigere Zusammenkünfte mit Vorträgen und freier Aussprache, Abhaltung alljährlicher Gedächtnisfeiern am 22. März und von Festlichkeiten am 29. August usw.

3. An Stelle eines aus nur 15 Personen bestehenden Vorstandes soll entweder ein erweiterter Vorstand treten, oder es soll neben dem Vorstand ein „großer Ausschuß", wie ein solcher vielfach bei anderen Verbänden besteht, geschaffen werden. — Hierfür sind nicht nur Literaturhistoriker, Philologen, Dichter und schöngeistige Schriftsteller zu gewinnen, sondern auch einflußreiche Theaterleiter, Philosophen, Tagesschriftsteller, Kritiker und solche Personen, welche sich um die Verbreitung von Schriften über Goethe als Verfasser, Herausgeber oder Verleger wesentliche Verdienste erworben haben.

4. Die Kompetenzen der Gesellschafts-Organe, namentlich des Vorsitzenden und des Geschäftsführenden Ausschusses, sind klarer als bisher in den Satzungen zu umgrenzen.

5. Die Vorstandswahlen sollen zwar wie bisher für drei Jahre gelten, doch empfiehlt es sich, alljährlich den dritten Teil ausscheiden zu lassen. Wiederwahl ist zulässig.

Jena, den 21. Oktober 1919.

gez. Otto v. Boenigk.

Nach Vortrag und Erläuterung der einzelnen Paragraphen des vom Vorstande aufgestellten Satzungsentwurfs durch Ministerialdirektor Dr. Neumann erfolgte nahezu einstimmig mit geringen Änderungen die Annahme der Satzungen, die den Mitgliedern zugehen werden, sobald sie die notwendige Genehmigung der Regierung gefunden haben. Abgesehen von den stofflichen Änderungen, deren in der Begrüßungsansprache des Vorsitzenden gedacht ist, beschränken sich die Neuerungen auf Form und sprachlichen Ausdruck, so daß Charakter und Wesen der Gesellschaft und ihre dauernde Verknüpfung mit Weimar nicht berührt ist, wie das auch von allen Gesellschaftsmitgliedern gewünscht wurde, und wie es einer bedeutenden Anregung des Vorstandsmitglieds Dr. Hans Bodmer in Zürich entsprach, dessen Brief bei der Besprechung zur Verlesung kam. Nicht als abgelehnt soll damit der Wunsch gelten, der sich in den Anträgen Dr. v. Boenigks und Professor Dr. Lienhards über den Ausbau der Goethe-Gesellschaft findet: eine Art von Ehrenausschuß aus namhaften Dichtern, Künstlern und Gelehrten mit dem Ziele der Veranstaltung geistiger und gemütvoller Erbauungstage in Weimar, gleichzeitig gedacht als Beirat des Vorstandes in bedeutenden Fragen der Gesellschaft anzugliedern. Seine Verwirklichung bleibt, nach weiteren gründlichen Erwägungen, der Zukunft vorbehalten. Deshalb glaubte man auch mit Rücksicht auf die vorgerückte Verhandlungszeit den Anregungen Professor Dr. Lienhards in dieser Richtung, die er mit Wärme vertrat und die er als neues Vorstandsmitglied an maß-

gebender Stelle weiter zu verfolgen in der Lage ist, gegenwärtig nicht weiter nachgehen zu sollen, da sie sich ohnehin zu einem festumrissenen, zur Beschlußnahme geeigneten Antrage noch nicht verdichtet hatten.

Ein bescheidenes, aber durch gute Stimmung und freundliche Reden gewürztes Mahl beschloß die anregende Tagung. Ein großer Teil der Mitglieder ließ dann noch am Abend im Deutschen Nationaltheater die Darbietung von Gerhart Hauptmanns Bruchstück ‚Das Hirtenlied‘ und von Hölderlins ‚Tod des Empedokles‘ in der W. v. Scholzschen Bearbeitung auf sich wirken; und in den beliebten Räumen des Künstler-Vereins nahm man Abschied mit der auch von der Ortsgruppe Berlin vertretenen Losung:

Hie Weimar allewege!

*

Aus den Ortsgruppen.

I. München, Winter 1919/20.

Die Ortsgruppe München hat in ihrem 3. Jahre drei Vorträge veranstaltet. Hermann Graf v. Keyserling sprach im Oktober über Goethes Vorbildlichkeit, Dr. Oswald Spengler im November über Goethes philosophische Form, Geh. Rat Max Martersteig im Dezember über Goethes Vermächtnis im ‚Faust‘. Der Vortrag von Oswald Spengler war von uns gemeinsam mit der Freien Studentenschaft veranstaltet; alle drei Vorträge begegneten lebhaftem Interesse und wurden dankbar als eine wertvolle Bereicherung des Münchner geistigen Lebens empfunden. Sie waren, gegen erhöhten Eintrittspreis, auch Nichtmitgliedern zugänglich und dadurch für die Goethe-Gesellschaft von starker werbender Kraft. Die Zahl der Mitglieder der Goethe-Gesellschaft in München ist seit dem Bestehen der Ortsgruppe um mehr als das Doppelte gestiegen; damit wird der bündige Beweis geliefert, daß die Goethe-Gesellschaft durch ein verstärktes und ausgebreitetes Leben in Ortsgruppen ihre Wirksamkeit und Bedeutung wesentlich erhöhen könnte. — Herr Buchhändler Jaffe stellte uns für die Vorträge seine schöne Lehrstube in der Brienner-Straße unentgeltlich zur Verfügung, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlichst gedankt sei. In den Aus-

schuß traten neu ein die Herren Verlagsbuchhändler Hugo Bruckmann, Geh. Rat Max Martersteig, Dr. Ludwig Streit und Privatdozent Dr. Hans Heinrich Borcherdt.

J. A.: Prof. Dr. Friedrich v. der Leyen.

II. Berlin, 1919/20.

Gegründet wurde die Ortsgruppe Berlin am 25. V. 1919, die Satzung am 21. IX. 1919 errichtet. Eine Tätigkeit konnte die Ortsgruppe seitdem nicht entfalten, da ihre Arbeitsfähigkeit durch die wiederholten großen Streikbewegungen und politischen sowie wirtschaftlichen Zustände gehindert war. Erst am 16.V. 1920 trat sie zu der satzungsmäßigen Hauptversammlung zusammen, die durch eine längere Ansprache von Dr. Max Osborn und durch Vortrag Goethescher Lieder in Kompositionen Berliner Musiker eingeleitet wurde. Im geschäftlichen Teil erstatteten der Vorsitzende und Schatzmeister Bericht, der Jahresbeitrag der Ortsgruppe für das laufende Jahr wurde auf M. 7.50 festgesetzt, einige kleine Änderungen an den Satzungen vorgenommen und allgemeine Richtlinien für die künftige Tätigkeit der Ortsgruppe besprochen. Alsdann wurde die Tagesordnung der Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft, besonders der Satzungsentwurf eingehend behandelt. — Der Vorstand besteht zurzeit aus folgenden Personen: Flodoard Freiherr v. Biedermann, Vorsitzender; Eugen Zabel, 1. Schriftführer; Wolfgang Götz, 2. Schriftführer; Dr. Georg Paetel, Schatzmeister; Dr. Wilhelm Böhm, Lyzealdirektor; Geh. Justizrat v. Bülow; Marie v. Bunsen; Fritz Engel; Prof. Ferdinand Gregori; Prof. Dr. Arthur Liebert; Dr. Max Osborn; Dr. Rudolf Pechel, Redakteur der Deutschen Rundschau; Prinz Heinrich v. Schönaich-Carolath. Frhr. v. Biedermann.

III. Essen (Ruhr), 1920.

Die Ortsgruppe Essen hat sich am 28. IV. 20 gebildet. Es hatten sich ihr zunächst im ganzen 41 Mitglieder angeschlossen, gegenwärtig ist der Mitgliederbestand schon auf fast 100 angewachsen. Der Vorstand setzt sich folgendermaßen zusammen: 1. Vorsitzender: Hauptschriftleiter Heinz Amelung, Herbertstr. 13; 2. Vorsitzender: Oberlehrer Dr. Karl Hanns Wegener, Justusstr. 8; Schriftführer: Legationssekretär a. D. Simson (Enkel des ersten Präsidenten der Goethe-Gesellschaft); Schatzmeister: Prokurist Erich Haake, Buch-

handlung Otto Schmemann, Viehoferstr. 16; Beirat: Die Stadtbibliothek (Dr. Sulz); Kruppsche Bücherhalle (Dr. Schumm); Dr. med. Heßberg (als Vertreter der ‚Gesellschaft für Literatur und Theater' in Essen); Kaufmann Julius Middelmann, Pelmannstr. 32; Frau Präsident Käthe Munckel, Rüttenscheiderstr. 91; Schauspieler Erik Baldermann, Eduardstr. 8. — Die Satzungen sind im Entwurf von der Gründungsversammlung genehmigt. Die Zustimmung und Freude über den Zusammenschluß der Essener Goethe-Freunde in eine Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft war in der Versammlung allgemein. Wir dürfen aus dieser Stimmung heraus das Beste für das Gedeihen der Ortsgruppe erhoffen. Zu unserer großen Freude hat unser Beispiel bereits Nachahmung gefunden: aus Crefeld wurden wir um nähere Angaben über unsere Satzungen und unsern Arbeitsplan gebeten, da man auch dort mit dem Gedanken umgeht, eine Ortsgruppe zu bilden. Heinz Amelung.

* * *

Nachstehend folgen die Berichte über den Abschluß der Jahresrechnung (A), über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und das Goethe- und Schiller-Archiv (B), über das Goethe-Nationalmuseum (C).

A.

Der Rechnungsabschluß für 1919 gestaltete sich wie folgt:

Die laufenden Einnahmen bestanden in

4 960,97	M.	Gewährschaft voriger Rechnung,
41 680,00	„	Jahresbeiträgen der Mitglieder,
40,00	„	außerordentlichen Beiträgen,
3 583,67	„	Kapitalzinsen,
11 533,08	„	Erlös für „Schriften" und Jahrbücher (10 738 M.) u. a. m.
61 797,72	M.	

Diesen Einnahmen standen folgende Ausgaben gegenüber:

26 345,67 M.	für das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Band 6,
34 311,27 „	für die „Schriften“ [25 322,47 M. für Band 34: Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer, 2. Band, und 8 988,80 M. nachträglich für Band 33: Zeichnungen von Johann Heinrich Meyer],
784,65 „	für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft,
1 352,58 „	für besondere Veranstaltungen (Mieding-Gedenkfeier),
535,14 „	Beitrag für die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung“ u. a. m.,
12 059,76 „	Verwaltungskosten,
1 635,90 „	von dem 2000 M. betragenden „Dispositionsfonds“, nämlich 600 M. an das Goethe-Nationalmuseum und 1000 M. an das Goethe- und Schiller-Archiv zu Ankäufen, 35,90 M. Sonstiges.
77 024,97 M.	
15 227,25 M. Mehrausgabe.	

Der Nennwert des *Kapitalvermögens* (Reservefonds) bezifferte sich am Schlusse des Jahres 1919 auf 109 327,65 M., zu Ende des Vorjahres auf 103 929,65 M. Der Vermögenszuwachs besteht in Beiträgen für lebenslängliche Mitgliedschaft.

B.

Die *Bibliothek der Goethe-Gesellschaft* hat auch in dem abgelaufenen Jahr eine Reihe von Schenkungen zu verzeichnen, für die den gütigen Spendern an dieser Stelle namens des Vorstandes verbindlichster Dank ausgesprochen werde. Die Namen derselben folgen hier: Prof. Dr. O. Albrecht (Naumburg a. S.), Prof. A. Bartels (Weimar),

Bau- und Intendanturrat A. Doebber † (Weimar), Verleger E. Runge (Berlin-Lichterfelde), Fräulein E. Ficus (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. H. Gloël (Wetzlar), Prof. Dr. H. G. Gräf (Weimar), Prof. Dr. A. Hansen (Gießen), Prof. J. T. Hatfield (Evanston, Illinois U. S. A.), A. J. van Huffel d. j. (Haag), Landgerichtsrat a. D. M. Huffschmid (Heidelberg), Oberbaudirektor a. D. E. Kriesche (Weimar), Prof. Dr. A. Leitzmann (Jena), Prof. Dr. E. O. v. Lippmann (Halle a. S.), Direktor Dr. Löschhorn (Hettstedt), Prof. Dr. G. Minde-Pouet (Leipzig), E. Müller (Münster i. W.), Dr. H. Mutschmann (Frankfurt a. M.), General B. Rathgen (Marburg), Verleger O. Rauthe (Berlin-Friedenau), Dr. J. Rosenberg (Thorn), Prof. Dr. R. Schlösser † (Weimar), Dr. E. Schwebsch (Berlin), Major E. Tiemann (Berlin), A. Vetter (Augsburg), E. Waitz (Hannover), Dr. H. Wendriner (Berka a. d. J.); ferner das Kuratorium der Schopenhauer-Gesellschaft (Kiel), die Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei (Leipzig), die Leitung der Geschichtsblätter für Technik, Industrie und Gewerbe (München).

Das Goethe- und Schiller-Archiv hat den frühzeitigen Tod seines Direktors, Prof. Dr. Rudolf Schlösser, zu beklagen, der, nachdem er seine Lehrtätigkeit an der Universität Jena aufgegeben, sich mit vollem Eifer den seiner hier harrenden Aufgaben gewidmet hat. Leider war ihm dieses nur kurze Zeit (Juni 1918 bis Februar 1920) gegönnt. Das aber, was er in diesen wenigen Monaten geschaffen hat, berechtigte zu der Erwartung, daß die von der Anstalt noch zu leistenden Arbeiten durch ihn eine wesentliche Förderung erfahren würden. Und so hat er sich in der Geschichte des Archivs einen ehrenvollen Namen gesichert. — Endlich kann das Archiv berichten, daß die ihm von der hohen Begründerin und ersten Eigentümerin der Anstalt, der Großherzogin Sophie, gleich zu Anfang (1885) ge-

stellte Hauptaufgabe, eine Goethes gesamtes Wirken umfassende Ausgabe seiner Schriften, Briefe und Tagebücher, nunmehr gelöst ist; der letzte Band der dritten Abteilung, 15. Band 2. Abteilung (der Schlußband des Tagebuch-Registers), ist im Druck vollendet und wird im Laufe dieses Sommers ausgegeben werden. Von dieser erfreulichen Tatsache soll nicht gesprochen werden, ohne zu betonen, daß nur die hochherzig-verständnisvolle Freigebigkeit sowohl der Großherzogin Sophie als ihres Nachfolgers im Besitz der Anstalt, des Großherzogs Wilhelm Ernst, es ermöglichten, dieses Riesenwerk zu begründen, zu fördern und zu beendigen. — Die Vorbereitungsarbeiten zu der großen Veröffentlichung aus dem Nachlaß des Großherzogs Carl Alexander, welche die Beziehungen dieses Fürsten zu Künstlern, Dichtern und Gelehrten darstellen sollen, sind durch Prof. Schlössers Tod ins Stocken geraten. — Die Inventarisierungsarbeiten können infolge der betrübenden Tatsache, daß das Archiv wegen Kohlenmangels 6 Monate geschlossen werden mußte, nur langsam vorwärts gebracht werden.

Die Zahl der Handschriften, die dem Archiv geschenkt wurden, ist nur gering. Das an Wert Hervorragendste ist die von dem ehemaligen Münchner Generalmusikdirektor Hermann Levi der Anstalt vermachte kleine Handschriftensammlung, die nach dem Tode von Levis Gattin von deren zweitem Mann, Herrn Hofkapellmeister Michael Balling (Partenkirchen), übergeben worden ist; sie besteht aus folgenden Stücken: Goethes Divan-Gedicht „Sagt es niemand, nur den Weisen"; ein Brief Goethes an Knebel, undatiert (wohl März 1779); ein undatiertes Billett Goethes an einen unbekannten Adressaten; eine angebliche Handzeichnung Goethes; ein Brief von Charlotte v. Schiller an Knebel vom 14. VII. 1818; ein Epigramm Herders ‚Der

Hund im Wasser'; Hölderlins Ode ,Der Winter'; ein Brief des Schreinermeisters Ernst Zimmer in Tübingen, in dessen Hut der kranke Hölderlin 36 Jahre seines Lebens verbrachte. Außerdem erhielt das Archiv noch folgende Spenden: einen Brief Goethes an Staatsrat G. H. Nicolovius vom 11. VII. 1819 durch Herrn Paul Kreßmann (Charlottenburg); das Bruchstück eines Briefes von Peter Cornelius, dem Dichterkomponisten, an Gisberta Freiligrath mit der Niederschrift des Gedichtes ,Dein Wille geschehe', durch Prof. Dr. Carl Maria Cornelius (München); Aufzeichnungen von Wielands Enkelin Wilhelmine Schorcht über die letzten Tage ihres Großvaters, nebst einem dazu gehörigen Brief derselben Schreiberin an Knebel vom 28. II. 1813, durch Knebels Enkelin Frau Dr. Malwina Buchholz (Jena); endlich Abschriften von Briefen Wielands, H. v. Kleists und F. L. Schröders an Iffland durch Herrn Erich Großmann Herrmann (Bischofswerda). Den gütigen Spendern sei an dieser Stelle im Namen des hohen Besitzers und Schutzherrn der Anstalt, S. K. H. des Großherzogs Wilhelm Ernst, der verbindlichste Dank ausgesprochen. — Von Ankäufen sind zu verzeichnen: 3 Briefe von Hebbel, 32 von Laube, 6 von Dingelstedt, 2 von Rückert, 1 von Hermann Kurz, 1 von Rumohr, ein Blatt von Haug („Gereimte Übersicht der Jean Paulschen Werke"); aus dem Nachlaß des ehemaligen Generalintendanten des Weimarischen Hoftheaters Bronsart v. Schellendorf 113 Briefe und Karten von Paul Heyse, 105 von Ernst v. Wildenbruch, 57 Briefe und Karten sowie 3 Gedichte von Bodenstedt, ferner die Handschriften von Heyses Dramen ,Ein überflüssiger Mensch' und ,Schlimme Brüder'; endlich noch von Martin Greif die vollständigen Handschriften der Dramen ,Francesca da Rimini', ,Die Schicksalsnacht im Pfalzgrafenstein' (,Die Pfalz im Rhein'), ,Marino Falieri', ,Heinrich der Löwe', ,Liebe über

Alles', ‚Prinz Eugen', unvollständige Handschriften von ‚Ludwig der Bayer', ‚Konradin der letzte Hohenstaufe' und ‚Nero', sowie ein mit eigenhändigen Korrekturen und Bemerkungen versehener Druck der 6. Auflage der Gedichte.

An Büchern hat das Archiv Zuweisungen erhalten von Dr. P. Braun (Oberweimar), Dr. P. Crome (Göttingen), Mrs. Stewart Erskine, Prof. Dr. A. Hansen (Gießen), C. Haußmann (Stuttgart), Dr. Th. Hertel (Marburg), G. Heve (Stuttgart), P. Hirsch (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. H. Mayne (Bern), Prof. G. Raphaël (Bourg la Reine), Verleger E. Runge (Berlin-Lichterfelde), Dr. H. Schulz (Halle a. S.), vom Kuratorium der Schopenhauer-Gesellschaft (Kiel), von der Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei (Leipzig). Auch ihnen wird hier der verbindlichste Dank ausgesprochen.

C.

Nur wenig ist über das seit der letzten Generalversammlung verflossene Halbjahr aus dem Goethe-Nationalmuseum zu berichten. Der kohlenarme Winter hat die Weiterführung der wissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere am Katalog der Bibliothek Goethes, gehemmt, so daß kleinere Ordnungsarbeiten (Silhouettenkatalogisierung u. a.) vorgenommen werden mußten. Geplante Vorträge mußten gleichfalls aufgegeben werden, da der Studiensaal nicht erwärmt werden konnte. Erfreulicherweise sind die am Schluß des vorjährigen Berichts geäußerten Befürchtungen über den schwachen Besuch des Museums, der im Zusammenhang mit der Einreisesperre während der Tagung der Nationalversammlung stand, nicht eingetroffen, im Gegenteil in den letzten Reisemonaten des vergangenen Jahres noch nie erlebte Besuchsziffern erreicht worden, und, was wesentlicher ist: die innere Anteilnahme an der Welt

Goethes scheint gleichlaufend mit der äußeren Verarmung des deutschen Volks zu wachsen. Ergreifende Zeugnisse verehrungsvoller Lebensschülerschaft, die in leidvollen Zeiten Stolz und Trost aus Goethes Wesen und Schaffen nimmt, kamen oft von unerwarteter Seite.

Hilfreich stand der Museumsleitung auch eine Anzahl von Gönnern zur Seite, deren Gaben zu mancher Bereicherung beitrugen. An Neuerwerbungen sind besonders hervorzuheben ein Ölgemälde (Brustbild), das Christianens Bruder, den Bibliothekar Dr. Vulpius, darstellt und von Goethe selbst bezeichnet ist. In Herrn Max Singewald (Leipzig) fand sich dafür ein freundlicher Schenker. Ferner die Porträts des Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor und seiner Ehefrau Anna Margarethe, geb. Lindheimer, etwa aus dem Geburtsjahre des Enkels, die aus Mainzer Besitz stammen und durch Vergleich mit den vom Frankfurter Goethe-Museum gütig überlassenen Photographien der bekannten Mailänder Textor-Bilder als authentisch festgestellt werden konnten. Ihre Erwerbung wurde durch eine sehr dankenswerte Stiftung eines Mitglieds der „Vereinigung der Freunde des Goethehauses", Frau Geheimrat M. Gumprecht (Weimar), möglich gemacht. Zur endgültigen Erwerbung der im vorigen Berichte erwähnten bedeutenden Klauerschen Goethe-Büste stellte die Nationalversammlung die erheblichen Mittel zur Verfügung in Erinnerung an ihre Tagung in der Goethe-Stadt. Freundliches Entgegenkommen des Direktors der Weimarischen Landesbibliothek, Prof. Dr. W. Deetjen, bereicherte das Klauer-Zimmer um eine weitere, nur einmal vorhandene Goethe-Büste aus den ersten Weimarer Jahren. Durch Überweisung gelangte schließlich das reizvolle Silhouettenbuch Adele Schopenhauers aus dem Nachlasse

ihrer Freundin, Sibylle Mertens-Schaaffhausen, in den Besitz des Museums.

An der Bereicherung der Abteilungen: Goethe-Stätten, Goethe-Bildnisse und Bildnisse der Zeitgenossen nahmen durch Schenkungen regen Anteil die Herren Geheimrat Prof. Dr. M. Möbius (Frankfurt a. M.), Paul Heine (z. Z. Rom), Fr. Neubert (Leipzig), Frau M. Hoffmann (Wittenberg), Baron von Ungern-Sternberg (z. Z. Genf), Prof. Dr. A. Kippenberg (Leipzig); die Handbibliothek ergänzten die Herren Prof. Dr. A. Hansen (Gießen), Baurat A. Doebber † (Weimar), Prof. Dr. E. Suchier (Höchst), A. Vetter (Augsburg) und der Direktor. Herr Prof. Walter Klemm (Weimar) schenkte 42 vom Künstler selbst hergestellte Probedrucke zu Goethes ‚Reineke Fuchs' für die Abteilung: Illustrationen zu Goethes Werken. Schließlich überwies der Direktor des Staatsarchivs, Archivrat Dr. A. Tille (Weimar), drei dicke Folianten des Grundstückkatasters der Stadt Weimar aus dem Jahre 1785 mit Eintragungen über das Goethe-Haus. Allen Spendern sei auch hier besonderer Dank ausgesprochen.

Mit dem gleichen Gefühl der Dankbarkeit sei zum Schlusse der Mitglieder der „Vereinigung der Freunde des Goethe-Hauses" gedacht, die bei oft schwieriger eigner wirtschaftlicher Lage dem Museum treulich weiterhalfen bei der Verfolgung seiner der Wissenschaft wie dem deutschen Volke gleichmäßig geweihten Ziele, und auch an dieser Stelle sei es erlaubt, werbend auf die „Vereinigung" hinzuweisen, die noch manchem Freunde des Goethe-Hauses, der ihr bis jetzt nicht zugehört, gern ergriffene Gelegenheit geben kann, sich an Goethes Erbe in seinem Sinne „hilfreich und gut" zu beweisen.

Verzeichnis

der seit 1. Juni 1919 neu eingetretenen Mitglieder

(Abgeschlossen Ende Mai 1920)

Mitglieder auf Lebenszeit

Berlin und Vororte

Bett, Dr. jur. K.
v. Donnersmarck, Fürst, Guidotto, Durchlaucht
v. Gwinner, Arthur, Direktor der Deutschen Bank
Heese, Fräul. Elsa
Kunheim, Frau Else

Charlottenburg

Emden, Paul H., Bankier
Heimann, Dr. phil. Hans
v. Schwerin, Dr. jur. Albert, Legationsrat

Bremen

Kasten, Hans

Budapest

Véesei, Béla

Djursholm (Schweden)

Gyldén, Fräul. Elsa
Hultin, Kleve, Hofratsnotar

Frankfurt a. M.

Emden, Heinrich, Bankier
Ficus, Frau Emmy, Schriftstellerin
Frank, Dr. med. Wilh., Spezialarzt

Hamburg

Pichler, Hans, Theaterdirektor

Hannover

Goldschmidt, Frau Emmi

Heidelberg

Rapp, Hanna, Frau Direktor

Marienthal b. Eckartsberga

v. Wilmowski, Freiherr, Landrat

Pforzheim

Schaefer, Carl

Saarbrücken

Obenauer, Gustav, Großkaufmann

Stockholm

Roos von Hjelmsäter, J. O., Ingenieur

Stocksund (Schweden)

Berg, Dr. phil. Ruben Gustafsson, Dozent a. d. Hochschule

Stockelsdorf b. Lübeck

Kurtz, Eberhard

Weimar

Merten, Dr. Erich, Oberlehrer

Aachen

Deutsches Institut a. d. Techn. Hochschule
Hermanns, Dr. Wilh., Oberlehrer
Kaiser-Karl-Gymnasium

Altona

Dahm, Dr. jur. Christ., Referendar
Haase, Stadtbaumeister, Bahrenfeld
Klawitter, Franz, Schiffsmakler
Schulze, Elisabeth

Aschersleben

Hesse, Fräul. Margarete
Lapp, Frau Julie

Augsburg

Bauer, Andreas, kaufm. Beamter

Bad Berka a. d. Ilm

Gutsche, Dr. F., Oberlehrer
Müller, Dr., Privatgelehrter
Viehweg, Willy, Studienassessor

Bad Elster

Leidner, Dr. med., Arzt

Bad Salzuflen

Brinkmann, Theodor, Kaufmann

Barmen

Schottländer, Dr. med. Erich

Berlin und Vororte

Altmann, Josef, Buchh. u. Antiquar
Blumenthal, Willy, cand. phil.
Boettiche‌r, Fräul. Margarete
Bornstein, Walter, stud. phil.
Breitfeld, Fräul. Gertrud, Lehrerin
Bublitz, Lilly, cand. phil.
Bülow v. Dennewitz, Gräfin Gertrud
Cahen, Melanie
Cassirer, Fritz
Dieck, Ilsabe
Dirksen, Alfons, stud. phil.
Dorschel, Herr
Drews, Richard, Direktor
Einert, Dr., Sächs. Geheimer Rat
Eitingon, Dr. med. Max, Arzt
Epstein, Frau Prof. Margarete
Eyck, Dr. Erich, Rechtsanwalt
Feldström, Balduin, Dr. med., Zahnarzt
Fleischmann, Pfarrer
Gerhard, Dr. phil. Melitta
Ginsberg, Dr. Max
Gütte, Otto, Lyzeallehrer
Haake, Dr. Bruno, Arzt
Heymann, Adolf, Justizrat
Hildesheimer, Edgar, Schriftsteller
Holzbock, Alfred, Redakteur
Jacobi, Frau Ilse, geb. Jansenius
Jaffé, Franz, Baurat
Jekelius-Lißmann, Eva, Konzertsängerin
Ilßner, Leopold, Intendant des Schauspiels
Imberg, Hans, Justizrat
Koerner, Dr. jur. Paul, Buchhändler
v. Kreutzburg, Major a. D.
Krisch, Bernhard, Fabrikant
Krolik, Frau Franziska
Küttner, Fräul. Alide
Kurz, Rudolf, Beamter
Lademann, Frau Landgerichtsrat
Landau, Chefredakteur
Landwehr, Dr. jur. H., Regierungsrat
Laubner, Fritz, Studienassessor
Lederer, Dr. phil. Philipp, Numismatiker
Lehmann, Arthur, Kaufmann
Lewald, Otto Günther
Liebert, Dr. Arthur, Prof.
Liedtke, Ernst, Rechtsanwalt
Linz, Dr. phil. Bernhard
Littauer, Dr. Alfred, Rechtsanwalt
Lohse, Kommerzienrat
v. Ludendorff, Erich, Generalleutnant, Exzellenz
Meißner, Franz Hermann, Direktor des Zool. Gartens

Oppenheimer, Jakob
Pohl, Dr. Alfred, Arzt
Reck, Frau S., geb. Solf
Rickelt, Präsident d. Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger
Salomon, M., Generaldirektor
v. Santen, Frau
Schachtel, Ernst
Schmidt, Otto, d. j.
Schmidt, Willi, Kaufmann
Schmiedicke, Eleonore
Schochow, Maximilian, Stud.-Assessor
Schreiner, Anna
Siehr, Robert Carl
Simon, Emmi, Lehrerin
Sobernheim, Dr. Otto, Amtsrichter
Sonnabend, Bruno, Fabrikant
Spiero, Dr. Heinrich, Direktor
Sternberg, Dr. Leo, Rechtsanwalt
Strauß, Fritz
Strecker, Karl, Schriftsteller
Treßnitz, Fräul. Gertrud
Werckmeister, Karl, Kunstverleger
Wieruszowski, Dr. Kurt, Bibliothekar
Zellmer, Erich, cand. phil.

Charlottenburg

Baumann, Erich W., Konsul
Baumann, Frau Konsul
Bett, Lucian, Dipl.-Ing.
Eckert, Fräul. Emma
Engel, Ernst (Fa. Ernst Engel & Co.)
Engelhard, Franz, Obersekretär a. D.
Fränkel, Robert Oskar
Gabbe, Frau Margarete
Geisler, Franz, Schriftsteller
Glaser-Tinschmann, Eva, Schauspielerin
Guhl, Wilhelm, Polizeisekretär
Haßler-Landolt, Frau Dr. Alice
Heldcke, Karl, Lehrer
Klapper, Johannes, Kaufmann
Klinder, Oskar, Kaufmann
Kraft, Erich, Redakteur
Lachmann, Frau Grete
Lakaff, Albert, Betriebsleiter d. Gaswerke
Langheinrich, Fräul. Lotte
Lanzrath, Dr. W.
Lüdersdorffsche Buchhandlung
Matzdorf, Ludwig, Kaufmann
Moraht, Frau Major
Redlin, Frau Elsamarie
Riegner, Heinrich, Rechtsanwalt
Rotschild, Otto, Dipl.-Ingenieur
Sange, Dr. W., Oberlehrer
Scherman, Dr. Georg, Rechtsanwalt
Schipmann, Heinr., Generaldirektor a. D.
Schultze, Günter K. F., cand. med.
Schwarz, Oskar
Strodel, Hans, stud. phil.
Vollbehr, Frau Dr. Elsi
Vollbehr, Dr. Otto, Privatmann
Wachsmuth, Generalleutnant z. D.
Wittkowsky, Frau Carl
Wolfsfeld, Erich, Prof.

Friedenau

Dreiser, Fritz
Eichholtz, Ulrich, Referendar
Gloege, Dr. G., Oberlehrer
Hellgrewe, Frau Anna
Loeser, Frau Hildegard, Hauptmannswitwe

Grunewald

Braunbeck, Gustav
Kraut, Julius, Prof., Maler
Librowicz, Dr. Hans
Sudermann, Hermann

Halensee

Goetz, Wolfgang
Heymann, Dr. jur. Max
Stengel, Generalleutnant z. D.
Leichtmann, Oskar, Kaufmann

Karlshorst

Mallon, Otto, Referendar

Lankwitz

Salomon, Dr. Alfred, Fabrikbesitzer

Lichtenberg

Köpp, Erna, Studentin
Köpp, Ernst, Kaufmann

Lichterfelde

Heinig, Kurt, Schriftsteller
Linz, Armin
Winkler, Ernst, stud. phil.

Neukölln

Clauß, Reinhold, Versicherungstechniker
Groening, Adeline, Oberlehrerin
Menz, Dr. August

Ober-Schöneweide

Hase, Arthur, Studienrat

Pankow

Bretschneider, Hans, Oberpostassistent
Sengewald, Erna

Schmargendorf

Neumann, Frau Toni

Schöneberg

Besser, Else, Musiklehrerin
Braatz, Dr. Carl, Bibliothekar
Döblin, Dr. Alfred, Nervenarzt
Herzfeld, Dr. Julius, Facharzt für Chirurgie
Heymann, Benno, Zahnarzt
Holtz, Wilhelm
Klings, Karl, Rektor
Küpper, Werner, stud. phil.
Poznanski, Grete
Schantz, Frau Gertrud, geb. Wulff
Wissing, Karl, Kaufmann

Steglitz

Bock, Frau Margarete
Graef, Karl, cand. phil.
Hoffmann, Fritz, Landmesser
Kempkes, A., Rechtsanwalt
Meyer, Karl
Schmidt, Dr. jur. et phil. Friedrich, Staatsminister, Exzellenz

Südende

Schmidt, Friedrich, Amtsgerichtsrat

Wilmersdorf

Bachrach, Frau Alice
Bernhardt, Hans, Arzt
Beßmertny, Dr.
Buchholz, Johannes, Buchhändler
Cassirer, Alice, Konzertsängerin
Clewing, Carl
Cohn, Erich
Ettlinger, Alfred, Kaufmann
Ettlinger, Fräul. Recha
Furbach, Frau Major Ilse
Gerhardt, Frau K.
Ginschel, Direktor
Gnüffky, A. M.
Golde, Alice
Grochtmann, Dr. jur. Hubertus
Kaufmann, Dr. M. R., Redakteur
Koffler, Dosio, Schriftst. u. Dramaturg
Löwenthal-Lomnitz, Kunstmaler
Lütschg, Waldemar, Tonkünstler
Peschel, Ernst, stud. med.
Rauff, Dr. Willy, Oberlehrer
Rüfer, Fräul. Lucy
Selden-Goth, Frau Gisela
Wetzel, Kurt, Landgerichtsrat
Wilscheck, Frau Lina
Wolf, Heinrich, Architekt

Zehlendorf

Getzeng, Dr. Heinrich
vom Rhyn, Atz, Schriftsteller

Beuthen (O.-S.)

Ebel, Bernhard
Hecht, Dr. med. Arnold, Arzt
Vortragskreis, freier lit. Bund

Biedenkopf (Lahn)

Heinrich, Dr. med. Ernst, Sanitätsrat

Bielefeld

Beier, Dr. Ludwig, Spezialarzt

Bitterfeld

Werneburg, Dr. Rudolf, Oberlehrer

Bockhorst (Blankenese a. Elbe)

Darboven, Frau A.

Bonn

Firmenich-Richartz, Prof. E.
Klopp, Fritz, cand. phil.
Matthaei, Dr. med. Rupprecht

Brandenburg

Albrich, Dr. Konrad, Oberlehrer

Braunschweig

Helle, Frau Hedwig

Breisach (Baden)

Mayer, Ludwig, Oberamtsrichter

Bremen

Behrens, Adolf, Kaufmann
Frieler, Wilhelm
Käsemeyer, Hans

Breslau

Adler, Curt, Bankvorsteher
Bielschowsky, Alfred, Fabrikbesitzer
Frank, Dr. jur. Karl, Gerichtsassessor
Hoffmann, Heinz
Johannes-Gymnasium
Joßmann, Paul, Arzt
Kretzschmar, Carl
Landau, Siegfried, Kaufmann
Leß, Minna, Frau Stadtrat
Lyon, Felix, Bankier
Runge, Intendant
Scheyer, Dr. med. Kurt, Arzt
Schwarzer, Georg, Bankbeamter
Smoschewer, Leo, Fabrikbesitzer

Bunzlau

Matthes, Gerhard, Regierungsassessor

Calbe (Saale)

Graf, Wilhelm, Oberlehrer

Cassel

v. Duisburg, Major
Post, Paul, Geh. Regierungsrat
Schmelzer, Hermann, Ingenieur

Chemnitz

Sachse, Dr. Carl, Rechtsanwalt
Tippmann, Käthe, Lehrerin

Cöln a. Rh.

Gentges, Ignaz, cand. phil.
Goebels, Carl, Apotheker
Gumpert, Hans, Kaufmann
Hahn, Albert, Prokurist
Hoffacker, Heinz, Rechtsanwalt
Jacob, Frau Ferd.
Jörg, Franzi, stud. phil.
Löwenthal, Frau Richard
Macco, Frau Bergassessor Ida
Mier, Dr. Paul, Studienassessor
Petzall, Frau Martha
Philipp, Frau Kaufmann
Prüssen, Dr. med. Otto, Kinderarzt
Reuß, Gustav, Kaufmann
Scholl, Hedwig, Frau Apotheker
Schreiterer, Gottfried, Architekt
Spael, Wilhelm, stud. phil.

Cöthen

Koch, Hermann, stud. ing. et. rer. nat.

Colberg b. Ummerstadt

Schmidt, Dr. Emil, Wirkl. Staatsrat a. D.

Danzig-Langfuhr

Horn, Dr. Kurt, Oberlehrer
Krüger, Dr. Friedrich, o. Prof. an d. Techn. Hochschule

Darmstadt

Heidebroek, Prof.
Wolfskehl, Frau Eduard

Denstedt b. Weimar

Geyer, Walter, Lehrer

Deutsch Eylau

Thom, Bruno, stud. med.

Dresden

Bemmann, Dr. Rudolf, Bibliothekar

Berge, Dr. phil. Richard, Prof.
Glauber, Fräul. Elsa
v. Hanstein, Freifrau Felizitas
Heinemann, Hans, Pastor
Martini, Dr. Wolfgang, Oberlehrer
Pollack, Doris, Verlagssekretärin
Pollack, Ella, Buchhalterin
Reichardt, Dr. Erwin, Geh. Hofrat
Schleich, Dr. Walter, Rechtsanwalt
Seifert, Dr., Rechtsanwalt u. Notar
Weber, Dr. W., Chirurg
Werckmeister, Georg, Stadtrat
Zenisek, Egon, Fabrikbesitzer

Duderstadt (Eichsfeld)

Schmidt, Albert, Justizrat

Düsseldorf

Hasselhoff, Frau Dr. W., Bibliothekarin
Herz, Max, Kaufmann
Kraney, Wilhelm, Kaufmann
v. Rheinbaben, Hedwig Freifrau, Erz.
Wolffsohn, Dr., Staatsanwaltschaftsrat

Ehrenbreitstein (Rhein)

Du Mesnil, Dr. jur. Herbert, Konsistorialrat

Ehringsdorf b. Weimar

Reichenheim, Frau Anna

Eisenach

Dreiheller, Frau Alma
Wassermann, Gertrud, Lehrerin

Eisersdorf (Kr. Glatz)

Hellborn, Margarete

Eisleben

Särchen, Hans, Buchdruckereibesitzer

Elberfeld

Fink, Helma, Frau Sanitätsrat
Hennies, Adolf, Fabrikant
Stieger, Frau Regierungsrat

Elbing

Jencio, Fritz, Reg.-Bausekretär

Emanuelssegen b. Kattowitz

Harttung, Dr. med., Chefarzt

Emden

Cassens, Hinricus, Werftbesitzer

Erfurt

Badelt, Frau Else
Badelt, Johannes
v. Conta, Hans, Oberst a. D.
Hildebrandt, Dr. Paul
Ullmann, Arno, Bankier

Essen

Ascherfeld, Fräul. Milli
Baldermann, Erik, Schauspieler
Beeckmann, Wilh., Bergassessor
Gans, Frau R.
Gretzer, Christian, Dipl.-Ing.
Haake, Erich, Prokurist
Hagedorn, Wilh., Kaufmann
Heinemann, Dr. Justizrat
Hermsdorf, Fräul. Margret
Kämper, Herm., Stadtassistent
Kaiser, Carl August, Buchhändler
Klestadt, Walter, Kaufmann
Kraußoldt, Luise, Lehrerin
Lang, Friedrich, Konstrukteur
Linckewitz, Aug.
Löwenberg, Emma
Löwenberg, Selma
Metzendorf, Gg., Prof., Architekt
Mohr, Wilhelm, Kapitänleutnant
Pauly, Franz
Rath, Frau Bergassessor
Reuscher, Berta, Lehrerin
Rubin, Dr. med. Jakob, Arzt
Saak, Otto, Direktionssekretär
Schmemann, Fräul. Dorothea
Schmemann, Fräul. Margret
Seipel, Paul, Lehrer
Sieckmann, Dr. Herm., Oberlehrer
Stadtbibliothek
Strötgen, Erich
Strohmann, Paul, Dipl.-Ing.
Terhardt-Bommann, Walther, Lehrer

Tidten, Karl, Lehrer
Trimborn, Karlheinz
Trimborn, Fräul. Li
Wegener, Dr. Karl Hanns, Oberlehrer
Wellfonder, Karl, Lehrer
Winkhaus, Anneliese
Zerkaulen, Heinrich, Schriftleiter

Flensburg

Bogemann, Manfred, Gerichtsassessor
Bohmeyer, Dr. Hilfsstaatsanwalt

Frankenberg (Sa.)

Irmer, Dr. E., Studienrat

Frankfurt (Main)

Abeles, Mor.
Ansbacher, Max, Bankier
Bauer, Frau Emma
Bauer, Siegfried, Bankier
Benari, Dr. phil., Psychologe
Brandeis, Frank S.
Brinkmann, Rudolf, Opernsänger
Ficus, Fritz, Kaufmann
Fleischer, Dr. Viktor, Direktor der Frankfurter Verlagsanstalt A.G.
Gelb, Frau Dr.
Germanisches Seminar der Universität
Gieschen, Hans, Buchhändler
Hausmann, Dr. med. Franz, Arzt
Heidingsfelder, Otto, Kaufmann
Horkheimer, Dr. phil. Paul
Kövesdy, Franz, Kaufmann
Moos, Frau Ida
Moos, Oskar
Napp, Dr. Martin
Sander, Frau Eugen
Schiff, Ludwig, Bankier
Schwab, Frau Hermann
Sondheimer, Fritz
Strauß, Dr. Franz
Wertheimber, Maria
Wertheimer, Joseph, Kaufmann

Freiburg i. B.

Becker-Belzer, Frau Geh. Rat Elise

Fürstenwalde (Spree)

Krause, Frau Cläre

Gadebusch

Wollenberg, Friedr. W., Amtsrichter

Gelsenkirchen

Robbers, Dr. Sanitätsrat

Gera (Reuß)

Friederici, Günther, Major a. D.

Gildehaus

Bauer, Eberhard Wilhelm, Fabrikant

Glauchau

Carstanjen, Rechtsanwalt

Görlitz

Hennings, Fräul. Gertrud, Bibliothekarin
Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften
Schmidt, E. Georg, Ingenieur

Göttingen

Bremer, Hauptmann
Crome, Dr. Bruno, Museumsdirektor
Rösener, Frau Margarete
Steinberger, Dr. Julius, Bibliothekar
Wolff, Dr. phil. Ludwig

Gotha

Kampmeyer, Fräul. Wilhelmine

Groß-Baudiß (Kr. Liegnitz)

Mueller-Baudiß, Regierungsrat a. D. u. Rittergutsbesitzer

Groß-Kochberg b. Rudolstadt

v. Stein-Kochberg, Felix, Freiherr u. Kammerherr

Guben

Kutter, Max, Museumsleiter

Hagen i. W.

Merschmann, Ferdinand, Lehrer

Halle a. d. S.

Boye, Dr. Bruno, Arzt
Dircksen, Otto, Regierungsrat
Frischeisen-Köhler, Dr. Max, Univ.-Prof.
Fritze, Fräul. Dr. Marieluise, Oberlehrerin
Groß, Dr. phil. Edgar, Oberspielleiter am Stadttheater
Kaehler, Dr. Siegfried
Liepe, Dr. phil. Wolfgang, Privatdozent
Lodemann, Fräul. J., Zeichenlehrerin
Schmidt-Haym, Frau Professor
Schwenke, Sanitätsrat
Voigt, Fräul. Margarete, Lehrerin
Winter, Fräul. Margarete, Oberlehrerin

Hamburg

Abel, Dr. Max, Zahnarzt
Baetz, Albert, Kaufmann
Boysen, Heinrich, Buchhändler
Clouth, Carl, Geschäftsführer
Fricke, L. F., Kaufmann
Geber, Anna
Geber, Auguste
Goldschmidt, Leon, Verlagsbuchhändler
Haß, Karl, Kaufmann
Joseph, Heinrich, Kaufmann
Käßner, B., Kaufmann
Kayser, Dr. med. Richard, Arzt
Lam, M., Kaufmann
Lichtwarck, Zahnarzt
Nathan, Ludwig, Brauereidirektor
Peltzer, Fräul. Marg., Lehrerin
Pohlenz, Rudolf, wiss. Hilfslehrer
Predöhl, Dr. Bürgermeister, Magnifizenz
Predöhl, Clara, Frau Bürgermeister
Predöhl, Fräul. Clara
Redlich, Fräul. Meta, Oberlehrerin
Reiche, Dr. F., Univ.-Professor
Ritter, Hans
Scheel, Carl, Kaufmann
Schmidt, Ludwig, Pastor em.
Schulze, Fräul. Hertha, Lehrerin
Völling, Carl, Kaufmann
Winter, E., Telegraphensekretär
Wolf, Caesar, Kaufmann

Hameln

v. Valentini, Dr. R., Wirkl. Geh. Rat

Hanau a. M.

Birkner, Hugo
Schäfer, Carl

Hannover

Arning, Frau Dr.
Arnold, Prof. Dr. Geheimrat
Bader, Fritz, Kaufmann
Barnay, L., Geh. Intendanzrat
Fischer, Friedrich, Rektor
Geißler, Oskar P., Kaufmann
Kauffmann, Dr. Wilhelm
Schauer, Dr. phil. Hans
Wechsler, Julius, Bankier
Ziegler, A., Prof., Gym.-Direktor

Harburg (Elbe)

Giese, Dr. jur. Walter, Gerichtsassessor

Harsdorf b. Bayreuth

Limmer, Franz Gottlieb, Fabrikbesitzer

Heidelberg

Fremerey, Heinrich, Bankdirektor
Kallmorgen, Friedrich, Prof., Maler
Rothacker, Dr. Erich, Privatgelehrter
Traumann, Dr. jur. Ernst

Henschhausen b. Bacharach

Götting, W., Lehrer

Hersfeld

Witt, Regierungsbaumeister

Hildesheim

Böhme, Karl, cand. phil.
Hampe, G., Lehrer
Herbst, Dr. med. Karl, Sanitätsrat

Höchst a. M.

Peterhauser, Fräul. Else

Holzminden

Art, Frau Hedwig, geb. Gebhard

Jena

v. Boenigk, Otto, Freiherr
Brockmann, Dr. W., Arzt
Dischner, Josef, Theaterdirektor
Keyßer, Dr. Privatdozent f. Chirurgie
Naumann, Dr. H., Univ.-Professor
Reger, Elsa, Frau verw. Generalmusikdirektor
Spranger, Fräul. Elsa
Staeps, Fräul. Juliane
Venator, Dr. jur. Hans, Referendar
Venator, Frau Dr. Lotte
Walter, Fritz Erich, cand. phil.
Winkler, Ernst, Student

Jerichow (Elbe)

Häuptner, Dr. Arzt
Ritter, Frau Marga

Kalkberge (Mark)

Grohe, Elisabeth, Frau Justizrat

Kiel

Prochnow, Dr. phil. Georg, Bibliothekar
Rüdel, H., Frau Sanitätsrat
Schmalmack, Fräul. Anna, Lehrerin

Königsberg i. Pr.

Pollitt, Oberingenieur
Semon, Dr., Sanitätsrat

Königswinter

Fränkel, Dr. Jonas, Privatdozent

Körlin (Persante)

Fehler, Wilhelm, Landesrat a. D.

Konstanz

Stromeyer, A., Frau Geh. Kommerzienrat

Kulmbach

Faerber, Rudolf, Kaufmann

Landsberg a. W.

Werner, Oberstleutnant

Landshut (N.-Bayern)

Berzl, Dr. Otto, Finanzassessor
Hornung, Johann, Oberveterinär

Lauenförde (Weser)

Löwenherz, Toni, Frau Kommerzienrat

Leipzig

Abel, Fräul. Kaethe, Lehrerin
Ackermann-Teubner, Dr. A., Hofrat
Bachl, Dr. jur. Emil, Prokurist
Barsieck, Dr. med., Assistent am pathol. Institut
Bennewitz, Marie, Lehrerin
Ebert, Dr. O. E., Bibliothekar
Eckert, Hermann, Prokurist
Ehrmann, Paul, Seminaroberlehrer
van Emden, Frau Irma
Fülleborn, Curt, Postsekretär
Gabler, Dr. Syndikus u. Prokurist
v. Hahn, Friedrich-Vincenz, cand. chem.
Hedrich, Frau Trude
Heimreich, Fräul. Johanna, Oberlehrerin
Jacoby, Fräul. Anneliese
Klette, Erhard, stud. phil.
Koch, Fräul. Gertrud, Oberlehrerin
v. Lepel, Felix, Student
Liebster, Adalbert, stud. phil.
Ludwig, Dr. med. Curt, Augenarzt
Maasdorf, Edmund, Realschullehrer
Martens, Fräul. Emma, Oberlehrerin
Matusch, Fräul. Hildegard
Meyer, Fräul. Anna Marie
Meyn, Senatspräsident d. Reichsgerichts
Müller, Frau Mary, geb. Sellin
Oesterreicher, Albert
Rauscher, Dr. med. Adolf, Frauenarzt
Röhre, Fräul. Gertrud
Segnitz, Prof. Eugen, Schriftsteller

Sieffert, Fräul., Lehrerin
Stadtgeschichtliches Museum
Wolff, Dr. phil. Richard

Lindheim (Ober-Hessen)

Hirsekorn, Frau Major

Lindow (Mark)

Zschock, Dr., Rechtsanwalt u. Notar

Luckau (Lausitz)

Schleußner, Frau Mally

Lyck (Ostpr.)

Claaßen, Willy, Studienassessor
Kirschner, Horst, Staatsanwalt

Magdeburg

Andreae, Frau Marta
Andreae, Wilh., Privatgelehrter
Heimann, Wilh., Staatsanwalt
Knaut, Frau Eva, geb. Rabe
Knaut, Werner, Rechtsanwalt
Meier, Fräul. Hedwig

Mainz

Horch, Dr., Geh. Justizrat

Mannheim

Altmann, Dr. Handelshochschul- u. Universitäts-Professor
Behrend, Dr. M., o. Prof. d. Volkswirtschaftslehre
Bley, Amalie, Privatsekretärin

Meiningen

Bauer, Dr. jur. Wilhelm, Landrichter

Meißen

Berger, Curt, Regierungsamtmann

Mittelwalde (Schl.)

Kiefer, Robert, Pastor

Müllheim (Baden)

Leibrecht, Dr. Philipp, Lehramtspraktikant

München

Brantl, Nikolaus
Freytag, Dr Eduard Erich
Hafner, Fräul.
Harzmann, Frau Maria
v. Hattingberg, Dr. jur. et med., Nervenarzt
Hazfeld, Günther
Kuhlo, Alfred, Dr. jur. Syndikus
v. Leoprechting, Katharine, Freifrau
Lessing, Waldemar, Rittmstr. a. D.
Magerl, Luitpoldine, Lehrerin
Muth, Prof. Karl, Hauptschriftleiter
Obletter, Frau Pauline
Paul, Dr. Th., Prof.
Rehm, Walther, stud. phil.
Rumpf-Heyse, Frau Editha
Schultze, Dr. med. Hans, Augenarzt
v. Seidl, Fräul. Fanny
Seif, Dr. Leonhard
Stindt, Gertraud, Lehrerin
Streit, Dr. phil. Ludwig, Privatgelehrter
v. Wallmenich, Oberst
Zinckgraf, Friedrich Heinrich, Kunsthistoriker

Münster i. W.

Grünberg, Erich, Kaufmann

Naumburg a. d. S.

Bouneß, Frau Bürgermeister
Ehrismann, Dr. jur. Heinrich
Haberland, Frau Amtsrichter
Remmert, Frau Ilse

Neheim i. Westf.

Koch, Else, Lehrerin

Neudeck (O.-Schl.)

Leese, Käte, Privatsekretärin

Neuenahr

Graul, Dr. med. Gaston, Arzt
Kaufmann, Dr. med. E., Sanitätsrat

Neuhaus b. Greifenhagen

Zelter, Rudolf, Rittergutsbesitzer

Neuwied (Rhein)
Fürstin Sophie von Albanien

Nieder-Wiesa (Sa.)
Wunsch, Rudolf, stud. germ. et hist.

Nürnberg
Fischer, Dr. Karl, Stadtrat

Oels (Schles.)
Landsberger, Justizrat

Ohlau
Austen, Max, Rechtsanwalt und Notar

Oldenburg
Bethcke, Ernst, Oberstleutnant
Steenken, Fräul. Ida

Pelkum b. Hamm
Welsmann, Dr. prakt. Arzt

Plauen i. V.
Neef, Prof. Dr. Magnus, Studienrat

Potsdam
Herberg, Frau Marianne
Martin, Dr. med. E. A., Nervenarzt
Schulze, Hauptmann und Lehrer am Militär-Waisenhaus
Warncke, Paul, Chefredakteur

Quedlinburg
Sparmberg, Dr. phil. Paul, Oberlehrer
Zabel, Dr. Ernst, Studienrat

Recklinghausen
Sasse, Josef, d. j., Kaufmann

Regensburg
Ehrlich, Dr. jur. Josef, Reg.-Rechnungskommissar

Richelsdorf b. Gerstungen
v. Cornberg, Baronesse Carola

Rostock
Neumann, Walther Georg, cand. jur. et rer. pol.

Rottach-Egern (Tegernsee)
Buek- v. Stedman, Frau Dora

Rudolstadt
v. Baumbach, Frau Landrätin
Mohr, Frau Max
Sorge, Dr. Fritz, Arzt

Saarau (Schles.)
Treutler, Paul, Direktor

Saarbrücken
Mendelssohn, Elisabeth N.

Schandau
Förster, Walter, Amtsgerichtsrat
Kaiser, Ernst, Gerichtsassessor

Haus Schede (Ruhr)
Harkort, Fräul. Margarete

Schweidnitz (Schles.)
Jähnersches Oberlyzeum
Reichel, Katharina, Frau Oberrealschuldirektor

Siegen (Westf.)
Quenstedt, Dr. med.

Sinn (Hessen-Nassau)
Haas, Dr. Otto, Gerichtsassessor

Sondershausen
v. Stein zu Lausnitz, Freiin Elisabeth, Hofdame

Spardorf b. Erlangen
Hoffmann, Dr. phil. Rolf Josef

Steinau (Oder)
Jakubowski, Friedrich, Kreissparkassenkassierer

Stettin

Herrosé, Fräul. Emmy
Kehrl, Frau Olga
Plagemann, Frau Dr. med. E.

Stralsund

Wagner, Dr. Richard

Torgau

Zielcke, Dr. Erich, Oberstabsarzt

Treuen (Vogtl.)

Grimm, Emil, Bankier

Ulm

Link, Eugen, Hauptmann
Picht, C. S., Rittmeister a. D.
Wieland, L., Frau Geh. Kommerzienrat

Vieselbach

Roland, A., Mühlenbesitzer

Wandsbek b. Hamburg

Isay, Karl, Fabrikbesitzer

Weilar (Rhön)

v. Boineburg-Lengsfeld, Burkard, Rittergutsbesitzer

Weimar

Asch, Johanna, wiss. Lehrerin
v. Below, Frau, geb. Kunheim
v. Berg, Fräul. Mathilde
Deventer- v. Kunow, Frau A.
Dobbek, Frau Martha
Ellmer, Marianne, Lehrerin
Fiedler, Hermann, Kaufmann
Franz, Fräul. Selma
Freise, Frau Katharina
v. Fritsch, Freifrau, Erz.
Grobe, Fräul. Constanze, Schauspielerin
Guyet, Dr. Ernst, Bezirkskommissar
Habicht, Fräul. Hedwig
Haller, Dr. phil. Charlotte
Hampe, Frl. Susanne, cand. phil.
Hausmann, Dr. jur., Geh. Regierungsrat
Heise, Josef, Bildhauer
v. Hopffgarten, gen. Heidler, Max, Generalleutnant z. D.
Jacobi, Max, Professor
Karst, Fräul. Hilde
v. Keudell, Fräul. Elise, Oberlehrerin
Kiesling, Max, Major d. L. a. D.
v. Krause, Fräul. Elise
Kraze, Fräul. Frieda, Schriftstellerin
Kunheim, Frau Ruth, geb. Debroit
Kyser, Hans, Schriftsteller
Kyser, Frau Lissi
Laacke, Frau Käthe
Lilienfein, Dr. Heinrich, Generalsekretär d. D. Schillerstiftung
Meyn, Fräul. Ilse, Kunstmalerin
Michaelis, Otto, Pfarrer
Moeller, Else, Frau verw. Oberst
Neuhaus, Dr. Carl, Amtsgerichtsrat i. R.
Nitsche, Frau Geh. Rat Anna
Nitsche, Fräul. Maria
v. Palézieux-Falconnet, Frau Elisabeth verw. Generalleutnant
Pfeiffer, Werner, Referendar
Pfleiderer, Fräul. Clara, Oberlehrerin
Reiser, Olga, Frau Generalin
Roehr, Frau Elisabeth
Röhre, Fräul. Paula
Schäffer, Fräul. Helene
Scheidemantel, H., Schriftsteller
Schimmelfennig, Margarete, Frau verw. Oberst
Schlottmann, Frau Julie
Schmidt, Arno, Hofbäcker
Schrickel, Leonhard, Schriftsteller
Stang, Karl, Dramaturg
Stapff, Frau Ilse
Streit, Frau Justizrat
v. Thadden, Arnold, Oberst
v. Thadden, Marg., Frau Oberst
Wagner, Curt, Bankbeamter
v. Wallenberg, Otty, Frau verw. Generalleutnant
v. Watzdorf, Fräul. Jutta
Wetzler, Fräul. Hilde, stud. mus.
Wolze, Peter, Kunstmaler

Weißenfels

Dorn, Kurt, Magistratsassessor
Fischer, Prof. Dr. Rudolf, Studienrat
Lippelt, Dr. phil., Lyzealdirektor

Wernshausen (Werra)

Endter, Emma, Lehrerin
Koehler, Rosel, Lehrerin

Wolfenbüttel

Balhorn, Friedrich, Pharmazeut

Wolfhagen (Bez. Cassel)

Froehlich, Dr. med. Carrie

Würzburg

Köllner, Dr. med. Joh., Univ.-Professor
Marmann, Franz, Kaufmann
Pfeiffer, Dr. jur. Friedr. Wilh., Staatsbibliothekar
Wien, Wilhelm, Univ.-Professor

Zerbst (Anh.)

Voigt, Direktor der Fortb.-Schulen

Zichow (Uckermark)

Wiedermann, Paul, Pfarrer

Ziegenhals (Schles.)

Ronge, Emil, Pfarrer emer.

Zirlau (Post Freiburg i. Schles.)

Wrobel, Georg, Lehrer

Österreich

Eggenburg

Frischauf, Marie, Frau Notar

Gösting b. Graz

v. Viditz-Hebra, Susanna

Innsbruck

Universitätsbibliothek

Klagenfurt

Kleinwächter, Dr. Friedrich, Finanzrat

Mähr.-Altstadt

Perathoner, Dr. E. K., Distriktsarzt

Reichenberg (Böhmen)

Fernegg, Dr. Rudolf

Wien

Brückner, Frau Margarete
Epstein-Strauß, Frau Prof. Alice
Graf, Dr. Wilhelm, Rechtsanwalt
Pany, Fräul. Lenore, Schriftstellerin
Strunz, Dr. Karl, Regierungsrat
Tausche, Anton, Lieder- und Oratoriensänger
Toepel, Dr. Rud., Direktor

Schweiz

Basel

Kluth, Dr. phil. Otto, Professor
Knuchel, Dr. E. F., Redakteur
Meili-Hartmann, Frau L.
v. d. Mühll, Dr. Peter, Univ.-Professor
Rintelen, Friedrich, Univ.-Professor

Genf

Müller, Dr. phil. Walter, Professor

Romanshorn

Zeller, Fräul. Paula

Zollikon b. Zürich

Waser, Dr. Otto, Professor

Zürich

Grumbach, Lotte
Schaffner, Dr. Paul

Dänemark

Kopenhagen

Møller, H. A., Obergerichtsanwalt

Finland

Helsingfors

Hjelt, Fräul. Tyra

Holland

Delft

Rapp, Karl, Fabrikant

Nymegen

Visser, Dr. H. L.

Zwolle

Geluk, A., Oberlehrer

Norwegen

Gruset

Gjems, Frau Inga

Polen

Bromberg

Brockhoff, Hilde, geb. v. Kutzschenbach

Schweden

Mörby-Stocksund

Klein, Toni, Frau verw. Professor

Stockholm

Staël von Holstein, Fräul. Nora

Ver. St. von Amerika

New York

Bodanzky, Frau Ada, Private

Register

I. Personen- und Ortsnamen

Seite

Abend-Zeitung (Dresden) 180. 182
Abraham 251
Acheloos 223
Achilleus 91
Adrastea 260
Ägina 163
Akropolis s. unter: Athen
Albrecht, O. 320
Alemannen 267. 279
Alexander der Große 209
Alexander VI., Papst 200
Alpen 189
Amastris 219/21
Amazonen 165
Amelung, H. 309. 318/9
Amerika 237
Amiens 242
Amor s. Eros
Anhalt-Dessau, Leopold III. Friedrich Franz Herzog v. . . 286
Antoninus, Marcus Aurelius, röm. Kaiser 219/20
— Pius, röm. Kaiser 220
Antonius, Heiliger 169
Aphrodite, Venus 171/2. 220/1. 224
Apollo s. Helios
Apostel 189
Aquileja 183
Archiv f. Geographie, Historie, Staats- u. Kriegskunst . . 192

Seite

Ariosto, L. 177
Aristarch von Samos 157
Arles 220/1
Armand, A. 199/200
Arnold, G. D. 284
Asien s. Klein-Asien
Aspern 192
Athen 164/5. 208. — Akropolis 163/6
Athene, Minerva 251
Attika 260
Auerbachs Keller s. unter: Leipzig
Augustus, röm. Kaiser 218
Avignon 275

B., Dr. 258
Babelon, E. 220
Bacheracht, R. v. 246/7
—, dessen Sohn 246
—, Th. v., geb. v. Struve, s. Lützow
Baden 282. 285. 297
—, Stephanie Großherzogin v., geb. v. Beauharnais . . 241
Bärental 281
Baerwald, E. 309
Baldermann, E. 319
Balling, M. 322
Balsamo, G., gen. Cagliostro 285

Bamberg 200
Bartels, A. 320
Bastberg 278. 280
Batavia 247
Baumbach, Frl. v. 264
Baumgarten s. Im=Baumgarten
Bayern 221
—, Ludwig I. König v. 286
Beck'sche Buchhandlung in Wien, K. F. . . 177/8. 180. 187
Becker, K. W. 197. 207
Beethoven, L. van 241
Begas, K. 258
Beireis, G. Ch. 206
Belisar 287
Belvedere bei Weimar . . . 238
Berckheim, Amalie Freiin v., s. Dietrich
—, Henriette Freiin v., s. Perier
—, Oktavie Freiin v., s. Stein
—, Ph. F. Freiherr v. . 282. 287
—, — dessen Töchter insgesamt 287. 291/2. 300/1
Berka a. d. Ilm . . . 234. 238/9
Berlepsch, E. v., geb. v. Oppel 259
Berlin 115. 259. 308. 311. 317/8
Bertuch, F. J. 58. 232/3
Beulwitz, F. W. L. v. 286
—, Karoline v., s. Wolzogen
Bibel 39. 56. 161. 188. 192. 227. 251
Bieberich 244
Biedermann, F. Freiherr v. 308. 318
Biscari, Vincenzo Fürst v. . 206
Bitsch 281
Blessig, J. L. 298
Blümmer, H. 226/7
Bockenheim, im Unter=Elsaß 281
Bodenstedt, F. 316
Bodmer, H. 311. 316
Böcklin v. Böcklinsau, Freiherr 282
Böhm, W. 318
Böhmen 221. 274
—, Ottokar II. König v. . . . 176
Boenigk, O. v. 314/6
Böttiger, K. A. . . VIII. 223/4. 236
Boisserée, Mathilde, geb. Rapp 240
—, Melchior . . . . VII. 240
—, Sulpiz VI/VII. 126. 240/6. 258
Bonaparte, Ludwig, s. unter: Holland
—, Napoleon, s. unter: Frankreich
Bonn am Rhein . . . 207. 241
Bopp, J. M. 285
Borcherdt, H. H. 318
Boyneburg=Lengsfeld, B. Freiherr v. 310
Brahma 160
Braun, P. 317
Braunschweig 237. 247
—=Oels, Friedrich August Herzog v. 238/9
Breisgau 287
Breslau 234/5
Breusch 282. 301
Brion, Ch. 301
—, Friederike 8. 269/71. 274/7. 299/301
Bröndsted, P. O. . . 163/6. 209.
Bronsart v. Schellendorf, H. 323
Bruckmann, H. 318
Brüssel 246
Brunck, R. 297
Bruno, G. 156
Buchholz, M., geb. v. Knebel 170. 255. 323
Buchsweiler 278/80. 285. 289/90
Bückeburg 289

Bülow, v. 318
Bürgel 58
Bürger, G. A. 8
Bug 225
Bunsen, Maria v. 318
Burgau 257
Byron, H. N. G. Lord . . . 8
Byzanz 207. 242

Cagliostro s. Balsamo
Calvin, J. 157
Caradosso (A. Foppa) 200
Carracci, Malerfamilie . . . 243
Castelli, J. F. 175
Casti, G. 246
Catania 206
Cavini, G. 207/8
Chamberlain, H. S. 43
Chandor, Herr 236
Chladni, E. F. F. 203
Christlich Meynende, Der 98. 100. 102
Christliche Kirche 209. 294/6. — Kathol. K. 176/7. 181. — Protest. K. 176. 181
Christus s. Jesus
Coburg VI
Cöln am Rhein 206. 240. 242/3
Cohen, G. 132/53
Colmar 285/6. 288/9. 299
Combulteria 223
Coppernicus, Kopernikus 157. 159/60
Cornelius, K. M. 323
—, P., Komponist 323
—, P. v., Maler 240/2
Cotta v. Cottendorf, J. F. Freiherr 175. 191. 196. 214. 286
Cramer, Dorothea 244
—, L. W. 244
Crefeld 319
Crome, P. 324
Curiositäten der physisch-lit.-artist.-hist. Vor- u. Mitwelt 221

Dänemark 204
Dannenberg, F. 264
Darmstadt . . 88. 245. 285. 289
— s. auch: Hessen-Darmstadt
David d'Angers, P. J. 170. 173/4
Deetjen, W. VIII 214. 235/6. 325/6
Deinhardstein, J. L. F. . . . 190
Delph, Helena Dorothea . . 56
Dessau s. Anhalt-Dessau
Deutsche Bücherei . . . 321. 324
Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 320
Deutschland, Germanen V/VI. 49/50. 52. 56. 83. 90. 98. 142. 144. 148. 164. 176/7. 181. 183. 185/7. 190. 200. 207. 212. 221/2. 241/2. 244. 246. 267/8. 270/4. 277/8. 282/4. 286. 288/92. 296. 298/300. 307. 309. 311/4. 317. 319
Dietrich, Amalie Freifrau v., geb. Freiin v. Berckheim 289. 292
—, F. Freiherr v. . . 281/2. 300
Dingelstedt, F. 323
Dionysos 225
Divour, Margarethe Kleophe, s. Pfeffel
—, deren Eltern 288
Dodwell, E. 165/6
Doebber, A. 321. 326
Döbereiner, J. W. 238
Don Juan 84/5

Donndorf, M. 308. 314
Dresden 180. 182
Dresdner Abend-Zeitung s. Abend-Zeitung
Düntzer, H. 253
Dürer, A. 242
Durazzo, Dyrrachion 218
Dyck, A. van 249/50
Dyrrachion s. Durazza

Ebel s. Ebner v. Eschenbach
Ebner v. Eschenbach, J. K. (dafür irrtümlich: Ebel?) 198/9
Eckermann, J. P. 39. 140
Eckhel, J. H. v. 202/4. 214/5. 223
Egloffstein, Henriette Gräfin v., geb. Freiin v. Egloffstein, später Frau v. Beaulieu-Marconnay 209
—, Julia Gräfin v. 250/1
—, Karoline Gräfin v. . 209/10
Ehrmann, J. F. 298
Eichstädt, H. K. A. . .195/7. 199
Einsiedel (-Scharfenstein), F. H. v. 58
Eisenach . . . . . . VI. 233. 236
Elgin und Kincardine, T. B. Graf v. 163
Elias (Helias), Prophet 179. 181. 188
Elis 267
Elisa, Prophet 179. 188
Elsässische Volkslieder 272/4. 279
Elsaß 265/301. 313/4
Emmendingen 285
Empedokles 317
Engel, F. 318
Engel, J. J. 45
Engelbach, J. K. . . . 285. 289
England 9. 254. 273
Enzola 200
Erasmus von Rotterdam, D. 181
Erechtheus 166
Erfurt 254. 305/6
Erlau 176. 190/1
Eros, Amor 233
Erskine, St. 324
Erwin von Steinbach 270. 272. 274. 299
Esselborn, K. 290
Essen 309. 318/9
Eugen, Prinz, s. Savoyen
Europa 9. 82. 267. 298/9
Eutin 263
Eybenberg, Marianne v., geb. Meyer 202. 208. 215
Eyck, J. van 240

Falieri, Marino, Doge v. Venedig 323
Falk, J. D. 59
Farnese, P. L. Herzog v. Parma 249
Faust, Dr. Johann 45. 49/50. 56. 80. 84. 99/131. — Christlich Meynende 98. 100. 102. — Pfitzer 100. 102. — Puppenspiele 45. 54/5. 80. 84. 102. — Spies 98. 102. — Volksbuch 55. 84. 98/100. 102. 121. — Widman 100. 102
Ferrara 298
Feuchtersleben, Karoline v. . 258
Fichte, J. G. 255. 263/4
—, J. H. 263
—, J. M., geb. Rahn 263
Ficus, E. 321
Figdorsche Sammlung in Wien 246

Firmenich-Richartz, E. 240. 244/6
Flachsland s. unter: Herder
Florenz VI
Foppa s. Caradosso
Fouday 301
Francesca da Rimini 323
Franken 267. 279
Frankfurt a. M. VII. 49. 81. 86/8. 101. 172/3. 231. 243. 273. 299. — Goethe-Haus 209. 325
Frankreich 9. 41. 52. 135. 148. 174. 258. 263. 267/8. 270/3. 279/83. 286. 292. 299/300
—, Heinrich III. König v. . . 137
—, Ludwig XIV. König v. . 83
—, Napoleon I. Kaiser v. 94. 258. 290. 300
Franz II. Kaiser s. unter: Österreich, Franz I.
Frauenwald 259
Freiburg i. B. 287
Freiligrath, Gisberta 323
Freimaurer 136. 154
Friedländer, D. . . 195. 197. 200
Friedländer, J. 198
Fries, A. Graf v. 246
—, J. J. Graf v. 246
Fritsch, H. Freiherr v. 311
—, J. F. Freiherr v. 233
Fritsch, Konstanze Gräfin v. . 264
Fuchs, H. 200

Galilea (?) 246
Gallitzin s. Golizyn
Gebel, M. 200
Geibel, E. 307
Geiger, L. 236
Geisberg 244
Gellert, Ch. F. 287
Genfer See 286
Genofefa 208
Gérando, A. v., geb. v. Rathsamhausen 287
Gerbermühle 245
Germanen s. Deutschland
Geschichtsblätter für Technik, Industrie u. Gewerbe . . . 321
Gille, F. 239
Glaubitz, v. 282
Gleim, J. W. L. 287
Gloël, H. 321
Göchhausen, Luise v. 262
Göttingen 198
Göttingische Gelehrte Anzeigen 180/3
Göttling, K. W. 189
Götz, W. 318
Götz von Berlichingen . . 49. 52/5
Golizyn (Gallitzin), A. A. Fürstin, geb. Gräfin v. Schmettau 218
Gorani, J. Graf v. 246
Goten, gotisch 269
Gotha 202. 218. 222. 224
Gotter, F. W. 56
Gottfried von Straßburg . . 297
Gottsched, J. Ch. 66
Gräf, H. G. V/VIII. 169/74. 195. 198. 206. 231/5. 240/64. 213/4. 313
Graevenitz, G. v. 308
Gregori, F. 318
Greif, M. 316/7
Griechenland, Hellas 82. 156. 163/6. 185. 202. 206/9. 213. 215. 220/1. 226. 267/8. — S. auch: Neu-Griechenland
Grillparzer, F. 176/7
Grimm, J. L. K. . . . 175. 296/7

[Grimm,] W. K. 176
Groß, S. Freiherr v. 311
Großen-Brüß 247
Guaita, P. S. A. v. 244
Gumprecht, Frau M. 325

Haake, E. 309. 318
Haberl, B. 307
Habich, G. 200
Hades 90
Häckel, E. 10
Hafis, Schems ed-din Mohammed 244
Hagar 250
Hagen, E. A. 186
Hagenauer Forst 281
Hamburg 246. 309
Hammer-Purgstall, J. Frh. v. 189
Hanau-Lichtenberg, Grafschaft 279. 290
Hansen, A. . . 43. 314. 317. 319
Hardenberg (Novalis), F. L. v. 241. 243
Hartmann, Johanna . . . 263/4
Harvey, W. 157
Harz-Gebirge . . . 88. 133. 237
Hatfield, J. F. 321
Hauberg, P. 204
Haug, J. Ch. F. 323
Hauptmann, G. 317
Haußmann, E. 324
Hebbel, F. 323
Hebräer s. Juden
Hecker, M. 199. 313
Heidelberg . . . . VI/VII. 56. 263
Heine, P. 326
Heinrich d. Löwe, Herzog v. Bayern u. Sachsen 323
Heise, J. 306
Helbig, K. E. 236/9
Helena 80/5. 90. 92/4. 101. 113. 119. 276
Helias s. Elias
Helios, Apollo 209/10. 217. 220. 223
Hellas s. Griechenland
Helmholtz, H. L. F. v. 29
Helmstedt 206
Helvig, A. A. v., geb. Freiin v. Imhoff 243
Hemsterhuis, F. 218
Henckel-Donnersmarck, gräfl. Familie 311
—, E. M. Ottilie Gräfin, geb. Gräfin v. Lepel 264
Hera 219
Herder, J. G. v. 119. 176. 204. 255. 258/60. 269. 272. 287. 289. 292/3. 306. 312. 322
—, M. Karoline v., geb. Flachsland . . . 258. 260. 289
Herrmann, E. G. 323
Hertel, T. 324
Herzlieb, Wilhelmine, s. Walch
Heßberg, Dr. med. 319
Hessen 221
—-Darmstadt 279
—-—, H. Ch. Karoline L. Landgräfin v., geb. Prinz. v. Pfalz-Zweibrücken . . 289/90
—-—, Ludwig IX. Landgraf v. 282. 290
Heye, G. 324
Heygendorf, H. Karoline F. v., geb. Jagemann 306
Heyse, P. 323
Hirsch, P. 324
Höfer, E. VI

Hölderlin, F. 317. 323
Hoffmann, Frau M. 326
Holland 247
—, Louis Bonaparte König v. (Graf Saint Leu) 248
Homer 91. 180. 182. 185. 187. 217. 227. 272
Horburg 282
Horen 286
Hormayr, J. Frh. v. 192
Horst, G. K. 244
Huffel d. j., A. J. van 321
Huffschmid, M. 321
Hugenotten 288
Humboldt, F. Wilhelm Ch. K. F. Frh. v. 48. 203. 214/5. 247. 292
—, Karoline F. Freifrau v., geb. v. Dacheröden 292
Hypanis 225

Iffland, A. W. 323
Ill 269. 282
Illyrien 218
—, Monunios König v. . . 218
Ilm 262
Ilmenau . . . 233. 258/60. 263
Im-Baumgarten, P. . . . 233/4
Imhoff, A. A. v., s. Helvig
Isaak 250/1
Isenburg-Büdingen 207
Ismael, Sohn Hagars . . . 250
Italien 47/8. 50. 148. 152. 177. 189. 195. 199/200. 204. 206. 223/4. 231/2. 234. 246/7. 249. 251. 258.
Iturbide, A. de (Agustin I. Kaiser von Mexiko) 211

Jacobi, F. H. 46. 51. 60/1. 63. 135
—, J. G. 287
Jacobus, Heiliger 305/6
Jaffe, Buchhändler 317
Jagemann s. Heygendorf
Java 247
Jean Paul s. Richter
Jena 170. 172. 196. 238. 255. 257. 262/4. 316. — Botan. Garten 257. — Mineralog. Museum 237. — Universität 222/3. 253. 321.
Jenaische Allg. Literatur-Zeitung 195/6. 242.
Jesus Christus 189. 294
Johannes, Evangelist 39
John, J. A. F. 215
Judas Makkabäus 179. 181. 188
Juden, Hebräer 188
Jung, genannt Jung-Stilling, Elise, geb. Coing 293
—, J. H. . . 273. 285. 287. 292/5
Juno s. Hera
Jupiter s. Zeus.

Kalb, J. A. A. v. 58
Kanne, A. Katharina, geb. Schönkopf 271. 273
Kant, J. 34. 42. 63. 156. 158/60. 162. 287.
Karl V., Kaiser 181/3
Karlsbad 209. 247/8
Karthago 181
Katholische Kirche s. Christl. Kirche
Kauffmann, Angelica, s. Zucchi
Kaufmann, Ch. 285
Kayser, Ph. Ch. 232
Kelten 222
Kentauren 165
Keyserling, H. Graf v. . . . 317
Kieser, D. G. 238

Kippenberg, A. 326
Kipper und Wipper 211
Klauer, M. G. 325
Klein-Asien 219. 247
Kleist, H. B. W. v. 323
Klemm, W. 326
Klettenberg, Sus. Kath. v. . . 294
Klinger, F. M. v. . . . 175. 285
Klopstock, F. G. 46. 52. 67. 86. 176. 180. 182/3. 291
Knebel, K. L. v. V/VI. 214/5. 252/64. 321/3. — Gedichte: 259; an Goethe 169/74; An Herrn David 170. 173/4; An Herrn Professor Moritz 171; Der Hausberg bei Jena 173; Der Hügel 259/60; Die Wälder V/VI. — Lukrez-Verdeutschung 259/61
—, K. W. v. . . 172. 174. 252/64
—, Luise D. U. E., geb. Rudorff 252. 258/63
—, M. Henriette v. . 253/4. 261
Koch, E. W. 298/9
Kochberg 232
Köhler, J. D. 198/9
Königsberg i. Pr. 156
Körner, Ch. G. 139
—, K. Th. 176
Köster, A. 310
Konradin, Herzog v. Schwaben 324
Konstantin I., röm. Kaiser . 213
Kopenhagen 204
Kopernikus s. Coppernicus
Korinth 192
Kos 221
Kosegarten, G. L. 176
Koßmann, E. F. 115
Kotzebue, A. F. F. v. 257
Krafft, J. F. 231
Kraus, G. M. 58
Kreßmann, P. 323
Kries, J. v. 3/44. 307
Kriesche, E. 321
Krim 226
Kruppsche Bücherhalle 309
Kurz, H. 323

Langh 176
Laplace, P. S. Graf . . 41. 156
Laube, H. 323
Lauth, Jungfern A. M. und S. M. 291
Lavater, J. K. . . . 62. 73. 285/7
Leiningen, Grafen von . . 281/2
Leipzig VIII. 56/7. 64. 66/7. 271. 287. 310. — Auerbachs Keller 50. 55. 57. 67. 69. 75. 99. 114
Leipziger Literatur-Zeitung (?) 180
Leitzmann, A. 321
—, J. J. 198. 207
Lengefeld, Karol. v., s. Wolzogen
—, L. A. Charlotte, s. Schiller
—, L. J. E. F. v., geb. v. Wurmb 286
—, Selma v. 314
Lenz, J. G. 237. 239
Lenz, J. M. R. 283. 285
Leo X., Papst 200
Lerse, F. Ch. . . 288/9. 295. 299
Lessing, G. E. 51. — Faust 45/8. 50. — Theatr. Nachlaß 46
Levetzow, Th. Ulrike S. Freiin v. 248. 274/7
Levi, H. 322
—, dessen Frau 322
Lewald, Fanny 249
Leyen, F. v. der 317/8
Lezay-Marnésia 241
Lichtenberg, Schloß 280

Licinius, röm. Kaiser 213
Liebert, A. 318
Lienhard, F. 265/301. 313/4. 316/7
Lilienfeld 176. 178/9
Linné, K. v. 204
Lippmann, E. O. v. 321
Liszt, F. 249. 275
Lobstein, J. F. 298
Löschhorn, Dr. 321
Lorenz, O. 296
Lothringen 281. 300
Lucretius Carus, T. . . . 259/61
Ludwig IV., der Bayer, Kaiser 324
Ludwigslust 261
Lützelstein 281
Lützow, H. Freiherr v. 247
—, Therese Freifrau v., geb. v. Struve, geschiedene v. Bacheracht 246/51
Luther, M. 49
Lysippos 217

Mack, H. 236/9
Magnus, R. 20/1
Mailand 242. 318
Main 206. 273
Mainz 318
Makkabäer 179. 181. 188
Mannheim 86. 286
Mara, E. G., geb. Schmehling 141
Marcus Aurelius s. Antoninus
Maria, Jungfrau . . 13. 45. 242
Marienbad . . . 134. 248. 274/5
Marseille 300
Martersteig, M. 317/8
Martin, E. 277
Martinus, Heiliger 205
Mayne, H. 324
Mazedonien 226
Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Ludwig Erbgroßherzog v. 261
—, Karoline Luise Erbgroßherzogin v., geb. Prinz. v. Sachsen-Weimar-Eisenach 261
Medici, Cosimo I. Großherzog v. Toscana 199
—, Giuliano 200
—, Lorenzo I., Gonfaloniere 171. 224
Meiningen s. Sachsen-Meiningen
Melanchthon, Ph. . . . 50. 181
Mendelssohn, M. 46
Merck, J. H. 285
Merian, A. A. Baron v. (?). 185
Merimée, P. 208
Merkur s. Teutscher Merkur
Merlin 159
Mertens-Schaaffhausen, S. . 326
Metz, A. 45/95
Mexiko 211
—, Agustin I. Kaiser v., s. Iturbide
Meyer, J. H. 195/7. 199/200. 215/6. 218. 224/5. 241/2. 257/8. 320
Meyer, R. 208
Meyern-Hohenberg, F. E. J. Freiherr v. VI
—, G. Freiherr v. VI
—, L. Luise K. S. Freiin v. VI/VII
Michaelis, A. 165
Middelmann, J. 319
Mieding, J. D., geb. Schreiber 306
—, J. M. 213. 305/6
—, dessen Kinder 306
—, J. N. 305

[Mieding,] dessen Kinder . . 305
—, M. E., geb. Stedekorn . 305
Milton, J. 176
Minde-Pouet, G. 321
Minerva s. Athene
Minor, J. . . 97. 100. 116. 122
Mionnet, T. E. VIII. 202. 206. 213/8. 235/6
Mittelländisches Meer 299
Moder 278
Möbius, M. . . . . . VII. 326
—, P. J. 141
Mömpelgard 282
Möser, J. 256
Montefeltro s. Urbino
Monunios s. Illyrien
Morgenblatt für gebildete Stände 180. 182
Moritz, K. Ph. 171/2
Morris, M. . 56. 114. 126. 307
Moses 188. 260
Mozart, J. Ch. W. G. . . . 271
Mühlhausen i. Th. 232
Müller, E. 321
Müller, F. (Maler Müller) . 185
Müller, F. Th. A. H. v. (Kanzler Müller) 132. 140. 212. 227
Müller Edler v. Sylvelden, J. v. VIII
Müllner, A. G. A. 182
München 164. 263. 308. 317/8. 322
Münter, F. Ch. K. H. 204
Munckel, Käthe 319
Mundt, Th. 255
Mutschmann, H. 321
Myron 218/9. 221

Nassau-Saarbrücken, Wilhelm Heinrich Fürst v. . . 281
Neapel . . . . VI. 204. 223. 231
Neckar 206
Nero, L. D., röm. Kaiser 212. 324
Neubert, F. 326
Neue Teutsche Merkur s. Teutsche Merkur
Neu-Griechenland 206
Neumann, W. 307/8. 313/4. 316
Neunheiligen 232
New-Jersey 237/9
Newton, J. 31
Nibelungen-Lied 297
Nicolai, Ch. F. 115
Nicolovius, G. H. 323
Niederbronn 281
Nietzsche, F. 158. 162
Nola 223
Normann, Anna Luise v. . . 307
Novalis s. Hardenberg
Nürnberg 199. 263. 273

Oberkirch, v. 282
Oberlin, J. F. 285/6. 296/7. 300/1
—, J. J. 296/7. 299
Odilie, Heilige 290/1
Odilienberg 290/1
Öls, Ölz s. Braunschweig-Oels
Österreich 175/92. 314
—, Franz I. Kaiser v. . 178. 186
—, Karl L. J. J. L. Erzherzog v. 192
Österreichische Rundschau . . 187
Oettingen, W. v. 310
Offenbach a. M. 207
Okzident 258
Olbia 225. 226
Oliva, F. v. 241
Olympia 219. 267/8
Orient 244

Osborn, M. 318
Osker 223
Ossian 272
Ostia 220

Paasch, R. 154/62
Padua 207/8
Paetel, G. 318
Palästina 205
Palermo 205
Pantikapaion 226
Paphlagonien 219
Paria 161
Paris, Stadt VIII. 163. 185. 208. 213. 220. 235. 271. 285. 300
Parma 80
Paulinzella 241/2
Paulus, Apostel 192
Paulus, H. E. G. 186
Payer v. Thurn, R. Ritter . 314
Pechel, R. 318
Pellerin 206
Perier, A. 292. 300
—, H., geb. Freiin v. Berckheim 287. 289. 292.
Persephoneia 90
Persien 245
—, Sapor I. König v. . . . 210
Pestalozzi, J. H. 244. 291
Peter s. Im-Baumgarten
Petrarca, F. 274/5
Petronella, Seiltänzerin . . . 141
Pfalz im Rhein 323
Pfannenschmid, H. 285
Pfeffel, K. G. 284/9. 291. 295/6. 299/300
—, M. K., geb. Divoux . . 287/8
Pfenninger, J. K. 62
Pfirt, Grafen v. 282
Pfitzer, J. N. 100. 102
Phanagoria 226
Phidias 173. 217. 299
Phigalia 163
Pick, B. 195/227. 236
Pick, F. 207
Piersom (?) 246
Pietisten 293
Pindus 187
Pirmasens 290
Pisanello, Vittore Pisano . . 199
Plate, L. 249/50
Platon 55
Pniower, O. 96/131
Pogwisch, U. v. 254
Polen 257
Polyklet 219
Praxiteles 221
Preußen 254
—, Friedrich II. König v. 211. 272. 309
Prometheus . . . 93/5. 112. 160
Protestanten s. unter: Christliche Kirche
Pygmalion 171
Pyrker, J. L. 175/92

Raabe, P. 307
Raehlmann, E. 29. 307
Raphael, G. 324
Rappoltstein, Geschlecht derer v. 282
Rastatt 300
Rathgen, B. 321
Rathsamhausen s. Gérando
Rauthe, O. 321
Reichardt, J. F. . . VII. 131. 245
Reichenweier 282. 289/90
Reichshofen 281
Reinach, E. 220

Reinhard, K. F. Graf v. . . 240
Reisinger, E. 164
Reitenberger, K. K. 177
Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, Heinrich LXXII. Fürst v. . 254
Reuß-Schleiz-Köstritz, Luise Fürstin v., geb. Gräfin v. Reuß-Lobenstein-Ebersdorf 258
Rheims 242
Rhein 206. 268. 277. 279. 300. 323
Rheinbaben, K. Frh. v. 307. 312/4
Rheingau 173
Rhodos 217
Richter, J. P. F. (Jean Paul) 258/9. 323.
Riemer, F. W. 14. 175
Römisches Reich 210/1. 219. 222
Rohan-Guémené, L. K. Prinz von 279
Rom VI. 82. 119. 165. 171. 185. 202. 204. 206/8. 246. 281. 290
Rosegger, P. 307
Rosenbaum, R. 141
Rosenberg, J. 321
Rosenkreuz, Ch. 291
Rothau 300/1
Rotterdam 181
Rouget de l'Isle, C. J. . . . 300
Rousseau, J. B. 291
Rudolf I. v. Habsburg 175. 183/8. 191
Rudolstadt 233
Rückert, F. 323
Ruland, K. 175. 200
Rumohr, K. F. L. F. v. . . . 323
Runge, E. 324
Runge, K. Ph. 241
Rußland . . 189. 225. 246. 248/9
Saar 281
Saarbrücken 281
Saargemünd 281
Sachsen 297
—, Friedrich III., der Weise, Kurfürst v. 159
Sachsen-Gotha und Altenburg, Ernst II. Ludwig Herzog v. 218
Sachsen-Meiningen, Georg J. H. Herzog v. 284
—, Karl August F. W., Herzog v. 284
Sachsen-Weimar-Eisenach 81. 307
—, Anna Amalia Herzogin v. 239. 255. 262
—, Karl Alexander Großherzog v. 322
—, Karl August Großherzog v. 58. 131. 139. 184. 222. 236/8. 247. 290. 306
—, Karl Friedrich Großherzog v. 238
—, Karoline Prinz. v. s. Mecklenburg-Schwerin
—, Konstantin Prinz v. . . . 262
—, Luise Großherzogin v., geb. Prinzessin v. Hessen-Darmstadt 255. 258. 264. 289/90
—, Maria Paulowna Großherzogin v., geb. Großfürstin v. Rußland 248
—, Sophie Großherzogin v., geb. Prinz. der Niederlande 321/2
—, Wilhelm Ernst Großherzog v. 322/3
Saint-Cyr 285
Saint-Leu, Graf, s. Holland
Salzmann, J. D. 291/2. 295/6

Samos 157
Samuel, hebr. Seher 188
San Martino, Kloster bei Palermo 205
Sankt Johann, Abtei bei Zabern 280
Sapor I. s. Persien
Sarauw, Ch. . . . 97. 119. 129
Sardanapal assyr. König . . 83
Sartori, F. 180. 182
Sartorius, Frau, geb. Schmuck VII
Sassaniden 210
Sauer, A. 175/92
Saurau, F. J. Graf . . . 186/7
Savoyen-Carignan, F. Eugen Prinz v. 324
Schaper, F. 311
Scheidemantel, E. 305/6
Schelling, F. W. J. v. . . . 241
Scherbatoff, Fürstin 189
Scherer, W. 115. 296
Scherz, J. G. 296/7
Schiller, J. Ch. F. v. 34. 47. 59/60. 74. 82. 133. 139. 156. 175. 181. 203. 214. 220. 286. 313. — Briefe an Goethe 82. 132/3. 144. 151. — Der Spaziergang 53. 181. — Die Künstler 82. — Die Räuber 51/2. 57/8. 196. — Gespäche mit Goethe 20. — Horen 286. — Wallenstein 185. — Werke 309. — Wissenschaft (Distichon) 65
—, L A. Charlotte v., geb. v. Lengefeld 286. 322
Schilter, J. 296/7
Schlegel, A. W. v. 243
—, K. W. F. v. 243
Schlichtegroll, A. H. F. . . 216/7
Schlösser, R. 309/10. 313. 321/2
Schlosser, F. J. H. 243
—, J. G. 66. 285. 287
—, Kornelia, s. Goethe-Register: Schwester
Schmidt, E. . . . 105/6. 108. 310
Schmidt-Neuhaus, P. . . . 201
Schmuck, J. K. VII
—, dessen Tochter s. Sartorius
Schönaich-Carolath, H. Prinz von 318
Schönemann, Lili, s. Türckheim
Schönenthal 294
Schönkopf, Kätchen, s. Kanne
Schoepflin, J. D. 297/8
Scholz, W. v. 317
Schopenhauer, Adele 325
—, Arthur 63
Schopenhauer-Gesellschaft . . 321. 324
Schoppenweiher 287
Schorcht, W., geb. Wieland 323
Schorn, A. v., geb. v. Stein 289
Schreiber, J. O. 306
Schrempf, Ch. 94
Schröder, F L. 323
Schubarth, K. E. . . . 133. 135
Schubert, F. 176
Schuchardt, Ch. 197
Schultze, A. 236
—, H. 237. 239
Schulz, H. 324
Schumm, Dr. 309. 319
Schwaben 280
Schwäbischer Schiller-Verein 309
Schwarzwald 280
Schwebsch, E. 321
Schweighäuser, J. 297
Schweiz 257. 311

Schwerdgeburth, K. A. 195/6. 199/200.
Schwerin 247
Seeland, Insel 204
Seidel, Ph. F. 231/5
Servetus, M. 157
Sesenheim 269. 271. 275/9. 281. 294. 299
Sforza, Alessandro. 200
—, Costanzo 200
Shakespeare, W. 272/3 — Hamlet 150. 185
Sherbatof s. Scherbatoff
Sieben Weisen, Die 159
Silbermann, J. A. 298
Simson E. v. 318
—, dessen Enkel 318
Singewald, M. 325
Sitte, H. 163/6
Sizilien 205/6
Skythien 226/7
Sokrates 55
Sophronizon, Zeitschrift . . 184/6
Spanien 157
—, Karl I., s. Karl V.
Spener, Ph. J. 296
Spengler, O. 317
Sperandio, N. 199
Spielmann, J. R. . . 292. 298
Spies, J. 98. 102
Spinoza, B. 46. 60. 64. 88. 156. 243
Staël-Holstein, A. L. G. Baronin v., geb. Necker. . . . 132. 213
Stein, Familie v., auf Kochberg 310
—, Charlotte A. E. v., geb. v. Schardt 134. 137. 232/3. 252. 255. 264. 271. 277. 310
—, G. E. Josias F. v. 232
—, G. Friedrich K. v. 252
Stein, Friedrich Frh. v. 289. 292
—, dessen Tochter, s. Dietrich
—, Oktavie v., geb. v. Berckheim 287. 289. 292
Steinbach 270
Steiner, J. F. R. 241/2
Steintal . . . 285. 296/7. 300/1
Stieglitz, Ch. L. 216
Stolberg-Stolberg, F. L. Graf zu 60. 176
Straßburg i. E. . . 8. 58. 242/3. 268/301
Streit, L. 318
Strixner, J. N. 242
Strobel, H. W. 283
Strombeck, F. K. v. 247
Struve, E. v., geb. Gräfin Orxler-Friedenberg 247/8
—, H. Ch. G. v. . . 246/8. 250
—, J. G. v. 247/50
—, Therese v., s. Lützow
Stürmer und Dränger 49/55. 57/8. 112. 282
Stuttgart 182. 246
Suchier, E. 326
Sulz, Dr. 309
Suphan, B. 310
Surabaja 247
Sutor, Ch. 235
Swedenborg, E. 56. 85
Syrakus 205

Tann, Familie v. der 289
Tannhäuser 273
Tarent 224
Tasso, T. 13/5. 77. 161. 176. 190/1. 249

Tauberbischofsheim 245
Tauler, J. 296
Teufel 45
Teutsche Merkur, Der, und Der Neue Teutsche Merkur 260
Textor s. Goethe-Register: Großvater, Großmutter
Thales 212
Thasos 225
Theophilus, legend. Bistumsverweser 45
Thespiae 221
Thisbe, Ort in Galiläa 179. 181. 188
Thomas, A. R. M., geb. Willemer, verwitw. Städel 244
—, J. G. Ch. 243/4
Thümmel, M. A. v. 175
Thüringen 213. 221. 286. 289/90. 292
Thürmer, J. 164/6
Tiefurt 262
Tiemann, E. 321
Tigerstedt, R. 11
Tille, Armin 326
Tjilatjap 247
Torremuzza, G. L. C. Fürst v. 205
Traumann, E. 285
Trebra, F. W. H. v. 237/9
Treßnitz, G. 306/7
Troja 84
Troost, E. 292
Tübingen 323
Türckheim, Herren v. 282
—, A. E. v., geb. Schönemann 271. 277. 285. 299/300
—, B. F. v. 300
—, dessen Söhne . . . 285. 300
Türkei 165/6. 262
Tunis . . 175/83. 185/7. 190/2

Ungarn 175/92
Ungern-Sternberg, Baron v. 326
Urbino, Federigo del Montefeltro, Herzog v. 199

Valentinianus III., F. P., weström. Kaiser 210
Valerianus, P. A. L. V. röm. Kaiser . . . 209/10. 219
Varnhagen v. Ense, K. A. . 255
Vaterländische Blätter f. d. österr. Kaiserstaat . . . 180. 182
Venedig 175/6. 178. 181. 183. 186. 188/9. 211
Venus s. Aphrodite
Verona 137
Verus, Lucius, röm. Kaiser . 220
Vetter, A. 321. 326
Vicenza 137
Vieweg, H. F. 247
Vogesen 269. 277. 280
Voigt d. ä., Ch. G. v. 202. 206. 222. 236/9
Volkslieder 272. 279
Voltaire, F. M. A. . . . 244. 272
Voß, J. H. 182. 184/7. 255. 262/3
Vulpius, Ch. A. 183. 221/2. 325
—, Christiane, s. Goethe-Register: Gattin
—, W. 232. 311

Wagner, H. L. 283
Wagner, R. 157. 273
Wahl, H. . . . 224. 314. 324/6
Wahle, J. . . . 239. 314. 320/4
Waitz, E. 321
Walch, Ch. F. W., geb. Herzlieb 277
Waldeck bei Bürgel 58

Waldersbach 300/1
Waldner v. Freundstein, Baronin, geb. v. Stein . . . 289
Wallraf, F. F. 206
Walther v. d. Vogelweide . . 297
Wartburg 273
Wasenburg 281
Wasgau 277. 282. 291
Wegener, K. H. 309. 318
Weigand, F. L. K. 175
Weilar 310
Weimar 9. 48. 81. 166. 171. 173/4. 206. 231/2. 236/7. 239/40. 245. 248/50. 254. 261/2. 268. 271. 289/90. 305/7. 311. 316. 326. — Bibliothek 174. 206. 214. 222. 235. 325. — Deutschritter-Komturhaus 306. — Erholung 307. — Goethe-Haus, Goethe-Nationalmuseum s. Goethe-Register. — Herder-Platz 306. — Hof 199. 215. 250. 310. — Hoftheater 154. 242. 252. 264. 307. 323. — Kammer 234. — Künstler-Verein 309. — Münz- und Medaillenkabinett 206. 222. 235. — Park 248. — Sankt Jakobs-Kirchhof 305/6. — Schloß 258. — Wittums-Palais 262
Weimarische Kunst-Freunde 195. 199. 242
Weisen aus dem Morgenland 159
Wendriner, H. 321
Werner, A. G. 248
Werner, F. L. Z. 252
Wesel 254
Wetzlar 48
Weyland, F. L. 289
Widman, G. R. . . . 100. 102.
Wiedemann, S. 301
Wieland, Ch. M. 177. 260. 323
Wien 164. 177/8. 180. 186/7. 189. 203. 241/2. 246. 289. 314
Wiener Zeitschrift 175
Wiesbaden 243/5
Wildenbruch E. v. 323
Willemer, J. J. v. 243
—, M. A. K. T. v., geb. Jung 277
Winckelmann, J. J. . . 206. 277
Windelband, W. 5/7
Wörth 281
Wolfenbüttel 247
Wolff, E. 141
Wolfram v. Eschenbach . . . 297
Wolzogen, F. S. K. A., geb. v. Lengefeld, gesch. v. Beulwitz 286
—, W. E. F. Frhr. v. 220
Württemberg 282
—, Karl Eugen Herzog v. . . 286

Ysenburg s. Isenburg

Zabel, E. 309. 318
Zabern 279/80
Zelter, K. F. . . 212/3. 245. 258
Zeus 93. 160. 219
Zigeuner 140
Zimmer, E. 323
Zimmermann, J. G. Ritter v. 115
Zips 176/8
Zorn v. Bulach, Geschlecht . 282
Zrinyi, N. Graf v. 176
Zucchi, M. A. A., geb. Kauffmann 246
Zürich 286. 311. 316
Zweibrücken 281
—, Pfalzgrafen v. 282

II. Goethe

Seite

Bildnisse: David 173/4. — Klauer 325

Großvater Textor 325
Großmutter Textor 325
Vater 65. 89. 231
Mutter . . . . V/VI. 231
Schwester 67. 231
Gattin VI/VII. 154. 172. 234. 245/6. 255. 325
Sohn 222. 239. 245. 250/2. 256
Schwiegertochter 254

Wohnhaus in Frankfurt 141. 325
Erste Wohnung in Weimar 306
Wohnhaus in Weimar 234. 326 (Vergl. auch unten: Goethe-Nationalmuseum)
Bibliothek 324
Garten am Wohnhaus . . . 242

Studentenzeit in: Leipzig 55/7. 64/7. 271; Straßburg 8. 58. 268/301
Erste zehn Jahre in Weimar 81. 271
Italien 1786/8 . . . 47/8. 50. 82
Berkaer Badeaufenthalt . . . 238

Handzeichnungen 209. 224/5. 322. — Naturwissenschaftliche 19. — Gorytos 225/6

Seite

Sammlungen: Mineralien 249. — Gipsabgüsse 249. — Münzen u. Medaillen 195/227
Katalog der Kunstsammlungen 197/200. 208/10. 217/9. 223. 225

Goethe und: Katholizismus 175/92. — Naturwissenschaft 3/44. — Psychologie 4/44. — Untergebene 231/5.

„Als wenn das auf Namen ruhte“. 244
An den neuen Sankt Antonius. 169
An Schwager Kronos. . . 86/92
Antepirrhema 160
Auf Miedings Tod 306
Aus meinem Leben s. Dichtung und Wahrheit
Autobiographische Schriften 7/8
Berka, Promemoria über die Badeanstalt in 238
Biographische Einzelnheiten. 213
Briefe 16. 201. 231. 294. 322. — an: ? 322. — Becker, K. W. 197. — Begas 258. — Bertuch, F. J. 233. — Brion, Friederike 271. — Cornelius 242. — Cotta

214. — Deinhardstein 190. — Egloffstein, Karol. v. 209/10. — Eichstädt 195/7. — Eybenberg 202. 208/9. 215. — Friedländer, D. 195. 197. 200. — Fritsch, J. F. v. 233. — Gille 239. — Goethe: Vater 65; Schwester 67; Gattin VII. — Göttling, K. W. 188/9. — Helbig 236/9. — Herder 119. — Höpfner 88. — Humboldt, W. v. 48. 203. 214/5. — Jacobi, F. H. 46. 60/1. 63. 135. — Kestner 53/5. 89. — Klettenberg 294. — Knebel, K. L. v. 173. 214/5. 252/6. 261. 322; Knebel, K. W. v. 253. — Krafft 231. — Lavater 62/3. 73. — Lenz, J. G. 239. — Meyer, J. H. 196/7. 200. 218. — Meyer, N. 208. — Mionnet 213/4. 235/6. — Nicolovius, G. H. 323. — Pfenninger 62. — Pyrker 175/92. — Reichardt 131. — Riese 67. — Sachsen-Weimar, Karl August 58. 131. 247. — Salzmann 55. 87. — Saurau 186/7. — Schiller 133/4. 203. 214. 220. — Schlichtegroll 216/7. — Schönborn 53. — Schönkopf, Kath. 273. — Schubarth 133. 135. — Seidel, Ph. 231/5. — Stein, Charl. v. 53. 232/3. — Stolberg, F. L. zu 60. — Struve, H. Ch. G. v. 248. — Vulpius 183. 221. — Wolzogen, W. E. F. v. 220. — Zelter 212/3. 258

Briefwechsel mit: Becker, K. W. 207. — Meyer, J. H. 195. 197. 215/6. 220. 320. — Pyrker 176/92

Bücher-Vermehrungsliste 181/2. 187

Cirrus (Gedicht) 160

Claudine von Villa Bella . 58

„Da wird nicht . ." 244

Das Göttliche 161. 326

Das Tagebuch (Gedicht) . 245/6

Das Wiedersehn 134/5

Deinem Schreibtische 170

Dem teuern Lebensgenossen v. Knebel zum 30. Nov. 1825 . . . . 169/70

„Der Heiden-Kaiser Valerian" 209/10

Der Pfingstmontag, Lustspiel usw. 284

Des Paria Gebet 160/1

Dichtung und Wahrheit 8. 51. 57. 65/6. 101. 179/80. 182. 243. 268. 272. 275/8. 292

Dichtungen 15. 231. — Jugend-D. 48/9. 94. — Unvollendete D. 245

Die Feier des 28. August dankbar zu erwidern 170

Die Fischerin 278

Die Geheimnisse (Dichtung) 133. 162

— (Aufsatz) 133. 162

Die glücklichen Gatten . . . 254

Die Leiden des jungen Werthers s. Werther

Die Metamorphose der Pflanzen (Gedicht) 154

Die natürliche Tochter . . . 243

Die Wahlverwandtschaften 15/6. 212. 243. 255/7. 290/1

Divan s. West-östlicher Divan
Dürers christlich-mythol. Handzeichnungen 242
Egmont 56. 241
Einlaß 44
Eins und Alles. . . . 156/7. 160
Elegie (Marienbader) 134. 274/5
Elysium 88
Epigramme. Venedig 1790 118. 211
Erklärung eines alten Holzschnittes usw. 273
Euphrosyne 307
Farbenlehre . . 18/33. 35/8. 245
Faust 13. 45/131. 158. 161. 190/1. 250/1. 271. 273/4. 295. 299. 317. — Ur-Faust 45/95. 98/131. — Fragment von 1790 47. 50. 66/7. 104. 109/19. — Erster Teil 39. 42. 62. 81. 83. 119/31. 159/60. 270. 276. — Zweiter Teil 13. 30. 39. 48. 80/1. 83/4. 90. 93. 126/7. 133. 135; Akt I: V/VI. 93; Akt II: 212. 276; Akt III (Helena): 80/5. 90. 92/4. 101. 113. 119. 276. 299; Akt IV: 93. 275; Akt V: 83. 93. 95. 103. 121/2. 276/7. — Paralipomena 59. 63. 65/6. 70. 72. 76. 101/2. 105/12. 126. 130. — Einzelne Szenen: Prolog im Himmel 46/8. 50. 95. 103. 121. 125. 130; Teufelspakt 96/131. 135; Auerbachs Keller 50. 55. 57. 67. 69. 75. 99. 114; Hexenküche 50. 113/6; Gretchen-Szenen 57; Wald u. Höhle 47. 113/4. 116; Trüber Tag, Feld 114/5; Abschied 55. — Cornelius: Zeichnungen 240/2
„Fürsten prägen usw." . . . 211
Gedichte 307. — An Personen 169. — An Knebel 169. — Politische G. 244/5
Geschichte Gottfriedens usw. s. unter: Götz
Gespräche . . . . 8. 14. 16 — mit: Böttiger 223/4. — Boisserée 126. 240/6. — Eckermann 39. 140. — Eichstädt 196. — Falk 59. — Müller, F. v. 132. 140. 212/3. 227. — Riemer 14. — Schiller 20. 60
Götz v. Berlichingen 49. 52/5. 57/8. 180. 191. 273. 289. — Geschichte Gottfriedens usw. 55
Gott und Welt 154. 162
Grenzen der Menschheit . . . 160
Hans Sachsens poetische Sendung 273
Harzreise im Winter (Gedicht) 88. 133. 162
— (Aufsatz) 133. 162
Hermann und Dorothea 10. 13. 15
Ilmenau (Gedicht) . . . 52. 169
„Im ernsten Beinhaus usw." 42
Iphigenie auf Tauris 15. 190/1. 231. 298
Italienische Reise . . 204/5. 246
Jugend-Dichtungen . . . 48/9. 94
Künstlers Abendlied 44
Kunst, Schriften zur 217
Kunst und Altertum 186. 210/1
Lieder VII. 307. 318. — Sesenheimer L. 271
Lila 290
Literatur-Gespräch 309

Lukrez: Übersetzung (?) 260. — Vorrede zu Knebels Übersetzung 260/1. — Anzeige von Knebels Übersetzung 261
Märchen (Unterhaltungen d. A.) 91
Maskenzug von 1818 251
Maximen und Reflexionen 9. 15/6. 68
Meinem Freunde v. Knebel zum 30. Nov. 1817. . . . 169
Metamorphose der Pflanzen (Abhandlung). . 19/20. 28. 41
Metamorphose der Tiere (Gedicht) 33. 154
Mignon (Heiß mich nicht) 153; (Kennst du das Land) 148. 152; (So laßt mich) 153
Möser, Justus. 256
Münzbelustigungen . . . 195/227
Münzen, Programm über (1811) 195/7. 199/200
Münzkunde der deutschen Mittelzeit 221/2
Museums-Bericht (1812) . . 238/9
Myrons Kuh (Aufsatz) 218/9. 221
Nationelle Dichtkunst 208
Naturwissenschaft, Schriften zur 231
Notizbuch von 1793 140
Novemberlied 169
Olfried und Lisena 186
Paria 160/1. 276
Politische Gedichte 244/5
Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes 211
Prometheus (Drama) 93/5. 112. 160
Prooemion 154. 160
Propyläen 166
Reineke Fuchs 326
„Sagt es niemand" s. Selige Sehnsucht
Schriften 173. 201
Selige Sehnsucht 322
Stella 85
Tagebücher 137. 195. 201. 208. 215. 238/9. 248. 250. 252. 255. 258. 322.
Tag- und Jahres-Hefte 163/6. 196. 199. 206. 209. 215/6. 218/9. 221. 247
Tasso s. Torquato Tasso
Torquato Tasso 13/5. 77. 161. 190/1. 298/9. 312
Trilogie der Leidenschaft . . 274
„Trunken müssen wir usw." . 244
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten 91
Urworte. Orphisch (Gedicht) 9. 133. 154. 162
—, (Aufsatz) 133. 162
Venetianische Epigramme s. Epigramme. Venedig 1790
Vermächtnis (Kein Wesen) 154/62
Vermächtnis altpersischen Glaubens 245
Versus memoriales (Flinze, wenig) 170
„Vom Himmel sank usw." . 244
Von deutscher Baukunst 270. 298
Vor Gericht 245
Walpurgissack (für Herzenserleichterungen in Versen) 169
„Was die Weiber lieben usw." 15
„Was ist das Schwerste usw." 19
Weltseele 154. 157

Werke 173. 175. — Werke Cotta[2] 180. — Werke Cotta[3] 186
Werther 52/4. 180
West-östlicher Divan 179. 188. 210. 244/5. — Buch der Sprüche 244
„Wie hast du's denn" usw. . 34
Wilhelm Meister: Lehrjahre 132/53. — Wanderjahre 68. 140. 291. — Theatr. Sendung 137. 147. 149/50. 233. — Mignon 132/53
Willkommen und Abschied . 271
Zum Jahre 1804. Frau von Staël 213

Goethe-Ausgabe, Weimar. 89. 184. 187. 199. 260/1. 313. 321/2
—, Volksausgabe 311
Goethe-Nationalmuseum VI. 193/227. 308 314/5. 320. 324/6.
Goethe- und Schiller-Archiv 167/91. 224. 310. 313/5. 320/4.
Goethe-Gesellschaft 3. 305/40. — Ortsgruppen 314; Berlin 308. 317/8; Crefeld 319; Essen 309. 318/9; Hamburg 309; München 308. 317/8
Schriften der Goethe-Gesellschaft 212
Goethe-Jahrbuch (L. Geiger) 236. 239
Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft . . . VI. 207/8. 212. 315
Vereinigung der Freunde des Goethe-Hauses 326
Wiener Goethe-Verein . . . 314

Inhalt

Vorwort V

Abhandlungen

Kries, Johannes von: Goethe als Naturforscher 3

Metz, Adolf: War schon im ‚Ur-Faust' die „Rettung" des Helden vom Dichter beabsichtigt? .. 45

Pniower, Otto: Der Teufelspakt in Goethes ‚Faust' 96

Cohen, Gustav: Mignon 132

Paasch, Richard: Goethes Gedicht ‚Vermächtnis' 154

Sitte, Heinrich: Goethes Akropolis-Palmen. (Mit einer Tafel) 163

Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv

Gedichte Knebels an Goethe. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf 169

An Göthe [1788/9] 171

An Göthe. Jena, den 19. Oktober 1813 [1814] 172

Göthe, am 28. August 1824 173

An Herrn David [1831/2] 173

Briefe an Goethe aus Österreich-Ungarn. Herausgegeben von August Sauer

13. Pyrker, Johann Ladislav 175

I. Zips, 28. Jänner 1820 177

II. Venedig, 10. Oktober 1821 178

III. Venedig, 2. November 1824 183

IV. Venedig, 31. Oktober 1825 184

V. Venedig, 27. Dezember 1825 187

VI. Venedig, 20. August 1826 188

VII. Erlau, 22. März 1831 189

VIII. Erlau, 3 Dezember 1831 190

Mitteilungen aus dem Goethe-National-Museum
Goethes Münzbelustigungen. Von Behrendt Pick. (Mit einer Tafel) 195
Neue und alte Quellen
Nachträge zu Goethes Briefen 231
I. An Philipp Seidel. Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf 231
1. [Weimar, 16. Oktober 1780?] 232
2. [Neunheiligen,] 8. März 1781 232
3. [Ilmenau,] 1. Juli 1781 233
4. [Eisenach,] 19. Juni 1784 233
5. [Weimar, August 1788 / Januar 1789] 233
6. [Weimar, August 1788 / Januar 1789] 234
7. [Weimar, August 1788 / Januar 1789] 234
8. Breslau, 12. September 1790 234
II. An Théodore Edme Mionnet. Mitgeteilt von Werner Deetjen 235
III. An Christian Gottlob v. Voigt d. ä. Mitgeteilt von Heinrich Mack 236
Nachträge zu Goethes Gesprächen. Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf 240
1. Sulpiz Boisserée. (Mit zwei Tafeln) 240
2. Therese 246
Karl v. Knebels „Bilder aus dem Leben“. Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf 252
Lienhard, Friedrich: Goethes Elsaß (Festvortrag 1920) 265
35. Jahresbericht (Berichtsjahr 1919/20) 303
Verzeichnis der neu eingetretenen Mitglieder 327
Register:
I. Personen- und Ortsnamen 341
II. Goethe 359

Tafeln

1. Sulpiz Boisserée, Bleistiftzeichnung von Luise v. Meyern-Hohenberg.
2. Propyläen-Bild Joseph Thürmers.
3. Antike Münzen aus Goethes Sammlung.
4. Wohnung der Brüder Boisserée in Heidelberg.

Hof-Buch- und -Steindruckerei
Dietsch & Brückner in Weimar